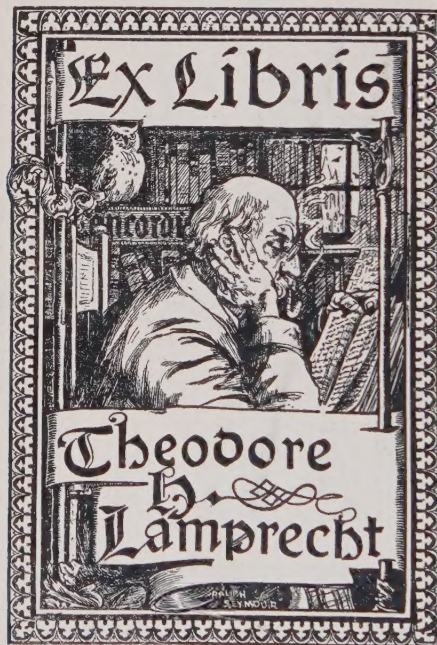




VON F. W. van Oesteren

833.9191

Ch. v.2



CONCORDIA LIBRARY

BRONXVILLE, N. Y.

Christus nicht Jesus

Zweiter Band



Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Christus nicht Jesus

Ein Jesuitenroman

von

Friedrich Werner van Desteren

Zweiter Band

Vierte Auflage

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708



CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1906

657117

~~20532~~

Alle Rechte
vorbehalten

XIII.

Der nächste Tag war völlig verregnet. Sowohl Louisa wie auch Flora kamen um ihre Sonntagsträume; erstere pflückte keine Primeln, letztere speiste nicht in der Landluft. Weder Bleifurter noch Auermann trauerten darüber. Der Doktor freute sich, daß er sparen konnte; sein Vetter, der einem Kollegen die Sonntagsaufsicht über die laufenden Geschäfte der „Heimat“ übertrug, war seelenvergnügt, sein Flörchen in seiner Behausung zu haben, wo er sich mit ihr weit besser unterhielt als Bleifurter mit Louisa. Während letztere in einem anspruchslosen Wirtshause sehr mäßig, sehr bescheiden speisten, setzte der Journalist seinem Schatz in einem besseren Restaurant ein üppiges Festmahl vor, an dem sich beide maßlos gütlich taten; sogar Champagner tranken sie. Das hiezu erforderliche Geld war noch gestern Zellmayers Eigentum gewesen. Zu diesem war Auermann, so schwer ihm auch das zeitige Aufstehen fiel, in früher Morgenstunde mit dem Briefe Rüttingers und in der Absicht, eine Anleihe auf ewige Zeiten zu machen, geeilt. Der Armenrat war von der Tatsache, daß der Chefredakteur seinen Austritt anzeigte, nicht sonderlich überrascht; sehr betroffen aber war er über die Ploglichkeit, mit der es geschah, und über die Festigkeit des Tones, in dem das Schreiben abgefaßt war. Er erklärte, daß noch im Laufe der kommenden Woche seitens der maßgebenden Mitglieder des Konsortiums eine Entscheidung getroffen werden würde und daß er auf seine eigene Verantwortung Auermann inzwischen die Oberleitung an Stelle Rüttingers übertrage. Auermann sträubte sich zwar anfangs, als der Devotionalienhändler ihn bat, wenigstens vorläufig die Stellung anzunehmen, um aus der Verlegenheit zu helfen, und machte Ausflüchte, die teils darin ausklangen, er sei vor Gott und den Menschen einer solchen Ehre nicht würdig, teils darin, er verfüge nicht über die zur Repräsentation unerläßlichen Mittel. Daran anknüpfend, bat er dann um einen Vorschuß, nur um sich das Nötigste anzuschaffen, und

als Zellmayer seiner Briefftasche einen schönen, neuen Schein entnahm, willigte Auermann endlich ein, Ehren und Geschäfte des Chefredakteurs sich aufhalsen zu lassen.

Weit weniger vergnügt als sein neuer Stellvertreter und voraussichtlicher Amtsnachfolger, verlebte Bernhard Rüttinger diesen Sonntag. Schon die Nacht hatte er schlaflos verbracht, von Sorgen um die Zukunft gequält, die so ungewiß, so düster vor ihm lag. Hätte es sich nur um ihn allein gehandelt, keinen Augenblick hätte er gezagt und gezittert, er hätte sich überhaupt nie und nimmer in das Lager derer begeben, deren Treiben ihm verhaßt war, hätte niemals sein Können in ihren Dienst gestellt, sondern wäre, seinem Herzen und seiner wahren Gesinnung folgend, ein frei und unabhängig Schaffender geworden wie Irwin. Aber seine Eltern, seine Geschwister, für die er zu sorgen hatte! Für sie nur hatte er sich verkauft, und nur um sie bangte ihm jetzt. Wenn er nun nicht so rasch eine Stellung fand, die gut bezahlt wurde? Sollten dann die alten Leute darben? Sollten die kleineren Geschwister der Erziehung, die er ihnen angeheißen ließ, verlustig werden, ehe sie zum Abschluß gelangt war? Oh, daß sie alle so jung waren, um so viel jünger als er selbst! Und wenn er nun keinen gut besoldeten Posten fände, wenn er nun nicht so bald, vielleicht überhaupt nie mehr in die Lage käme, für die ganze Familie in dem gewohnten Maße zu sorgen, die vielen Kosten zu bestreiten? Was dann? Eines Tages würden dann die Eltern vor Gram dahinsterben und die Geschwister würden anklagend vor ihm stehen und ihn fragen: „Waren wir dir nicht dieses kleine Opfer wert?“ – Oh, der furchtbare Gedanke! Sie waren ihm ja jedes Opfer wert, sein Herzblut hätte er für sie dahingegeben, alles, alles, aber – – – aber auch seine Ehre? So ganz als jämmerlicher Schuft sollte er vor sich selbst dastehen? Nein, nein, das war zu viel verlangt, ging über Menschenkraft. In Selbstverachtung leben, leben, immer dahinleben – noch jahrelang?! Er hatte nicht anders handeln können, als er getan hatte; es hatte sein müssen. Besser, die Eltern und Geschwister gingen zugrunde mit dem ehrlichen Namen Rüttinger, als daß sie von der Schmach des Namens, die er geschaffen hatte, lebten. Aber was jetzt? Um Gottes willen, was jetzt?

Stunden um Stunden verbrachte Rüttinger qualvoll stöhnend, manchmal aufschluchzend in bitterem Weh, ratlos, unschlüssig. Die vielen Pläne, die er seit Wochen im Haupte wälzte, erschienen ihm nun, da die entscheidende Stunde gekommen war, kindisch albern. Er hatte sie auf der goldigen Grundlage einer Zukunft aufgebaut, nicht auf dem trostlos grauen Boden der Gegenwart. Und nur mit dieser hatte er doch rechnen müssen! Nun mußte er all' die

Pläne über Bord werfen, um sie auf dem schmutzig dunklen Lebensmeere zerrinnen zu sehen wie leichten, schimmernden Träumefschaum. Und er sann und grübelte mit bangem Herzen und heißem Haupte, entwarf, beschloß, verwarf, gab preis.

Am Abende dieses leidvollen Tages endlich ward Rüttinger ruhiger. Nicht die Ruhe dumpfer Ergebung war es; der Frieden eines unverrückbar festgehaltenen Entschlusses war über ihn gekommen. Schwer war er ihm geworden, unsäglich schwer, schwerer vielleicht als jeder andere Entschluß, den er im Laufe der letzten Stunden gefaßt und wieder verworfen hatte, und sicher schwerer als der Todesgedanke. Ein leiblicher Selbstmord, der von aller eigenen Qual und vom Anblicke der Not der liebsten Menschen befreit, wäre leichter zu beschließen gewesen als der geplante seelische Selbstmord, mit dem alles Leid erst beginnen und der die bitterste Demütigung bedeuten sollte. Und doch – etwas, das stärker war als sein Wille, gebot ihm, riet ihm, ersuchte von ihm diesen Schritt.

Und mit fester Hand schrieb Rüttinger:

,Sonntag, den 27. April 1902
abends.

Hochverehrtes gnädiges Fräulein,

es ist keine banale Bitte, die ich an Sie richte; es ist weit mehr, weit mehr. Wollen Sie die große Güte haben, im Laufe des morgigen Tages für mich daheim zu sein, für mich allein? Bestimmen Sie die Stunde! Meine Bitte mag Ihnen seltsam klingen, und seltsam wäre sie auch, wenn ich noch derselbe Rüttinger wäre, den Sie bis vor kurzem kannten. Aber es ist ein anderer, der Sie um gütige Gewährung bittet, ein anderer und doch nach wie vor Ihr bis in den Tod ergebener

Bernhard Rüttinger.

Auf diesen Brief traf am nächsten Vormittage ein kleines Kärtchen ein, das als Antwort die Zeilen trug:

,Mein guter Rüttinger!

Kommen Sie heute um 3 Uhr! Ich bin nur für Sie zu sprechen! Was immer Ihnen das Herz bedrückt, vergessen Sie nicht, daß Sie eine gute, wirklich gute Freundin besitzen in Ihrer

28. IV. 02.

Maja Karmetter.

Ein dumpfes Gefühl, teils Freude, teils Weh, erfüllte Rüttinger, als er diese Zeilen las, und prägte sich in seinen Zügen aus; das Aufleuchten der Augen stand in seltsamem Gegensatz zu dem bitteren, schmerzlichen Lächeln, das zuckend die Mundwinkel abwärts

zog. Dann seufzte er schwer auf und verbarg das Antlitz lange in den Händen. Eine halbe Stunde vor der angegebenen Zeit trat er den schweren Gang an. ———

An einem der schönsten Plätze der Stadt, unweit ihres Mittelpunktes, lag der Palast des großen Finanzmannes, königlichen Kommerzialrates und Direktors der Zentralunionbank Arthur Karmetter. Es war ein moderner Prachtbau im vornehmen Geschmacke der Renaissance-Zeit; nichts, das aufdringlich und schreiend von Reichtum erzählte, verunstaltete sein Äußeres, nichts Stilwidriges und Geschmackloses beleidigte das Auge eines kunst- und schönheitsverständigen Betrachters. Im Inneren herrschte fürstlicher Prunk; aber auch hier hatte allenthalb ein feinfühligler Sinn sichtlich gewaltet und alles Übertriebene in glücklicher Wahl und Erkenntnis vermieden. Das Haus war erst wenige Jahre alt; nach Majas Wahl und Angaben war es erbaut und eingerichtet worden. Die große Freitreppe mit doppeltem Ansatze, zu der man vom frontalen Haupteingange gelangte, führte aus einer großen, für Gesellschaftszwecke eingerichteten Halle zum ersten Stockwerke empor, das die Empfangsgemächer und Majas Wohnräume umfaßte. Die beiden Eingänge und Stiegen an den Seiten des Gebäudes führten direkt zum zweiten Stockwerke empor, die eine zu den Büreaus des Bankdirektors, die andere zu dessen Privatwohnung.

In einem rundwandigen Boudoir mit zarten Rokokomöbeln empfing Maja Karmetter den Journalisten Bernhard Rüttinger. Sie ging ihm entgegen und reichte ihm voll teilnehmender Herzlichkeit die Hand.

„Mein guter Rüttinger, was ist Ihnen denn? Ihr Brief hat mich besorgt gemacht, und nun sehe ich Sie blaß. Was haben Sie denn? Sie zittern.“

In der Tat war das Aussehen Rüttingers ein krankhaftes; und als er sich auf die Hand der jungen Dame herabbeugte, um einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken, bebte er am ganzen Leibe.

Sie bot ihm einen Platz, und er setzte sich.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, „ich danke Ihnen von Herzen für Ihre freundschaftliche Güte, für die Erlaubnis, Sie aufsuchen zu dürfen, und für Ihre teilnehmende Frage. Mir fehlt nichts, ich danke Ihnen.“

„Rüttinger, wenn ich nicht den Ernst und die Blässe in Ihrem Gesicht sähe, würde ich das alles für einen schlechten Scherz halten. Ich bin nicht gewohnt, Sie so sprechen zu hören.“

„Ich habe Sie darauf vorbereitet, gnädiges Fräulein, daß ich ein anderer bin als ich war.“

„Ja, aber, Mensch, was ist Ihnen denn geschehen? Sie wissen, Sie können mir vertrauen und auf mich zählen. Ich wiederhole es mündlich.“

„Und ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, nochmals für diese Versicherung; sie wird mir das Sprechen erleichtern. Ich will ohne Umschweife beginnen. Aber erst gestatten Sie mir eine Frage!“

„Nun, Rüttinger? Ich höre.“

„Haben Sie die gestrige ‚Heimat‘ gelesen?“

„Sie spielen wohl auf das Feuilleton an? Ich muß gestehen, daß sogar ich, die ich ein gut Stück Zynismus vertrage, degoutiert war. Der blutige Angriff gegen Flemming ist klar, macht diesen geradezu unmöglich und ist doppelt gemein, weil er dem Angegriffenen keine direkte Handhabe bietet, dagegen aufzutreten. Es gilt unverkennbar ihm und ist doch so abgefaßt, daß der Verfasser es ruhig bestreiten kann. Wer ist denn übrigens dieser saubere Herr Florus?“

„‚Florus‘ ist die Signatur? Das wußte ich nicht einmal, gnädiges Fräulein.“

„Wie, Rüttinger? Sie wollen mir erzählen, daß Sie nicht wissen, was in Ihrem Blatte geschieht?“

„Gnädiges Fräulein, ich habe seit gestern mit dem Blatte nichts mehr zu schaffen.“

„Ah, c'est cela?“ sagte Maja. Dann wurde sie sehr ernst und forderte den Journalisten auf: „Erzählen Sie!“

„Gnädiges Fräulein,“ begann dieser, „ich habe zu Ihnen stets unbegrenztes Vertrauen gehabt und konnte vor Ihnen nichts geheim halten; das Herz stieg mir zu den Lippen. Seltsam genug und doch wieder natürlich! So wissen Sie denn auch, wer ich bin und wie ich lebe, kennen fast meinen ganzen häuslichen Sorgenherd und den Zwiespalt, in den mich meine Stellung brachte. Sie wissen auch von meinen inneren Kämpfen, von meinen Plänen und von der jüngsten Vergangenheit, die mir meinen Posten immer mehr verleidete, ihn immer unhaltbarer machte. Ich habe Ihnen von all' dem immer scherzend, vielleicht sogar zynisch gesprochen, wie dies meine Art war, ob ich auch alles bitter ernst empfand. Dieser Artikel des Florus aber schlug dem Faß den Boden aus. Dazu meinen Namen herzugeben, war ich mir denn doch zu gut, und das bißchen Selbstachtung, das ich mir zu bewahren gewußt, gebot mir, meine sofortige Entlassung zu nehmen. Und nun stehe ich mit der schweren Last meiner teuren Eltern und Geschwister brotlos und verlassen da.“

Maja reichte ihm die Hand. „Ein Mensch wie Sie ist nie verlassen,“ sagte sie zart.

Abermals drückte er einen langen Kuß auf diese schöne, weiße Frauenhand. Als er das Antlitz hob, war es noch tiefer erblaßt.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er mit schwerer Stimme, „einem Sterbenden wird oft das Vorrecht eingeräumt, ganz ehrlich, ganz offen alles, alles zu sagen. Gewähren Sie mir dieses Recht?“

Sie blickte finster. „Rüttinger, Sie wollen einen Selbstmord begehen? Pfui! Das wäre erbärmlich, wäre namenlos feig und gewissenlos. Ich würde Sie verachten. Und wegen einer solchen Bagatelle?“

Er schüttelte mit schmerzlichem Lächeln das Haupt. „Sie haben recht, gnädiges Fräulein. Gewissenlos, erbärmlich wär's, dächte ich auch nur einen Augenblick lang daran. Aber es gibt ein moralisches Sterben, einen — sagen wir: einen Herzenselbstmord. Darf ich sprechen, gnädiges Fräulein? Wollen Sie die Güte haben, mich anzuhören, ohne mir zu zürnen und ohne mir das Wort abzuschneiden? Sehen Sie, ich könnte nimmermehr zum Schluß gelangen ohne Einleitung. Wenn Sie mich angehört haben, werden Sie diese Äußerung begreifen. Darf ich also?“

„Mein armer, guter Rüttinger, ja, Sie dürfen.“

„Fräulein Maja, ich habe Sie geliebt. Blicken Sie nicht finster, zürnen und fürchten Sie nicht! Aus dem Munde eines hoffenden Verehrers, eines Freiers würden Sie nie die Worte hören, die ich gerade sprach. Denn ich sagte: ich habe Sie geliebt. Und damit habe ich meinem Herzen ja den Stab gebrochen. Meinem Herzen, Fräulein Maja, nicht meiner Hoffnung. Denn die war niemals greifbar und zukunftsstrunken in mir. Ja, gnädiges Fräulein, ich habe Sie geliebt. Sie wissen gar nicht, wie viel Glück ich Ihnen verdankte, wissen gar nicht, daß Sie es waren, die mich, wenn ich im schweren Lebenskampfe zu sinken drohte, aufrecht erhielt, mir Mut, Tatkraft und Schaffensfreude schenkte. Daß meine Liebe ewiglich so körperlos bleiben mußte, wie sie war, wußte ich, und trotzdem habe ich sie gepflegt. Stolz war ich auf sie, weil sie gerade durch ihre stumme Hoffnungslosigkeit mir unendlich größer und reiner erschien als die Liebe der zahllosen anderen mir so oder so weit überlegenen Männer, die Ihnen, Fräulein Maja, huldigten und so Vieles und Glänzendes zu Füßen legten. Die anderen alle erhofften ja Lohn für die Huldigungen, herrlichen Lohn, während ich mein armes Nichts mit all meinem Fühlen und Denken Ihnen nur so zu Füßen legte wie etwa ein Frommer zu Füßen des Altars, ein Frommer, der von seinem Gotte nichts begehrt und nur kommt, um ihm zu danken, daß er ist. Ja, gerade so war's. Ich dankte, daß Sie sind. — Sehen Sie, gnädiges Fräulein, und da war noch

etwas anderes ganz hinten in einem Winkel meines Herzens und erhob manchmal ganz leise die Stimme und tat mir so wohl, so wohl, wenn es mir sagte: „Sie ist und bleibt für dich zwar eine unerreichbare Gottheit; aber du bist nicht unwürdig, vor ihr zu knien.“ Und, gnädiges Fräulein, diese letzte Glückesstimme, dieses trostreiche Etwas in meinem Herzen — das, gnädiges Fräulein, das zu morden stehe ich im Begriffe. Verstehen Sie nun den Herzensselbstmord? Sehen Sie den moralisch Sterbenden vor sich?“

Rüttingers Stimme hatte einen immer dumpferen Klang angenommen. Jetzt schwieg er und bedeckte leise aufstöhnend sein Antlitz mit den Händen.

Maja hatte erschüttert zugehört; sie war zu ergreifen, um sprechen zu können. Tiefe Herzensrührung bemächtigte sich ihrer gegen ihren Willen, und als sie sich dessen bewußt ward, fühlte sie etwas wie Zorn sich regen, Zorn gegen den Mann, der es gewagt hatte, sie so sehr aus dem Gleichmaß der Gefühle und Gedanken zu bringen, ihr die überlegene, klare Selbstbeherrschung zu rauben. Aber dieses selbstherrliche Gefühl verslog rasch, und da sprach dann nur ihr Herz, das von Mitleid für diesen Mann erfüllt war, dem sie stets freundschaftlich gewogen war und der ihr jetzt eine Tiefe des Empfindens offenbarte, die sie nimmer in ihm gesucht und geahnt hatte. Und wie er sie liebte — dieser arme, arme Rüttinger!

„Rüttinger,“ sagte sie leise und weich und blickte ihn mit feucht schimmernden Augen an.

Beim Klange ihrer Stimme erhob er das gesenkte Haupt und nickte ihr schmerzlich zu. „Ja, so stand es um mich. Doch es ist vorbei.“

Nach einer Pause atmete er tief auf und fuhr fort: „Ich bin glücklich, gnädiges Fräulein, glücklich, daß ich Ihnen ein Mal in meinem Leben doch alles sagen durfte, und ich danke Ihnen innigst, daß Sie es mir gestatteten. Um so viel leichter ist mir jetzt. Warum ich Ihnen diese Ihnen gewiß peinlichen Augenblicke bereitete? Wie ich Sie liebte, wußten Sie nicht; aber daß ich Sie liebte, wußten Sie, und Sie glaubten, daß ich noch eine verstohlene Hoffnung im Herzen trüge, eine kühne, kleine Hoffnung auf Großes, wie eben jeder Liebende. Denn man hört nie auf, selbst das Unwahrscheinlichste zu erhoffen, man hofft und hofft auf Wunder, solange man liebt. Und solange Sie das von mir dachten, konnte ich Ihnen nicht, ohne Ihrer allertiefsten Verachtung anheimzufallen, meine Bitte sagen. Ein Verliebter, wohl gar ein Freier mit einer solchen Bitte — das wäre niedriger als niedrig. Ich bin kein Liebender mehr, gnädiges Fräulein; ich sagte Ihnen, daß ich jene trostreiche Stimme ersticke und den Herzensselbstmord begehe. Und dieser gibt

mir das Recht — nein, nicht das Recht, also die Möglichkeit zu einer Bitte — einer Bitte um — — Bitte um — — — Geld.“

Würgend stieß Rüttinger das letzte Wort hervor; dann fuhr er schnell fort: „Ja, Geld, um ein neues Leben zu beginnen. Geld, um Eltern und Geschwister davor zu bewahren, daß sie entbehren, was ich ihnen bis heute geben konnte. Sie werden sich wundern, gnädiges Fräulein, werden es vielleicht schamlos finden, daß ich betteln statt zu arbeiten. Sie irren. Arbeiten will ich, arbeiten Tag und Nacht, um mit der Zeit zurückerstatten zu können. Aber ich will, ich darf nicht aufs Ungewisse lossteuern, darf nicht riskieren, auf einem Schiff zu fahren, das keinen sicheren Boden hat und vielleicht morgen schon untergeht, um mich und die Meinen in die Tiefe zu werfen. Wäre ich allein, ich ginge gerne unter. Aber die Meinen sollen es nicht. Verstehen Sie, gnädiges Fräulein? Um einen festen Boden betteln ich.“

„Rüttinger, mein lieber, guter Rüttinger, tun Sie mir nicht weh und sprechen Sie nicht weiter darüber! Lassen Sie mich Ihnen nur sagen, daß ich Sie hoch, hoch achte, und sagen Sie mir auch nur eines noch: was darf ich Ihnen zur Verfügung stellen lassen?“

„Gnädiges Fräulein, noch eines lassen Sie mich vorher sagen! Ich bin Ihnen die Erklärung dafür schuldig, warum ich, ein Mann, zu Ihnen, einem Mädchen, mit einer solchen Bitte komme. — Doch, gnädigstes Fräulein, lassen Sie mich es, bitte, erklären; Sie erweisen mir nochmals eine Wohlthat dadurch.“

„Wenn Sie es durchaus wollen, Rüttinger, dann sprechen Sie!“

„Es ist schwer, jemanden um Unterstützung, um Geld anzu= gehen, furchtbar schwer. Glauben Sie mir, gnädiges Fräulein! Und es gilt wohl mit Recht als hundertfach verächtlich, wenn ein Mann einer Frau mit dieser Bitte naht. Das habe ich mir ja auch gesagt, als ich den schweren Entschluß faßte, zur Sicherung meiner Lieben diesen Schritt zu tun. Und als mir zum ersten Male dabei der Gedanke kam, Sie zu bitten, stieß ich ihn voll Scham und Abscheu zurück. Ich sagte mir, daß es Menschen, Männer genug gibt, denen ich äußerlich ein besserer Bekannter, wie man sagt, bin als Ihnen, und an diese müßte ich mich wenden. Aber wenn sie achselzuckend den Bettelnden abweisen? Furchtbar. Und wenn sie die Bitte großmütig und salbungsvoll gewähren, ihnen mein Lebenlang verpflichtet sein und errötend danken, ihnen, zu denen mich bloß der Zwang äußerer Umstände, die eiserne Not des Augenblickes führte? Gräßlich, bis zur letzten Lebensstunde gräßlich. Denn es ist bitter, für jemanden niemals anderes im Herzen zu fühlen als nur einzig und allein Dankbarkeit, Dankbarkeit, die einem die in der Not gespendete Geldhilfe abringt. Sie aber, gnädiges Fräu=

lein, Sie standen meinem Herzen näher als alle anderen; und auch der Dank war bereits unter meinen Gefühlen für Sie, nicht der Dank für Materielles, sondern ein reinerer, schönerer. Und ich sagte mir da auch, daß der Fromme von keinem Wesen lieber und leichter eine Gnade empfängt als von seinem Gotte. Und so war's und ist's ja auch hier. Allerdings – ich wiederhole es zum letzten Male – war ich dann gezwungen, in dem Wesen, das ich auf den Altar meines Herzens gesetzt hatte, nichts, nichts anderes fernerhin mehr zu sehen als eine ferne, ferne Gottheit. So, gnädiges Fräulein, das ist alles, was ich zu sagen hatte. Und jetzt bettle ich.“

Maja streckte den Journalisten wortlos beide Hände hin, und als er diese ergriff, um sie an die Lippen zu führen, wehrte sie es ihm. „Nein. Ich bin jetzt für Sie keine junge Dame, kein Weib, sondern Ihr Freund.“

„Danke,“ sagte er fast tonlos.

Sie sann eine Weile. „Rüttinger,“ nahm sie dann das Wort, „es ist natürlich, daß ich mich an Papa wenden muß. Es ist aber genug, wenn ein Mensch um Ihren Kummer weiß. Übrigens – er fragt ja fast nie, der liebe, gute Mensch, wenn ich etwas begehre. Was brauchen Sie also, mein Freund?“

„Ich überlasse es Ihnen, gnädiges Fräulein. Bitte, nicht so viel, daß ich niemals im Leben die Schuld abtragen könnte, aber genug, um den sicheren Boden zu zimmern. Sie werden es ja ermessen können.“

„Gut, Rüttinger. Das soll in wenigen Tagen geregelt sein. Und jetzt sprechen wir nicht mehr darüber! Das ist die einzige Verpflichtung, die ich Ihnen aufbürde. Und Kopf hoch, lieber Freund! Wir sind jung, und das Leben ist ganz und gar nicht so übel, wie es manchmal aussieht. Was gedenken Sie dann zu beginnen?“

„Nach Steinfurt zu fahren und meinen Bruder Koloman den Jesuiten aus den Händen zu reißen. Schlimm und frevelhaft genug, daß ich ihnen den Knaben so lange überließ! Er hatte einen Freiplatz, und das bewog mich. Doch zu spät ist's noch nicht; Koloman ist noch nicht verdorben und wird sich schon noch zu einem ganzen Menschen durchringen.“

„Oh, lieber Freund, dieser Eifer! Was haben Ihnen denn die Jesuiten getan, daß Sie sie gar so fürchterlich hassen? Sie haben Sie doch erzogen!“

„Acht Jahre lang, gnädiges Fräulein. Und diese acht Knabenjahre kosteten mich eben so viele Jünglingsjahre, die ich dazu verbrauchte, um meine Seele von dem Gifte meiner jesuitischen Erziehung zu befreien. Acht verlorene Jünglingsjahre, nach denen ich erst

so weit war, wie andere, die eine andere Erziehung genossen haben, beim Eintritt ins Jünglingsalter sind. Acht Jahre brauchte ich, um aus einem Jesuiten ein Christ zu werden. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, gerade wir, die wir von diesen Menschen erzogen wurden, werden ihre grimmigsten Feinde, sobald wir anständig denken, ja nur überhaupt denken gelernt haben. Wir kennen sie eben besser, als andere sie kennen.“

Maja schüttelte sich wie schauernd und lachte. „Du, wie das klingt! Man sollte glauben, daß Sie von Mördern und Räubern sprechen.“

„Mörder und Räuber sind nicht so schlimm und verächtlich und auch nicht so gefährlich wie Meuchler und Einmischler. Und von letzteren spreche ich. Gnädiges Fräulein, gestatten Sie mir übrigens noch eine große, große Freiheit!“

„Ungern, Rüttinger.“

„Aber trotzdem. Gnädiges Fräulein, Sie sind mit den Steinfurter Jesuiten durch irgendetwas eng verbunden.“

Maja sah ihn drohend an. „Rüttinger, das ist meine Sache.“

„Ich weiß, gnädiges Fräulein, und bin gewiß der letzte Mensch, der stöbert oder zu wissen begehrt, was ihm nicht gelagt wird. Was immer aber es sei, gnädiges Fräulein, hüten Sie sich! Die Jesuiten werden Ihre wirklichen Verbündeten sein, solange es ihnen vorteilhaft dünkt; wendet sich aber das Blatt, so werden sie nur noch scheinbar Ihre Verbündeten sein, in Wahrheit aber heimlich auf das niedrigste Ihnen entgegenarbeiten. Ich kenne meine einstigen Lehrer. Doch verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich das sagte, und zürnen Sie mir nicht! Es war Torheit von mir. Sie sind ihnen gewachsen, Gott sei Dank und Lob. Aber trotzdem – hüten Sie sich!“

„Rüttinger, daß ich Sie nicht unterbrach, war der größte Freundschaftsbeweis, den Sie bisher von mir empfangen. Sie wissen, daß ich keine Belehrungen annehme. Nichtsdestoweniger Dank für die gute Absicht! Jetzt aber sitzen Sie still und hören Sie sich ein Telephongespräch an! Bringen Sie mir zuerst das Telephon hierher und stellen Sie es da auf den Tisch! – So! – Und jetzt still! – Bitte, Fräulein, Zwanzig, Null, Eins! – Hallo! Hier Karmetter. Ist dort Zentralunionbank? – Bitte, mich mit dem Herrn Rat Karmetter selbst zu verbinden! – – Grüß’ dich, Papa! – Ja, Sonnenschein ist’s und hat die Absicht, dir zu strahlen, sobald du Zeit und Lust hast. – Oh, du guter, guter Papa! – Hast du denn aber auch Zeit jetzt? – Also, deine Sonnensehnsucht kann sofort gestillt werden. Soll ich kommen oder kommst du? – Schön, Papa. – Und wie lange dauert das? – Also in zehn Minuten erwarte ich dich. Addio,

geliebter Papa. — Schluß. — — — So, Rüttinger. In zehn Minuten ist Papa hier.“

„Ich gehe, gnädiges Fräulein. Haben Sie nochmals aus ganzer Seele Dank, innigsten Dank!“ Tränen standen in Rüttingers Augen.

„Aber, aber, lieber Freund,“ wehrte Maja. „Hier! Schütteln wir uns die Hände und geloben wir einander treue, gute Freundschaft!“

„Bis zum Tode, gnädiges Fräulein, und darüber hinaus bin und bleibe ich Ihnen ergeben.“

Als Rüttinger gegangen war, eilte Maja in ihr Toilettezimmer. Kleine Spuren der Erregung zeigte ihr schönes Antlitz doch, und das sollte der stets überzärtliche, besorgte Vater nicht sehen. Sie ließ sich am Toilettetisch vor dem Spiegel nieder, ordnete ein wenig die Haare und bestaubte das Antlitz mit Puder. Während sie diesen mit einem weichen Lüchlein abwischte, betrachtete sie ihr Spiegelbild. Und dabei sank ihre Hand langsam auf die Glasplatte des Tisches, ihre Züge wurden nachdenklich, ihre Blicke verloren sich in die Weite. Maja dachte an Rüttingers warnende Worte, an sich selbst und den Prinzen Carl Rudolf und an vieles, vieles andere, das sie von der Zukunft begehrte und als Gegenwart sehen wollte.

Der Bankdirektor Arthur Karmetter, der im zweiundfünfzigsten Lebensjahre stand, sah älter aus. Daran trugen der gleichmäßig rötlichbraune Ton seiner Gesichtsfarbe und der bis auf wenige ergraute Haare völlig kahle Schädel schuld. Aber nur äußerlich war er durch seine entbehrungsreichen Jugendjahre und das in steter, angestrenzter Hirntätigkeit verbrachte übrige Mannesalter so vorzeitig gealtert; seelisch war er weit jünger, war noch in hohem Maße für alles Schöne empfänglich, allen Neuerungen auf den Gebieten der Kunst und des Wissens, sobald er sie als zweckmäßig erkannt hatte, zugänglich. Obgleich seine Bildung mit der hohen gesellschaftlichen Stellung, die er bekleidete, nicht im Einklang stand, beurteilte er aus einem natürlichen, gesunden Empfinden heraus die Dinge doch gewöhnlich richtig. Seine Urteile in Finanzfragen galten als maßgebend, sein sicherer, scharfer Blick für diese Angelegenheiten war bewundert und anerkannt, seine Autorität unbestritten.

Es war auch schon vorgekommen, daß man den Bankdirektor für ganz außerhalb seines Berufes liegende Kunst- und Schönheitsfragen sich begeistern gesehen hatte. Wenn man dann seine Bewunderung für dieses fast jugendliche Feuer und das erstaunlich große Verständnis an den Tag legte, meinte der Kommerzialrat

lächelnd, daß er doch gewiß für Schönheit Verständnis haben müßte, da die Schönheit in seinem Hause daheim wäre und daß auch seine Jugendglut nicht überraschen könnte, da er daheim stets einen Sonnenschein hätte, der ihm das alte Herz warm hielt. Das ganze Wesen des Mannes war durchtränkt von Zärtlichkeit für seine Tochter, seinen behüteten Augapfel, seinen goldenen Sonnenschein, sein verwöhntes, allmächtiges Kind, seinen Daseinszweck und Lebensatem. Vor nichts bangte ihm so sehr als vor dem Augenblicke, da Maja einem Manne sich zu eigen geben, das Haus verlassen, ihm verloren gehen werde. Deshalb sprach er nie eine Silbe über Heirat, dieses Wort, das ihn zittern machte, und war insgeheim glücklich, daß sein Kind sich zu keiner Wahl entschließen konnte. Vielleicht waren die väterliche Zärtlichkeit, die Fürsorge, mit der er Maja umgab, die tausend großen und kleinen Überraschungen, mit denen er sie verwöhnte, sogar nicht frei von uneingestandener Absichtlichkeit. Sein Kind, sein Alles, wollte er ans Haus fesseln, bei sich behalten, solange es ging. —

Nach Majas telephonischem Anruf war der Bankdirektor sofort daran gegangen, die laufenden und dringlichsten Geschäfte zu erledigen. Übriges von Wichtigkeit sollte man ihm ins Palais senden, wo er es im Laufe des Abends prüfen und ordnen würde. Trotz dieser Einschränkung und Beschleunigung nahm seine Tätigkeit aber mehr als zehn Minuten, fast das Doppelte dieser Zeit in Anspruch. Als der Direktor sich durch einen Blick auf die Uhr von dieser Verspätung überzeugte, ließ er alles andere im Stiche, auch Halberledigtes, eilte zum Wagen und ließ sich mit rasender Schnelligkeit zum Palais fahren. Dort kleidete er sich rasch um — Sonnenschein liebte das — und stieg zu den Wohnräumen seiner Tochter hinab.

Diese saß noch immer, in Gedanken verloren, wachen Träumen nachhängend, vor dem Toilettetisch.

„Kann man herein?“ ertönte die Stimme ihres Vaters vor der Türe des Zimmers.

Maja sprang auf. „Oh Papa, du bist's? Natürlich kann man, wenn man du ist, herein. Sind denn schon zehn Minuten vorüber? Du hast dich aber beeilt! Das ist lieb von dir.“

Der Direktor war froh, daß sie die Verspätung nicht merkte. „Ja, zehn Minuten sind gerade vorbei,“ sagte er. „Nun? Verdienste ich dafür keinen Kuß, Sonnenschein?“

„Sonnenschein ist bestaubt, Papa. Warte, bis er wieder schön glänzt! — So, jetzt ist's gefahrlos für dich und deinen schönen, sauberen Rock. Hier! Einer und noch einer und noch einer!“

Dreimal küßte sie ihn herzlich, und sein Antlitz strahlte vor Glück.

„Welchem Umstand verdanke ich's denn, daß du mir heute zu feltener Stunde scheinst?“

„Ich habe heute einen Tag der Einklehr in mich selbst, Papa. Du weißt ja, der kehrt jeden Monat mehrmals wieder und bedeutet auch Auskehr für unsere Leute, die mir alle eventuellen Besucher vom Leibe halten und zum Hause hinauskehren müssen. Nun, und als ich da vorhin bei der Bespiegelung meines Herzens jenes Fleckchen erspähte, an dem Papachen sitzt — Du, übrigens, er sitzt überall im Herzen und am allerfestesten und am tiefsten. Kurz, ich hatte Sehnsucht nach deinem lieben, alten Gesicht und rief dich.“

Mit leuchtenden Augen hörte ihr Vater ihren Worten zu, die ihn so zu beseligen vermochten. Zärtlich umarmte er sie. „Und in meinem alten Herzen ist überhaupt weit und breit nichts anderes als Sonnenschein. Und der tut ihm wohl.“

„Hast du deine Milch getrunken? Schon gegessen, Papa?“

„Nein, Kind, noch nicht.“

„Pfui, unartiger Mensch, schäm' dich! Gleich wirst du brav trinken und essen. Ich lade dich bei mir zu Gast. Komm'! Ich entführe dich in mein kleinstes Gemach, damit du mir recht nahe bist.“

Lachend zog sie ihn aus dem Zimmer und befahl einem Diener, daß in ihrem kleinen Salon serviert werde. Dorthin führte sie den Vater. Dieser Raum, in dem, wie sie selbst sagte, kaum für sie allein Platz war, glich in der That einer Puppenstube in Größe und Einrichtung. Alles war zart und überaus zierlich und kostbar. Vergoldete, kleine Sigmöbel, ein eingelegter, winziger Schreibtisch mit Geheimverschluß, ein Tischchen mit einer kunstvollen Mosaikplatte, Meißener Porzellanfigürchen, kleine, geschnitzte Wandkästchen, hinter deren Scheiben Nippgegenstände und Vallandenken zu sehen waren. Maja nannte diese Puppenstube ihr Allerheiligstes, sagte, daß sie geheime Schätze von unermäßigem Wert berge, und gewährte nur selten jemandem Einlaß.

„Hm, hm, du mußt etwas Besonderes auf dem Herzen haben, Kind,“ meinte der Bankdirektor, als er dieses Zimmer betrat. „Grundlos führst du mich nicht in diesen Dom.“

„Erraten, Papa. Jetzt aber setz' dich und stärke dich erst! Dann plaudern wir.“

Als der Imbiß verzehrt war und der Diener das Geschirr fortgetragen hatte, rückte Maja ihren Sessel dicht an den ihres Vaters heran.

„Papa,“ sagte sie und faßte seine Hand, „jetzt wollen wir ernst reden.“

„Doch nicht Wolken, mein Sonnenschein?“

„Nein, nein, liebes Papachen. Nur nicht immer gleich so besorgt sein! Hör' einmal! — Zuerst, da wir uns gestern kaum sahen und sprachen: was hast du zu dem Feuilletton in der ‚Heimat‘ gesagt?“

Er blickte zornig und drohend. „Das ist die größte Unverschämtheit und Niederträchtigkeit, die ich je erlebt habe. Dieses Blatt rühre ich nicht mehr an, geschweige denn, daß ich es je wieder lese. Überhaupt will ich — — —“

Befänstigend streichelte sie seine Hand. „Nein, das wirst du nicht. Du weißt, ich habe dir die triftigen Gründe genannt.“

„Ach was! Aus der ‚katholischen Bank‘ wird so wie so nicht so bald etwas werden. Pater Sandens Kanzelbemerkungen haben auch nicht den raschen Erfolg, den die Jesuiten erhofften. Die Sache schleppt sich, und es kann keinesfalls die Rede davon sein, das Unternehmen vor zwei, vielleicht auch drei Jahren zu finanzieren. Ich habe überdies nicht einmal besondere Neigung dazu; mein jetziger Wirkungskreis ist mir lieb und gibt mir mehr als genug zu schaffen. Ich hätte Lust, aus dem unanständigen Blatte mein Geld — — —“

„Ruhe, Ruhe, Papa. Du weißt, wieviel dich das kosten kann und würde,“ fiel Maja abermals beschwichtigend ein.

Der Kommerzialrat schwieg eine Weile. „Du hast recht, Kindchen, du hast immer recht,“ erklärte er dann. „Aber daß sie auf einen ihrer Hauptaktionäre so wenig Rücksicht nehmen, daß sie trotz einmaligem Ersuchen seinen Freund angreifen, und noch dazu in dieser bodenlos gemeinen Weise, das ist denn doch zu stark. Ich begreife übrigens nicht, wie Rüttinger diese Sudelei durchgehen lassen konnte.“

„Hat er auch nicht, Papa. Rüttinger hat eben dieses Artikels wegen seine sofortige Entlassung genommen.“

„Was? Wie?“ fragte der Rat überrascht. „Ist das möglich? Woher weißt du's, Kind?“

„Ich habe Rüttinger getroffen, zur Rede gestellt und von ihm diese Nachricht erhalten,“ entgegnete Maja ausweichend.

„Braver Kerl — der Rüttinger, braver Kerl. Das werde ich ihm gedenken.“

„Ja, das habe ich ihm auch gesagt, Papa. Er ist ein guter Mensch. Aber wie denkst du über die Folgen des niedrigen, gehässigen Lügenangriffes gegen Flemming?“

Traurig und besorgt schüttelte der Bankier das Haupt. „Ich weiß nicht, Kind, weiß nicht. Aber vielleicht sind sie schlimm. Das kann dem armen Flemming bei der Regierung und der Kurie der-

art schaden, daß es ihm den Hals bricht. Was nützt es, wenn er alle Verdächtigungen durch Gegenbeweise zu entkräften, alle Lügen zu widerlegen vermag? In der Öffentlichkeit ist er bis auf die Knochen bloßgestellt. Den Kot, mit dem Ungenannte, diese schlimmste Sorte von Kanakillen, einen ansprigen, wird man nicht mehr los. Auf diesen Schmutz schauen sie alle, Papst, Kardinäle, Fürsten und Volkshefe, zeigen mit den Fingern darauf und achten nicht, ob die Haut darunter rein und gesund oder schmutzig und krank ist. Es ist erbärmlich, und mein armer Flemming tut mir bitter leid.“

„Bitte, bitte, liebes Papachen, reg' dich nicht auf! Hätte ich das gewußt, dann hätte ich gar nicht davon zu reden begonnen. Gleich denkst du an etwas anderes! Da, schau' jetzt einmal deinem Sonnenschein in die Grillenlöcher und sag' mir, was du darin liest!“

„Was ich in deinen Augen lese, Sonnenschein? Laß schauen! Erst einmal, daß du mich lieb hast — — —“

„Das weiß der Himmel, Papa. Und wie sehr!“

„Zweitens — — Wart' einmal! Hat dieses große Mädchen nicht etwa den Wunsch nach einem neuen Spielzeug? Oder hat sie — — —?“

„Schulden,“ fiel Maja in zerknirschtem Tone ein und senkte reuig das Haupt. „Fürchtbar große, schwere, drückende, zerschmetternde, vernichtende Schulden hat dieses nichtsnutzige Mädchen.“

Der Finanzmann lächelte. „Na, na, ist's denn wirklich gar so schlimm?“

„Sehr schlimm.“

„Hat das Fräulein etwa gar Spielschulden gemacht?“

„Ehrenschulden, gestrenger Herr Vater. Ich habe etwas im Namen des Bankdirektors Arthur Karmetter und seiner Tochter Maja versprochen.“

„So, so. Darf man fragen, wie viel?“

„Zwanzigtausend.“

Der Bankdirektor fuhr zusammen. „Teufel! Mit Kleinigkeiten gibst du dich aber nicht ab, Nichtsnutz.“

„Kann ich auch nicht als einzige Tochter meines Vaters.“

„So, so. Und darf man fragen, wem?“

„Nein, darf man nicht, süßes, einziges Papachen. Man darf nur wissen, daß damit eine große Wohltat erwiesen wird.“

Der Direktor wurde unruhig. „Irst du auch nicht, Maja? Handelt es sich um eine wirkliche Wohltat, die einem wahrhaft Bedürftigen und Würdigen erwiesen werden soll?“

„Ich irre nicht. Diesmal weniger denn je.“

„Sieh mich an, Maja,“ sagte der Vater ernst, „und höre mir ruhig zu! Ich habe einen Verdacht, wohin auch dieses Geld wieder

wandern soll. Ich habe dir ohne weiteres, zumal es mir gerade damals, ehrlich gestanden, sehr, sehr leicht wurde, wie du weißt, — habe dir damals die große Summe versprochen, die noch unausgezahlt und verzinst bereit liegt, sobald sie gefordert wird. Ich habe den Jesuiten in Steinfurt auf deinen Wunsch hin die Hälfte der für den Kirchenbau nötigen Summe zugesagt. Aber deine mir nicht ganz erklärliche innige Freundschaft mit den hochwürdigen Herren — ich frage dich nie nach deinen Gründen; sie sind jedenfalls gut und klug wie alles, was Sonnenschein tut. — Aber diese Freundschaft wird denn doch etwas kostspielig. Ich argwöhne nämlich, daß die Zwanzigtausend auch dorthin wandern. Sei nicht böse, liebstes Kind, wenn ich dir das offen sagte! Und bedenke, daß sie Flemmings Feinde sind und dieser — ich kann nur sagen: schmutzigen Preßkampagne nicht fern stehen.“

„Ich habe doch brav zugehört, nicht wahr? Aber verdient habe ich die Schelte gar nicht.“

„Aber, Sonnenschein, Papa hat doch dich nicht ausgescholten. Was fällt dir ein? Das Kind ist doch nicht beleidigt?“

Statt aller Antwort küßte sie ihn mit schmollenden und doch lächelnden Mienen innig. „So böß bin ich auf dich, mein herzliebster Papa.“

„Wann braucht Fräulein denn das Geld?“

„Halt! Erst zuhören! Das Geld ist nicht für Kirchen oder sonstige geistliche Zwecke. Es ist für etwas ganz Weltliches, aber sehr, sehr Gutes. Glaubst du's mir?“

„Kindchen, wenn du es sagst, sollte ich's nicht glauben? Da müßte doch eher der Himmel einstürzen und mich erschlagen. Wann brauchst du das Geld?“

„Je früher, umso besser. In drei Tagen. Geht das?“

Der Direktor dachte nach. „Heute ist Montag. Warte! — Freitag sollst du's haben. Hat es bis dahin Zeit?“

„Oh ja. So lange gewährt mir mein Gläubiger wohl Aufschub. Aber wie steht's mit der Provision, Papa?“

„Die verlange ich. Jetzt gibt mir Sonnenschein eine halbe Stunde Urlaub für meine noch zu erledigenden Geschäfte, und dann erheßt er mir diesen ganzen Abend.“

„Und den morgigen dazu, Papachen. Du lieber, lieber, guter, einziger Mensch!“ Sie kniete vor ihm hin, nahm sein Haupt in die Hände und bedeckte es mit zärtlichen Küßen.

„Ich rühr' nicht nicht. Das schmeckt zu gut,“ sagte er.

Da stand sie auf. „Sünder du, gleich gehst du an deine Pflichten! Und dann kommst du schnell wieder! Ich mache mich unterdessen schön für dich, sehr, sehr schön.“

Auch er erhob sich. „Ich eile und komme, so schnell ich kann, zurück.“

Maja sah dem Vater mit einem feucht schimmernden Blicke voll unendlicher Liebe und dankbarer Zärtlichkeit nach. Und leise murmelte sie vor sich hin: „Einen besseren als ihn gibt es doch nicht.“

Rüttinger erlebte, als er Maja Karmetter verlassen hatte und eben im Begriff war, den Fahrweg zu überschreiten, um die andere Seite des Platzes zu erreichen, eine Begegnung, die ihm just in diesem Augenblicke peinlich war. An dem Fenster eines langsam vorüberrollenden Wagens tauchte der Kopf des Devotionalienhändlers Zellmayer auf, dessen Augen auf den Palast des Bankdirektors gerichtet waren. Zweifellos trafen die Blicke hiebei den Journalisten; denn der Kopf verschwand mit einem heftigen Ruck im Dunkel der Wagenecke. Dadurch wurde aber das Profil des zweiten Insassen sichtbar, und Rüttinger erkannte in diesem den Vater Adam. Er sah dem Fuhrwerke nach und bemerkte noch, daß im Wageninnern das Schutztuch des rückwärtigen runden Fensterchens gelüftet wurde und ein Augenpaar ihn suchte. „Sie haben mich offenbar gesehen und reden nun über mich,“ dachte er und verfolgte achselzuckend seinen Weg.

„Haben Sie ihn gesehen, hochwürdiger Herr?“ fragte Zellmayer seinen Fahrgenossen.

„Ja,“ entgegnete dieser gelassen.

„Und das sagen Sie so ruhig, großer Herrgott im Himmel oben? Aber das hat doch etwas zu bedeuten, hochwürdiger Herr! Umsonst wird der doch nicht zu den Karmetters gegangen sein.“

„Gewiß nicht, mein lieber Herr Armenrat. Aber Sie sehen, es regt mich nicht auf, nicht im geringsten. Ich vertraue auf Gott.“

„Aber, hochwürdiger Herr, es gibt keine schlimmeren Feinde der heiligen Sache als die Abtrünnigen. Und dieser wird nun seine Krallen zu zeigen versuchen.“

„Gott wird sie ihm schneiden, so er versucht, oder wird sie ihm in die eigene Seele schlagen.“

„Darauf vertraue auch ich, hochwürdiger Herr. Trotzdem ist es mir sozusagen unbehaglich, daß er gerade zu Karmetters ging, wo es so steht mit dem und Flemming und mit dem Anteil am Blatte. Was er wohl dem Bankdirektor aufgetischt hat? Und wie das wohl dort aufgenommen wurde? Er ist mit dem Fräulein befreundet. Wenn da nur kein Dingsda drauß wird! Der Teu — — ja, will sagen: der Himmel schütze uns!“

Der Jesuit lächelte überlegen. „Ich wiederhole, Herr Armenrat: seien Sie unbesorgt, schlagen Sie sich alle Gedanken darüber aus dem Kopfe und vertrauen Sie der Gnade und Macht des Herrn! Glauben Sie mir, ich bin so ziemlich in der Lage, die Tragweite der Dinge zu ermessen. Doch Sie fragten vorhin etwas.“

„Ach ja, ja, ja, was war's denn nur? Richtig, die Schlüssel. Wie viel Stück brauchen Sie also, hochwürdiger Herr?“

„Mindestens fünf im ganzen, lieber Herr Armenrat.“

„Also, da lasse ich sieben machen. Mehr ist immer besser; das ist Geschäftsprinzip. Und sieben ist eine heilige Zahl. Es ist mir nur lieb, daß ich bei der Einrichtung des Herrn Doktor Bleisfurter und des Herrn Auermann einen Teil von dem Kramwerk los wurde. Bei dem leider infolge der abflauenden Gottesfurcht so matten Geschäftsgänge spüre ich natürlich den nicht unbedeutenden Entgang. Nun, aber das ist ein unserm Herrn und Gott gebrachtes Opfer, also gern geschehen. Und dafür hat das Zimmer jetzt einen ganz anderen Schwung. Nicht wahr, hochwürdiger Herr?“

„Jetzt herrscht in der Tat weit mehr Ordnung.“

„Eminenzen und Hoheiten können es jetzt beehren. Das darf ich wohl sagen, hochwürdiger Herr. Ich werde aber noch ein Übriges tun; Sie werden sehen. Und im kleinen Vorzimmer vom Hof hinein lasse ich ein für allemal an jedem Abend so ein ewiges Licht brennen, damit die Herrschaften sich beim Eintritt nicht gar anstoßen. Natürlich zünde ich's selbst an. Die Fenster sind schon verhängt. Das wär' also in schönster Ordnung. Morgen bringe ich die Schlüssel.“

„So sehr drängt es nicht, lieber Herr Armenrat. Bringen Sie sie mir nicht! Ich hole sie bei Ihnen ab. Morgen oder übermorgen komme ich und erteile Ihnen bezüglich der „Heimat“ alle erforderlichen Aufträge. Da sind wir in der Clavergasse. Auf Wiedersehen, Herr Armenrat, und Dank, daß Sie mich hierher brachten! Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit. Amen. Auf bald, hochwürdiger Herr!“

Zellmayer fuhr weiter, während Pater Adam das Stadthaus der Jesuiten betrat. —

Der hochwürdige Provinzial Pater Hüllmann war drei Tage lang verreist gewesen und erst an diesem Morgen zurückgekehrt. Offenbar lagen anstrengende Tage oder eine beschwerliche Fahrt hinter ihm; denn sogar er, der sonst nicht leicht einer Schwäche oder Ermattung nachgab, fühlte sich so abgespannt und ermüdet, daß er sogleich, nachdem er die heilige

Messe gelesen hatte, zur Ruhe ging und bis in die ersten Nachmittagsstunden hinein den Schlaf der Erschöpfung schlief. Dann aber hatte er sich nach einem kargen, hastig verschlungenen Mahle sofort an den Schreibtisch gesetzt und von neuem zu arbeiten begonnen.

An diesem Plage fand ihn auch Pater Adam, der, ins Stadthaus zurückgekehrt, ihn unverzüglich aufsuchte.

„Bruder Adam,“ begann der Vorgesetzte nach der üblichen Begrüßung, „Sie kommen, um mir zu sagen, daß sich im Staate Gottes viel ereignet hat, während ich ferne weilte.“

„In der That, hochwürdiger Pater Provinzial. Ereignißschwere Tage sind angebrochen, und der Machen bedarf der festen Hand des Steuermannes. Es ist gut, daß Hochwürden zurückgekehrt sind, dank der Vorsehung Gottes zur richtigen Stunde.“

„Beginnen Sie, Bruder Adam! Ich höre.“

„Am Sonntag, hochwürdiger Pater Provinzial, brachte, wie bestimmt worden war, die ‚Heimat‘ einen Aufsatz aus der Feder Auermanns.“

Pater Hüllmann lachte hart auf. „Ein Märchen. Wäre es nicht zum Ruhme Gottes und zum Wohle unserer heiligen Gemeinschaft geschrieben, wahrhaftig, ich sagte, der Böse hätte es dem Manne in die Feder diktiert. Ich muß es loben.“

„Hochwürden haben es also gelesen?“

„In Kornburg, Bruder Adam.“

„Ich dachte es.“

„Ich überzeugte mich an Ort und Stelle von der Wirkung, Bruder Adam. Der Name unseres Herrn und Heilands sei gepriesen, der Sieg ist unser. Wie eine reinigende Flamme durchlohte das Märchen die Stadt und bahnte sich den Weg in das Haus des irregeleiteten Bischofs, den es zermalmte. Gottes Hand schlug ihn zu Boden. Er ist gerichtet.“

Pater Adam nahm die Kappe ab. „Jesus, dein ist der Sieg in Zeit und Ewigkeit.“

„Ich muß es loben,“ fuhr der Provinzial fort, „daß jenes Märchen nicht den Namen seines Verfassers trug. Ich vergaß es zu bestimmen. Sie, Bruder Adam, veranlaßten es wohl?“

„So ist es. Ich überließ dem Manne die Wahl unter allen Namen, den seinen ausgenommen.“

„Gut. Was bedeutete ‚Florus‘? Diesen Zusammenhang faßte ich nicht.“

Der andere zuckte die Achseln. „Paret mulierem causam esse huius nominis.“

„Quis mulier?“

„Flora Piffal, soror Louisae, illa quae vendit in negotio amici nostri Zellmayeri.“

Der Provinzial nickte zufrieden. Dann fuhr er fort: „Es war ein Fingerzeig Gottes, der Sie veranlaßte, Bruder Adam, von Berthold Muermann die Zeichnung eines Pseudonyms zu verlangen.“

„Hochwürdiger Pater Provinzial haben also etwas in Erfahrung gebracht? Estne nomen odiosum?“

„Est. Berthold Muermann hat als ganz junger Mensch eine Angestellte im Hause des Bischofs verführt – mit Gewalt. Als dieses Mädchen ihn anzuzeigen drohte, warf er sich dem Bischof zu Füßen und beschwor ihn, seine Zukunft nicht zu vernichten und das Mädchen von ihrer Absicht abzubringen. Trotzdem erfolgte die Anzeige. Flemming erwies sich auch da als schlechter Christ. Er veranlaßte das Mädchen zu sträflicher Milde und Nachsicht. Das war ein Verbrechen gegen das Gesetz, eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Wahrheit. Die geschädigte Zeugin sagte bei Gericht dergestalt aus, als wäre sie dem Verführer willig gewesen. Und so kam dieser frei. Doch weiß man in Kornburg, wie es sich in Wahrheit verhielt.“

Der Provinzial schwieg und blickte mit harter Entschlossenheit vor sich hin. „Berthold Muermanns Feder ist uns willkommen,“ sagte er dann, „sein Name uns fremd. Das wird ihm gleichgültig sein, wenn seine Bezüge erhöht werden. Zellmayer mag Sorge tragen, Bruder Adam!“

„Dann soll er es noch heute wissen,“ sagte dieser. „Denn jenem wurde der Posten des Chefredakteurs bereits provisorisch verliehen.“

„Des Chefredakteurs, Bruder Adam? Und Rüttinger? Ist es schon geschehen?“

„Ja. Und es geschah eben jenes Artikels wegen. In maßlos erregtem Tone teilte Rüttinger unserem Zellmayer mit, daß er seine sofortige Entlassung nehme, und ging zu den Feinden über.“

„Das war vorauszusehen. Wer Gott verläßt, den hat Gott schon seit langem verlassen. Die Hand des Herrn wird ihn erreichen, fassen und zerschmettern. Er ist tot.“ Der Provinzial machte eine Gebärde, als striche er einen Namen aus einem Buche. „Nach Zellmeyers Bestimmung,“ fuhr er fort, „muß sogleich ungeschehen gemacht werden. Berthold Muermanns wahrer Name wird im Blatte an keiner Stelle genannt. Sein Amt bleibt ihm, sein Titel schwindet, dafür entschädigt man ihn mit dem, wonach sein Sinn steht. Besseres verlangt er nicht. So er Umkehr hält und den Weg des Bösen verläßt, um den Pfad des Heiles zu

suchen und reuig in die Arme der Kirche zu eilen, steht ihm nichts im Wege. Doch die Wahl bleibe sein!"

Pater Adam nickte. „So wird es sein, hochwürdiger Pater Provinzial. Doch ich komme nochmals auf Rüttinger zurück. Die Allmacht des Herrn führte mich ihm just in den Weg, als er das Palais des Bankdirektors Karmetter verließ. Jetzt eben, vor kaum einer Stunde.“

„Und, Bruder Adam?“

„Ich überlasse es der Weisheit des hochwürdigen Paters Provinzial, daraus Schlüsse zu ziehen.“

„Die Karmetter darf nicht das Vertrauen, darf nicht den Glauben an uns verlieren – vorläufig noch nicht so sehr ihrer Ambition wegen, als um der Bedeutung ihres Vaters willen. Daß sie nicht erkalte, daß sie unser bleibe, Bruder Adam, müssen wir Sorge tragen. Lassen Sie mich jetzt allein und kehren Sie in einer Stunde mit Bruder Sanden zu mir zurück! Ich habe noch viel zu sagen. Jener Brief des Prinzen an die Schauspielerin ist eine schwer lastende Wolke, zumal solange wir nicht wissen, ob sie nur Donner bringen kann oder aber auch Blitze. Gehen Sie mit Gott, mein Bruder!“

Und der Provinzial setzte die unterbrochene Arbeit fort. —

Als Pater Viktor an diesem Abende, in die Clavergasse zurückgekehrt, unter dem Lichtschein der Lampe am Tische saß und las, störte ihn ein Schatten, der über die Buchseiten rastlos hin- und herschwebte. Der Priester hob die Augen zur Decke empor und sah dort einen großen, schwerfälligen Nachtfalter angstvoll umherflattern. Der Schmetterling konnte es wohl nicht fassen, daß ihm in seinem Streben, sich zur Höhe empor zu schwingen, eine harte, kalte Mauer Schranken setzte und ihn schmerzhaft zurückstieß. Und er gab doch die Hoffnung nicht auf und versuchte immer wieder, eine Spalte zu finden, durch die der Weg zur Freiheit und zum sternklaren Nachthimmel offen stände. Vergebens. Nur der schimmernde Schmelz der langen, schmalen Schwingen löste sich als grauer Staub, und der Leib wurde wund.

Der junge Priester entsann sich plötzlich, daß er für Albert in seinem Zimmer eine Puppe verwahrte, die in einer dünnen ungedeckten Schachtel lag. Sollte das Tierchen zu so früher Jahreszeit, noch vor den ersten Maitagen, die Hülle gesprengt haben unter dem Einfluß der Zimmerwärme und der sonnigen letzten Wochen? Ein Blick in die Schachtel bestätigte die Vermutung der ungewöhnlich frühen Entwicklung. Der Falter dort oben, der am ersten Tage seines wachen Daseins den aussichtslosen Kampf um eine Freiheit führte, die er ja noch gar nicht kannte, sondern nur ahnte, da es ihm noch nicht vergönnt gewesen, in Sternennächten durch den Luftraum dahinzufliegen, — dieser Falter dort oben war

der Puppe entflohen. Mitleidig sah der Jesuit eine geraume Weile dem Schattenspiele zu, das so lieblich aussah und doch so viel Leid und einen qualvollen Todeskampf bedeutete. Und da flatterte das erschöpfte Tierchen jäh herab, gerade auf das aufgeschlagene Buch und blieb dort liegen – starr, wie leblos. Behutsam, mit zarten Fingern nahm Pater Viktor es in die Hand, öffnete das Fenster und setzte es auf den Mauervorsprung, damit es fliegen könne, sobald es sich erholt hätte. Morgen war der allzu früh zum Schwärmerleben erwachte Falter vielleicht schon tot. Möchte er vorher noch ein Mal wenigstens das Glück der freien Schwingenkraft genießen und sternennah sterben!

Der Geistliche kehrte zu seinem Plaze zurück. Dort, wo das Tierchen gefessen war, lag Staub, dem nichts mehr von der schimmernden Schönheit zu eigen war, die er besaßen. Pater Viktor stützte die Stirne in die Hand und sann. Seltsam, daß er heute so empfänglich wie ein Kind für alles war, das auch nur dem Schatten eines Leides glich, für alles, das die bloße Möglichkeit bot, gerührt und ergriffen zu sein! In diesem Vormittage hatten seine Steinfurter Brüder in Jesu wieder von sich hören lassen. Seit geraumer Zeit schon hatte er von seinen Vorgesetzten nichts mehr vernommen; wie von ihnen vergessen kam er sich vor; keiner kümmerte sich um ihn. Ab und zu begegnete er im Stadthause dem hochwürdigen Pater Provinzial, mit dem er dann einen stummen Gruß tauschte. Und nur Pater Sanden, sein lieb- und trostreicher Vertrauter und Beichtvater, war ihm als sprechende Erinnerung an seine Steinfurter Ordensbrüder noch geblieben. Doch so war es ihm lieb, und tiefste Zufriedenheit erfüllte ihn darüber, daß ihn nichts an die Pflichten des Gehorsams gegen seine Oberen und an seine Abhängigkeit gemahnte. Warum, das wußte er nicht; und er erhob gegen sich selbst die bittersten Anklagen, daß es so war. Aber hinwegleugnen konnte er die Tatsache nicht.

Und nun, an diesem Vormittage, nach langer Frist wieder ein Lebenszeichen der Brüder in Steinfurt. Pater Kilian hatte dem kleinen Albert den gelbgefederten Sänger gesandt, der die Einsamkeit des Knaben in der Strafabteilung geteilt und verschönt und den dieser so lieb gewonnen hatte. Dazu hatte der Bruder geschrieben, er sende nun, da es Frühling geworden, den ausgestopften Vogel seinem lieben Albert zum Gartenschmuck und bitte ihn, dieses kleine Andenken anzunehmen als ein Zeichen des herzlichsten Gedenkens und der unentwegten Liebe seines alten Pater Kilian.

Der Knabe hatte Tränen der Freude vergossen, und auch Regine war sichtlich gerührt gewesen. Auch Pater Viktor selbst.

Aber nicht allzu lange. Er hatte jäh eine dumpfe Empfindung in seinem Herzen verspürt, nagend, zerstörend wie ein häßlicher Wurm. ‚Warum so plötzlich wieder diese bestechend liebe Annäherung?‘ hatte er sich gefragt und sich nicht zu sagen vermocht, daß da lediglich eine Herzensäußerung, reine und absichtslose Güte vorlag. Erschrocken war er vielmehr, als er weiter nachgedacht und die Stimme in seinem Herzen vernommen hatte, die da sprach: ‚Güte und schütze die Menschen, die dir am liebsten sind, vor jenen, deren Freundlichkeit gleißend ist wie die Haut der Schlangen, die Tücke im Schilde führen.‘ — Wie häßlich, verleumderisch, niedrig dieser Wurm sprach, der ihm am Herzen fraß! Und doch, die Warnerworte vergaß er nicht; das Mißtrauen verblieb, genährt durch die Liebe zu seinem Schützling und zu dessen Mutter.

Und noch ein zweites hatte an diesem Tage den jungen Priester tief bewegt und unauslöschlich sich ihm eingeprägt, Neues in ihm geschaffen. Seine königliche Hoheit war um die gewohnte Stunde in der Villa erschienen und hatte ihn wieder rufen lassen. Und im Laufe des Gespräches war von den Lippen des Prinzen, der heute, entgegen seinem gewohnten Wesen, greisenhaft schwermütig und weltschmerzlich gelaunt war, eine Äußerung gefallen, die wie Lebensüberdruß und Todesahnung klang. Das hatte den Priester erschüttert. Doch als er die Blicke Regine zuwandte, in ihren Augen schwere Tränen funkeln und ihre Brust wie in verhaltenem Aufschluchzen wogen sah, da hatte sich sein Gefühl jäh gewandelt. In einem Atemholen war sein Mitgefühl mit dem Prinzen zerstoßen, und ein harter, ja, ein trotzig harter, wilder Schmerz hatte ihn erfaßt. Oh, wie diese Frau jenen Mann liebte! Wie sie ihn liebte! Er, der Priester, trug doch auch Weh im Herzen, stummes, aber umso tieferes Weh! Er litt doch auch und hatte mehr Grund zur Klage, zu einer wilden Klage als der andere! Und hatte sie um ihn je eine Träne vergossen?! Würde sie es jemals?! Ein wütender Schmerz zerriß ihm dort drinnen in der Brust etwas, da er Regine um einen anderen weinen sah, um einen, den sie liebte. Das war Eifersucht, tolle, lodernde Eifersucht, zu der er kein Recht hatte. Aber wer fragt nach Recht, wenn er liebt? Hatte es Regine nicht selbst einmal ausgesprochen, daß sie als Pflicht nichts anerkannte als die Pflicht gegen das Herz? Und war Pflicht nicht gleichbedeutend mit Recht?! Und er — er liebte, ja, bewußt liebte er dieses schöne, gute, herrliche Weib. Seit Tagen war es ihm klar.

Pater Viktor fuhr verstört aus seinem Sinnen auf. Hatte man nicht an die Türe gepocht?

„Herein,“ rief er heiser.

Mit freundlichem Gruß und liebeichem Lächeln trat Pater Sanden ein. „Störe ich, mein lieber Bruder Viktor?“ fragte er.

„Keineswegs, lieber Bruder.“

„Sie haben eben gelesen?“

„Nein, gesonnen, geträumt.“

„Das ist nicht gut, mein lieber Bruder. Wohl ist die Gottesgabe der träumenden Phantasie ein schöner Schmuck des Lebens, zumal wenn wir sie gebrauchen, um uns über die Kümmernisse der Welt hinwegzusetzen und das Elend zu verschönen. Aber, guter Bruder Viktor, sie ist auch gefahrvoll. Denn sie trübt den klaren Blick und vermag selbst Böses und Sündhaftes so zu verschleiern, daß wir Gutes und Gottgefälliges zu sehen vermeinen. Darum müssen wir uns vor machen Träumen hüten, es sei denn, sie gelten dem einzig und wahrhaft untrüglichen Quell aller Tugend, unserem Herrn und Gotte und seinem eingeborenen Sohne. Doch Ihr Sinnen, Bruder Viktor, galt sicherlich unserem teuren Herrn und Meister.“

„Ich dachte an meine Pflichten und Rechte, Bruder Sanden.“

„Unsere Rechte kennen wir nicht, mein teurer Bruder; sie alle werden von Gott verliehen nach seinem Rathschlusse, selbst unser größtes Anrecht, das, durch unsere Verdienste die ewige Seligkeit zu gewinnen. Doch kennen wir unsere Pflichten, und es ist schön, daß Sie diesen Ihre Gedanken widmen.“

Da Pater Viktor stumm blieb, fuhr der andere fort: „Ich hoffe, mein lieber Bruder, daß sich in die Gedanken an Ihre Pflichten nicht wieder Zweifel eindrängten, wie es ehemals der Fall war. Sie haben sich mir schon seit langem nicht anvertraut. Ob ich es auch fast schmerzlich empfand, die Bekenntnisse Ihres bangen und doch so reinen Herzens zu vermissen, freute ich mich doch andererseits darüber. Denn ich ziehe daraus den Schluß, daß die Zeit der Zweifel und der Prüfung vorbei ist, daß Sie sich zur Klarheit und reinen Erkenntnis in Gott durchgerungen und in ihr Ruhe und Sicherheit gefunden haben. Nicht wahr, mein lieber Bruder?“

Der junge Priester hatte in der That seit manchen Tagen das Bedürfnis, sein Herz zu offenbaren, unterdrückt. Mit der wachsenden Erkenntnis seiner Liebesünde war in ihm die Scheu, sie zu bekennen, erwacht. Etwas in ihm flüsterte ihm zu, daß er darüber niemandem mehr Rechenschaft schuldete als seinem Gotte und, wollte sie es, dann auch ihr, die er liebte. Weichten, bekennen wollte und mußte er nichts als das, was Sündentat war. Und eine solche hatte er nicht begangen. Er rang ja sein Gefühl nieder, trug sein Leid in stummer Entsagung. Und die Entsagung begann ihn mählich zu härten, zu festigen und zu verschließen, wenn auch noch Augenblicke kamen, die ihn tränenweich machten.

„Ja, Bruder Sanden,“ erwiderte er fest. „Ich habe mich zur Klarheit über mich selbst durchgerungen und damit Ruhe gewonnen. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie in jüngster Zeit vernachlässigte! Das war nur äußerlich und scheinbar. Ich weiß wahrhaftig nichts mehr, das ich bei diesem Wandel meines Innenlebens anzuvertrauen hätte.“

„Das ist schön, mein lieber Bruder Viktor, und ich preise den Namen des Herrn. Ihm gebührt das Verdienst, daß meine schwachen Kräfte und meine Freundesworte Sie in schwerer Zeit aufrecht erhielten und daß Sie Erleuchtung und Frieden fanden. Und nun erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem äußeren Leben! Unser guter, hochwürdiger Pater Provinzial, der so viel warmen Anteil an Ihnen nimmt, mein lieber Bruder, wenngleich er es fast nie an den Tag legt, hat sich kürzlich bei mir erkundigt, ob Sie mit Ihrem Lose zufrieden seien und ob Ihnen Ihre Stellung noch Freude bereite. Und ich mußte beschämt eingestehen, daß ich es nicht weiß.“

„Ich danke dem hochwürdigen Pater Provinzial für seine Güte und Fürsorge. Obzwar es uns nicht zusteht, über das Los, das Gott uns erteilte, zu grübeln und vielleicht zu klagen, ich weiß, – kann ich doch sagen, Bruder Sanden, daß ich mich glücklich fühle.“

„So haben Ihnen also alle Menschen das anfängliche Wohlwollen erhalten? Das freut mich von Herzen, lieber Bruder Viktor. Auch Seine königliche Hoheit der Prinz, mit dem Sie ja früher in Berührung kamen?“

„Ich sehe ihn noch jetzt, Bruder Sanden. Heute sprach ich mit ihm. Er ist sich gleich geblieben in seiner Güte und Liebenswürdigkeit.“

„Sie vertragen sich also mit diesem Keger?“ fragte Pater Sanden lächelnd.

„Ich wage nicht zu richten und zu verurteilen. Bin ich doch selbst nur ein armer, sündiger Mensch, Bruder Sanden! Prinz Albert ist in mancherlei Fragen unseres heiligen Glaubens gewiß irregeleitet. Aber wenn wir auf Fragen der Menschlichkeit und der Nächstenliebe, auf das nackte Herzensleben zu reden kommen, dann treffen wir uns ganz und gar nach den Worten Christi auf dem gleichen Felde.“

„Sie bestätigen, mein lieber Bruder Viktor, was ich stets dachte und wohl auch aussprach. Wenn es auch nicht zu leugnen ist – und Sie geben es ja auch zu –, daß der hochgestellte Mann der alleinseligmachenden Kirche darin untreu wurde, daß er nicht alle unumstößlichen Wahrheiten ihrer Lehren anerkennen will und sich

ihren Segnungen entzieht, so kann man doch nicht bestreiten, daß im Innersten seines Herzens noch nicht das Dunkel der Hölle herrscht und daß noch ein Strahl der göttlichen Gnade darin leuchtet. Aber daß dieses Licht nicht erlösche! Bedenken Sie, mein guter, lieber Bruder, wenn Seine königliche Hoheit nun in der Verblendung des Fleisches, ohne von Gottes Stellvertretern den Willen des Höchsten zu erfragen, eine neue Ehe einginge, der die Kirche, um jedes Argerniß hintanzuhalten, wohl vor Gott und den Menschen die Rechtsgültigkeit verleihen würde, die sie aber nie und nimmer billigen kann! Das ist meine Angst für den erlauchten Mann. Denn was unserer heiligen Mutter, der Kirche, nicht genehm ist, das findet auch vor Gott, dem allmächtigen, kein Wohlgefallen. Bruder, die Gefahr dieser zweiten Ehe, die dem Willen Gottes und den Interessen unserer heiligen Gemeinschaft entgegen ist, für immer zu beseitigen, — das, mein teurer Bruder Viktor, wäre eine herrliche Aufgabe, des reichsten Segens unseres Herrn und Meisters gewiß."

Der junge Priester atmete schwer. Verblendung des Fleisches? Eine neue Ehe? Woran gemahnte ihn dieser da! „Ich weiß von nichts. Von seinen mir unbekannten Plänen soll ich den Prinzen abbringen?" fragte er.

„Ein herrliches Verdienst wäre es. Unser großer Franziskus Xaverius, der die Märtyrerkrone errang, da er über Auftrag Seiner Heiligkeit und des frommen Königs von Portugal zur Befehrung der Heiden auszog, würde segnend auf jenen herabblicken, der diese ungleich schwierigere und größere Aufgabe löste. Würde mir der ruhmreiche Auftrag zuteil, mein lieber Bruder Viktor, ich priese mich glücklich. Doch mir ist es ja nicht vergönnt, den Prinzen zu kennen, wie Sie ihn kennen, und seine Zuneigung, die er Ihnen schenkte, zu benützen."

Seufzend schwieg Pater Sanden und wandte die Augen abwärts. Doch ein kurzer, forschender Blick traf den anderen, der erblaßt war und vor sich hinstarrte.

Pater Sanden hob wieder das Haupt und fragte in leichtem Tone: „Und Ihr lieber Schüler, Bruder? Lernt er gut? Ist er brav?"

Pater Viktor raffte sich zur Unbefangenheit auf. „Ja, Bruder Sanden."

„Und bereitet seiner lieben, verehrten Mutter Freude?"

„Ja, Bruder."

„Ich sah die verehrte Dame, wenn ich nicht irre, jüngst — gestern war es — in der Kirche, als ich das Wort Gottes predigte. Sie war mit Fräulein Karmetter, glaube ich."

„Ja, Bruder. Die beiden Damen holten Albert und mich aus der Kirche ab.“

„Oh, sie holten Sie nur ab? Ich freute mich, sie zu sehen; denn ich dachte, sie hörten die Predigt und die heilige Messe.“

„Ich weiß es nicht, Bruder. Im Beten bemerkte ich die Damen nicht, und dann wurde nicht darüber gesprochen.“

„Fräulein Karmetter sah ich öfters der heiligen Messe beivohnen. Das ist eine gute, werktätige Christin. Und gerade deshalb freute ich mich, Frau von Sellborn mit Fräulein Karmetter in der Kirche zu sehen. Sie sagten mir ja, mein lieber Bruder Viktor, daß da eine schöne und innige Freundschaft besteht.“

„So ist es, Bruder.“

„Sehen Sie, Bruder Viktor, diese junge Dame hat unser Herr und Gott mit allem gesegnet, was man als irdische Güter preist, und ihr doch zugleich den kindlich frommen Glaubenssinn erhalten. Sie würde, wie sie auch unserem hochwürdigen Pater Rektor so schön sagte, alles irdische Gut für das himmlische dahingeben. Das wäre jemand, der Seine königliche Hoheit befehlen wollte und könnte. Leider ist aber der Prinz geradezu menschenfeind, und es bestehen keine Beziehungen zwischen ihm und der frommen Dame, obwohl es gerade in diesem Falle leicht wäre. Fräulein Karmetter ist ja so schön befreundet mit Frau von Sellborn, die Ihnen, Bruder Viktor, so geneigt und zugleich dem Prinzen so teuer ist, der wieder Ihnen wohlgesinnt ist. Oh, Bruder Viktor, wenn Sie wüßten, von welchem fast jündigen Reide Ihr treuer, alter Bruder Sanden erfüllt ist! Wie gerne er mit Ihnen tauchte und beglückt die Aufträge seiner Oberen entgegen nähme, diese Aufträge, die so hoch erhaben sind und den Ruhm Gottes und der Kirche in sich schließen und zur ewigen Herrlichkeit führen!“

Er seufzte abermals, während Pater Viktor mit bebenden Gliedern, voll peinlichster Empfindungen, wortlos verharrte.

Nach einer Weile begann Pater Sanden wieder zu sprechen. Lächelnd bemerkte er: „Aber da bin ich alter Mann in den Fehler verfallen, vor dem ich Sie, mein lieber junger Freund, warnte. Ich träume, phantasiiere. Lassen wir die Gnade des Herrn über der Zukunft walten und begnügen wir uns in der Gegenwart damit, dem göttlichen Willen vorbereitet entgegenzugehen! Gute Nacht, mein lieber Bruder Viktor! Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit. Amen. Gute Nacht, Bruder!“

Finster blickte der junge Priester dem Scheidenden nach. Dann trat er ans Fenster und öffnete es. Er blickte erst auf den Mauer vorsprung und sah, daß der Falter entfliegen war. Dann wandte er die Augen zum gestirnten Himmel empor. Dort im Äther, zwischen Himmel und Erde schwebte das Tierchen jetzt vielleicht noch in süßer

Freiheit, wenn es nicht schon gestorben war. Aber wenn es auch tot war, frei war es gewesen — eine kurze, selige Zeit lang; schwingenstark war es emporgeschwebt und im Vollbewußtsein des Lebens geschieden. Das war seine Bestimmung gewesen. Bestimmung! Und er, der Priester, hatte ja auch seine Bestimmung! Doch nicht eine frei gewählte, sondern eine, die andere ihm gaben. Was Bruder Sandens frommes Bedauern, was dieses Eingeständnis eines fast sündhaften Neides zu bedeuten hatte, erfaßte Pater Viktor. Die halben und ganzen Worte über die Verhältnisse in der Villa Zellborn und über die drohende Ehegefahr verstand er. Noch war von Mitteln nicht die Rede gewesen, wohl aber von einem Zwecke. Eine Mission stand ihm bevor.

Hestig schloß er das Fenster und legte sich zur Ruhe. Und als er einschlief, waren die Brauen gerunzelt, die Lippen fest an einander gepreßt, sein ganzes Antlitz ein Bild starren Troges.

XIV.

Pater Sanden ging vom Zimmer Pater Viktors geradewegs zu dem des Provinzials. Dieser schlief noch nicht; er schien auf den anderen gewartet zu haben.

„Nun, Bruder,“ fragte er, „wie steht es um Bruder Viktor Kolberg?“

Bedenklich schüttelte Pater Sanden sein kahles, rosiges Haupt. „Das Schlimmste, das, was wir befürchtet haben, ist nicht geschehen, hochwürdiger Pater Provinzial,“ erwiderte er. „Der Abtrünnige ist sicherlich nicht in direkte Beziehungen zum Prinzen getreten, und dieser weiß dank der Gnade unseres Herrn und Heilands wohl nur wenig, jedenfalls das Wichtigste nicht. Das erjah ich aus den Reden unseres guten Bruders Viktor, der allerdings —“ Und dann erzählte er von der Stimmung und der Einsilbigkeit des jungen Priesters, zog Schlüsse, sprach Vermutungen aus, deren jede ungünstige er durch eine entsprechend günstige in gewohnter Art abschwächte.

Pater Hüßmann hörte wortlos zu, während er mit lauten Tritten das Zimmer durchmaß. Daß jener Brief, der wie eine unheilswangere, drohende Wolke lastend über dem weiten Feld der Pläne stand, das Gefürchtete nicht barg, schien ihm sicher. Sonst hätte Bruder Viktor Kolberg wohl schon darum gewußt und sich verraten. Der Provinzial atmete erleichtert auf. Aber seine Befriedigung verbarg er vor Bruder Sanden ebenso wie vordem sein Bangen.

„Es ist gut, Bruder Sanden,“ sagte er endlich. „Ich wußte

alles, was Sie mir sagen, und weiß mehr als das. Ich danke Ihnen."

Am nächsten Morgen erhielt der Rektor der Steinfurter Jesuitenerziehungsanstalt die telephonische Verständigung, daß ihn der Provinzial im Laufe des Tages in der Clavergasse erwarte. Und schon in den ersten Nachmittagsstunden fuhr er der Stadt zu.

Auf halbem Wege kam in rascher Fahrt ein schneeweißes Automobil seinem Wagen entgegen. Er beugte sich zum Fenster hinaus und erkannte Maja Karmetter. Auch sie mußte ihn erkannt haben. Denn der Lenker brachte das Gefährt in geringer Entfernung zum Stehen, wandte es und fuhr der Equipage nach, die er bald einholte.

Nun blieben beide Wagen stehen. Maja stieg aus dem ihren.

"Hochwürden, darf ich Ihnen Gesellschaft leisten?" fragte sie nach der ersten Begrüßung. "Mein Chauffeur wird uns langsam folgen."

"Mein liebes Fräulein Karmetter," entgegnete der Rektor, "wenn es Ihnen nicht beschwerlich fällt, möchte ich gerne ein Stück Weges mit Ihnen zu Fuß gehen."

"Tant mieux! Cela dégorde les membres," meinte die junge Dame. "Gehen wir also!"

Und sie schritten langsam den Wegrain neben der Landstraße entlang, während die Wagen ihnen in gemessener Entfernung stadtwärts folgten.

"Ich war, wie Sie wohl erraten haben, Hochwürden, eben im Begriffe, zu Ihnen zu fahren," begann Maja.

"Das dachte ich mir, mein liebes, gutes Kind. Und ich kann unsere Begegnung nur als göttliche Fügung bezeichnen, zumal meine Gedanken gerade Ihnen galten."

"Es freut mich, das zu hören, Hochwürden. Denn ich bin seit Wochen eher geneigt zu glauben, daß Sie mich vergessen haben."

Dem Geistlichen entging es nicht, daß der Ton, in dem die junge Dame diese Worte sprach, ungewöhnlich kühl war. Aber diese Wahrnehmung, weit davon entfernt, ihn zu beirren, ließ ihn vielmehr seine lächelnde Milde und Liebenswürdigkeit verdoppeln. "Der Schein pflegt oft zu trügen, mein verehrtes, liebes Fräulein. Ganz besonders aber diesmal. Denn nie dachte ich eifriger an Sie als gerade in jüngster Zeit. Und daß Sie mich eben auf dem Wege zur Stadt sehen, ist der allerdeutlichste Beweis."

"Sie fahren also mit dem Wagen, Hochwürden?"

"Zu Fuß, ja."

"Können Sie mir verraten, was Sie heute für mich zu tun beabsichtigen?"

„Nein, das wohl nicht, mein liebes, gutes Kind. Sie wissen, große Dinge sollen und müssen geheim bleiben, bis die Stunde kommt, da es der Gnade des Allgütigen gefällt, sie soweit gedeihen zu lassen, daß eine Verlautbarung an ihrem Ausgange nichts mehr zu erschüttern vermag.“

„Sehr richtig, Hochwürden. Ich teile Ihre Ansicht und halte auch meine Pläne und Unternehmungen geheim, bis ich mit vollendeten Tatsachen kommen kann.“

Der Jesuit ließ einen kurzen Blick forschenden Mißtrauens über das Antlitz der jungen Dame gleiten. Sie aber bückte sich, brach eine kleine Frühlingsblume und begann die Blütenblätter langsam abzureißen.

„Natürlich mache ich in manchen Dingen Ausnahmen, wie Sie wissen, Hochwürden. Das tue ich dann aber größtenteils nur Freunden zuliebe, die ich an meinen Geschicken teilnehmen lassen will, um ihnen eventuell seinerzeit auch an meinen – -- meinen Er-rungenschaften Anteil zu gewähren, falls sie sich als Freunde erwiesen. Prüffsteine! Im übrigen aber gestehe ich, daß meiner Überzeugung nach, so sehr ich auch auf Gottes gnädige Hilfe vertraue, das gewisse Sprichwort von den gebratenen Tauben seine Gültigkeit behält. Ich rege mich.“

„Mein liebes, gutes Fräulein Karmetter, so tun auch wir. Gott verlangt auch, daß wir uns regen, auf daß wir seiner Segnungen teilhaft werden. Sehen Sie, mein liebes, gutes Kind, ob ich Ihnen auch nicht alles anvertrauen darf, was bereits geschehen ist, das kann ich Ihnen mitteilen, daß wir, Ihre besten und aufrichtigsten Freunde, voll heiliger Ungeduld den Augenblick ersuchen, da wir in echt christlichem Sinne für Sie tätig sein können. Wir alle, mein liebes, gutes Kind, und zumal unser guter Bruder Adam, der mich erst kürzlich fragte, ob er Sie noch immer nicht seinem durchlauchtigsten Beichtkinde zuführen dürfe. Er sagte mir, daß die hohe Frau sich geradezu danach sehne, Sie endlich kennen zu lernen.“

In Wahrheit hatten die Jesuiten ihre Taktik des tatenlosen Abwartens keineswegs geändert, und Pater Adam hatte mit der Herzogin Sofie noch kein Wort über Maja Karmetter gesprochen.

Die junge Dame hatte eben das letzte weiße Blättchen abgerissen. „Er liebt mich,“ sagte sie lachend. „Ist's nicht sündhaft, Hochwürden, abergläubisch das Blumenorakel zu befragen?“

Pater Huber lächelte. „Das ist zu harmlos, um sündhaft zu sein.“

Sie zeigte ihm die zerpflückte Blume. „Sehen Sie, Hochwürden, auch wenn die weißen Blätter fallen, bleibt noch etwas

übrig, und zwar nicht das Schlechteste. Da, ein goldgelber Kern. Aber verzeihen Sie, ich schweife ab. Wovon sprachen Sie?"

„Von Ihnen, mein gutes Fräulein Karmetter.“

„Richtig. Bitte, Hochwürden, sagen Sie Vater Adam, daß ich ihm für seine liebevolle und fürsorgliche Tätigkeit außerordentlich dankbar bin! Doch möchte ich aus einem ganz bestimmten Grunde noch nicht mit der Frau Herzogin in nähere Berührung treten. Ich bitte Sie vielmehr, vorläufig gar nichts zu veranlassen, bis ich wieder mit Ihnen darüber spreche.“

„Sie wünschen es, mein liebes Fräulein?"

„In Ihrem, das heißt: in unserem Interesse ersehe ich Sie.“

„Gut, so mag es geschehen, wenn es Ihnen besser scheint. Ich vermute, daß Ihr Wunsch guten, gottgefälligen und wohlbedachten Gründen entstammt. Nicht wahr?" Peinlich berührt, gestand sich der Jesuit, daß er Majas Beweggründe dieses Mal nicht im geringsten zu durchschauen vermochte. Und doch war es ihm gewiß, daß sie Wichtiges beschlossen, vielleicht auch schon erlebt hatte. Die Frage stellte er ungerne; denn er erhoffte kaum, daß Majas Antwort Licht in das Dunkel bringen würde. Immerhin, man mußte versuchen. Auf anderem Wege ließ sich über die vorsichtige junge Dame nur schwer etwas in Erfahrung bringen.

Maja sah den Rektor lächelnd an. „Aber, Hochwürden, welcher tränkender Zweifel! Habe ich je anderes getan als Gottgefälliges zu unser aller Bestem? Hätte ich nicht von Ihnen gerade vorhin die große Wahrheit gelernt, daß man wichtige Dinge bis zur Stunde der Entscheidung geheim halten muß, ich hätte mich wahrhaftig von dem grenzenlosen Vertrauen, daß ich Ihnen nach wie vor entgegenbringe, hinreißen lassen. Aber ich habe von Ihnen gelernt, und Sie haben sehr recht. Doch nun bin ich müde vom Gehen, Hochwürden! Verzeihen Sie einer starken Christin, aber schwachen Dame, wenn sie bittet, sich wieder setzen zu dürfen!" Sie winkte die Wagenlenker heran.

„Gewiß, mein liebes, gutes Kind. Ihr Wohl ist mir kostbar, nicht nur Ihr seelisches, auch Ihr leibliches.“

Als der Rektor in seinem Wagen Platz genommen hatte, sagte Maja noch: „Übrigens, Hochwürden, vielleicht verreise ich demnächst. Sobald ich zurückkehre, suche ich Sie auf. Auf baldiges Wiedersehen!"

Während der Rektor, eine Zeitlang tief verstimmt über das Dunkel, das ihm Majas Pläne verhüllte, der Stadt zufuhr, ließ die junge Dame ihr Gefährt wenden.

Bei einem Wohltätigkeitsfeste, dessen Einnahmen einer im städtischen Ratsaale abzuhaltenden Weihnachtsbescherung für Waisen und Kinder gänzlich Unbemittelter zugute kommen sollten, hatte Maja Karmetter den Prinzen Carl Rudolf zum ersten Male seit der Begegnung in Steinfurt wiedergesehen. Das war ungefähr eine Woche danach gewesen. Daß der Prinz, der allen derartigen Veranstaltung fernblieb, wenn er nicht in allerhöchster Vertretung oder sonst auf Wunsch und Befehl erschien, jenes Fest mit seiner Anwesenheit beehrte, war kein bloßer Zufall. Dem Baron Mollwitz war auf der gedruckten Einladungskarte, die mittels Post ins Palais gelangt war, etwas aufgefallen, und er hatte sogleich Seine königliche Hoheit darauf aufmerksam gemacht. Der Name einer der als mitwirkende Verkäuferinnen genannten Damen war im Gegensatz zu allen übrigen unterstrichen, und das war der Name des Fräuleins Maja Karmetter. Sowohl Carl Rudolf wie auch sein Adjutant hatten geschmunzelt, und ersterer hatte dem Festausschuß bekannt geben lassen, daß er sein Scherflein höchsteigenhändig überbringen werde. Das hatte er denn auch getan, und zwar in der herablassendsten und leutseligsten Weise. Zuerst hatte er bei älteren und jüngeren verheirateten Damen des Hochadels Einkäufe gemacht und bei dem Rundgange durch die Säle verdienstvolle Männer und Frauen durch kürzere, aber schmeichelhafte Ansprachen ausgezeichnet. Dann hatte er der kleinen Komtesse Flockie Wangenau, die ganz glückstrahlend ausah, unter heiteren Scherzen einiges abgekauft. Und endlich hatte er sich in dem Tesselon niedergelassen, in dem unter Aufsicht der Herzogin Meta Paulenberg junge Damen die vornehmen Gäste bedienten. Dort war Seine königliche Hoheit lange verblieben und hatte unter anderen auch die junge Dame, deren Fürsorge just jenes Tischchen, an dem er Platz nahm, anvertraut war, durch eine freundliche, herablassende Konversation ausgezeichnet, so oft sie ihm das Gläschen Likör von neuem füllte. Und das geschah häufig. Viel Heiterkeit und beistimmende Bewunderung einerseits, Neid und Zischeln andererseits hatte ein reizender Vorfall erregt. Seine königliche Hoheit hatte die junge Dame – es war Maja Karmetter – gefragt, wie viel ein Autogramm von ihrer Hand koste, und sich ein solches erbeten. Die junge Dame hatte nichts Geringeres verlangt als die Handschrift des Prinzen selbst. Dieser war lachend auf das Tauschgeschäft eingegangen, und beide hatten dann etwas niedergeschrieben. Natürlich erfuhr man nie, was es war. Fräulein Karmetter erzählte, sie hätte gedichtet und der Prinz ebenso. Dann hatte Seine königliche Hoheit der Dame einen Tausender für den guten Zweck überreicht und sodann die Säle verlassen, nicht ohne

zuvor dem Festausschusse gegenüber die wiederholte Erklärung seiner hohen Befriedigung abgegeben zu haben.

In Wahrheit hatte nur Maja Karmetter ihr Rärtchen mit Versen beschrieben, nicht aber Carl Rudolf das seine.

Auf dem seinen stand: „Noch schöner als die Stadt ist ihre Umgebung. Ich liebe die Natur und bin am liebsten im einsamen Waldhaus Wellenhausen.“ Darunter war die Unterschrift Seiner königlichen Hoheit und das Datum. Doch in letzterem hatte sich der Schreiber der Zeilen offenbar geirrt; denn es bezeichnete den drittnächsten Tag.

Auf dem anderen Rärtchen, das die junge Dame zu gleicher Zeit beschrieb, stand ein Citat:

„Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort.“
Hier stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort?

Faust I.

Und darunter Majas Unterschrift ohne Angabe des Tages.

Als beide die kleinen Papiere tauschten, erkannten sie, daß ihre Gedanken nicht weit von einander entfernt gewesen, und jeder konnte des anderen Zeilen als Antwort deuten.

Drei Tage später unternahm Fräulein Karmetter im Schlitten einen Ausflug – an Steinfurt vorbei, bis zu dem an die Landstraße angrenzenden Teile des Forstparkes von Wellenhausen. Dort stieg sie aus, befahl dem Kutscher, zu warten, und verschwand zwischen den Stämmen. Sie schlug den Weg zu dem unsern gelegenen kleinen Waldhause ein. Dieses gehörte, wie die ganze Besitzung, Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Albert. Einem alten, ausgedienten Jeger war es gnadenweise für den Rest seines Lebens als Wohnstatt angewiesen worden. Der alte Mann bewohnte es allein; er selbst führte die Wirtschaft in schlichter, anspruchsloser Weise, besorgte selbst seinen Haushalt. Er war mürrisch und wortkarg, und selten verirrte sich einer der Forstbeamten oder sonst jemand zu seiner Behausung. Nach einer halben Stunde kehrte Fräulein Karmetter zu ihrem Schlitten zurück und fuhr heim.

Diesem ersten Ausfluge folgten ein zweiter und dritter und weitere. Stets fuhr die verschleierte junge Dame in den Wagen, die sie bald in dieser bald in jener Straße der Stadt mietete und bestieg, Steinfurt zu. Bald stieg sie in der Nähe der Jesuitenanstalt aus, bald unweit des Waldhauses, bald in der Mitte des Weges, der zwischen diesen beiden Punkten lag. Bald blieb sie länger, bald kürzer; doch nie dehnte sie ihren Aufenthalt auf mehr als eine Stunde aus. —

Maja, die mit gemäßigter Schnelligkeit jetzt durch das maien=
pan Destören: Christus, nicht Jesus. II. 3

grüne Land dahinfuhr, lehnte das Haupt in die Wagenpolster zurück und lächelte ihrem Bilde im kleinen, schmalen Spiegel zu. Mit halbgeschlossenen Lidern rief sie Bilder der Erinnerung wach.

Damals, als sie zum ersten Male das kleine Waldhaus betreten, hatte ihr Herz doch stürmischer als sonst geschlagen. Nicht etwa aus Scheu, Furchtsamkeit oder Liebe. Keineswegs. Aber der Bedeutung ihres Schrittes war sie sich bewußt, der Tragweite, der Folgenmöglichkeit dieses gewagten, kühnen Schrittes, der zu einer Fürstenkrone führen sollte. Sie entsann sich des staunenden, erschrockenen Rufes, den sie ausgestoßen hatte, als sie den Prinzen Carl Rudolf erblickte, entsann sich ihrer gestammelten Worte: „Ach, hätte ich geahnt, daß Königliche Hoheit hier zu weilen pflegen! Mich führte nur die Neugier hierher. Ich wollte das gerühmte Waldhaus Wellenhausen doch kennen lernen.“ Und sie sah das Lächeln des Prinzen wieder vor sich, alles, alles. Im Geiste durchlebte sie die Stunden, die sie im Laufe der verschwundenen letzten Monate mit ihm dort verbracht hatte, alle nochmals. Sein Locken, sein Werben hörte sie, die glühenden Worte der begehrenden Leidenschaft, die seine Lippen so oft ihr zugeflüstert hatten; sie fühlte auf ihrem Munde die heißen Küsse, die sie erwiderte, fühlte an ihrem Körper die zitternden Umschlingungen seiner Arme. Und sie sah jenen Tag vor ihrem geistigen Auge wieder erstehen, da er in wahnwitziger, zuckender Begierde wie ein Toller jenes Blatt mit den Worten beschrieben hatte, die ihn als ihren Bräutigam, sie als sein Weib vor Gott anerkannten; sie durchlebte, wie er ihr auf den Knien das Blatt reichte und keuchend hervorstieß: „Nimm! Nimm! Aber sei mein!“ Ja, genommen hatte sie das inhaltschwere und doch so leichte Blättchen; aber sich ihm ganz hingegen haben hatte sie nicht. Weder damals noch zuvor noch später, wenn gleich auch ihr das Blut oft glühheiß vom Herzen zum Haupte schoß und seine Leidenschaft sie erfaßte und zu überwältigen drohte. Ihre Küsse, ihre Umarmungen hatte sie ihm geschenkt, aber niemals ihren ganzen Leib und niemals ihre Seele. Oder doch? War ihre Seele sein? Gehörte ihm ihr Herz, ihm ihre Liebe? Ihre Sinne wohl; denn er war schön und von verwandtem Feuer. Und doch war sie stets Herrin ihrer Sinne und ihres Willens geblieben. Und das war oft schwer, oh Gott, so furchtbar schwer.

Ein Seufzer ließ Majas Brust wogen; in ihren Adern fühlte sie brennendes Blut. Ein schwüler Taumel umsing sie, aus dem sie sich mühsam emporriß. Sie blickte auf die Gegend. Steinfurt lag schon hinter ihr, ja. Wo war sie denn? Ah, sie mußte umkehren; denn auch Wellenhausen hatte sie träumend durchfahren. Sie ließ wenden. Da kam der Wellenhausener Forstpark wieder

in Sicht. Halt! Sie stieg aus und befahl dem Wagenführer, bei dem kleinen Gasthaus, das am Ostausgange des Dorfes Steinfurt hart an der Landstraße lag, zu warten, bis sie von ihrem Spaziergange dorthin käme.

Als sie das Gefährt aus den Blicken verloren hatte, verließ sie die Landstraße und schritt langsam in den Wald hinein. Nun lagerte nicht mehr weiche Träumerei auf ihren schönen, feinen Zügen; entschlossenes Sinnen verlieh ihrem Antlitz einen ernstesten Ausdruck.

Heute war sie auch zu Ungewöhnlichem, vielleicht über ihre ganze Zukunft Entscheidendem entschlossen. So ging es nicht weiter, so schob sich die Entscheidung, nach der es sie fieberhaft drängte, allzu weit hinaus. Sie hatte genug mit ihren Sinnen gekämpft, mehr als genug in Geduld alles niedergerungen, allzu lange geharrt. Schon trug das Wesen des Prinzen manchmal Anzeichen einer Überhungerung, die der Sättte nahe verwandt ist; schon hatte sie ihn weniger stürmisch an manchen Tagen gesehen, mißmutig, zärtlichkeitslos. Das wurde gefährlich. Sie mußte entscheidend eingreifen; und heute noch wollte sie es. Etwas mußte geschehen, irgend etwas Erfolgsgekröntes. Daß es geschehen müsse, darüber war sich Maja schon im klaren gewesen, als sie unterwegs dem Rektor begegnete und ihn aufforderte, vorläufig keinen Schritt mehr in ihrem Interesse zu unternehmen, ehe sie selbst es nicht erbäte. Was sie heute beginnen, versuchen wollte, das mußte Maja noch nicht; sie sann und sann und litt unter der ungewohnten Erfolglosigkeit ihres Denkens.

Durch die Stämme des Waldes hindurch ward die Schreitende einen Augenblick lang des Hauses ansichtig. Dann entschwand es wieder zwischen Ästen und Laubwerk ihren Blicken. Sie verkürzte ihre Schritte.

Der Heger schlich sicher schon unruhvoll spähend ums Haus. Zuerst hatte sie sich vor dem alten Manne mit den finsternen Mienen und schwerfälligen Gebärden, der so wortfarg und verdrossen war, wirklich gefürchtet. Aber er war, wenn auch keineswegs gesprächig, so doch freundlich geworden, mehr als freundlich: bedingungslos ergeben, sklavisch treu. Mit seinem großen, braunen Hunde bewachte er eiferluchtig das Geheimnis, dessen Hüter er war. Er selbst war wie sein tierischer Begleiter ein treuer Wächter. Mit der Finte schlich er umher, umkreiste weithin das Haus. Der alte Mann, der seinen jungen, schönen Prinzen vergötterte und dessen mor-ganatische Gattin anbetete! Denn er hielt Maja für Carl Rudolfs Gemahlin. Für ihn war dieses Märchen, das teils seiner eigenen Einbildungskraft, teils dunklen Andeutungen die Entstehung vor-

dankte, eine wunderbare Wahrheit, an der er festhielt, für die er sein Leben dahingegeben hätte. Er hatte das Glück seines jungen Herrn zu bewachen, ein ganz geheimes, verfolgtes Glück. Maja nannte er darum auch nie anders als „Königliche Hoheit“. Er war der einzige, der ihr diesen mit beharrlicher Leidenschaft und glühendem Ehrgeiz erstrebten Titel gab. Bis heute der einzige.

Sie seufzte und schritt noch langsamer dahin. „Wie lange noch der einzige?“ fragte sie sich. Es mußte, mußte anders werden, koste es, was es wolle, um jeden, jeden Preis. Ob Cary schon da war? Im Winter war er stets, als Jäger gekleidet, im Wagen ins Schloß gekommen und von dort in das Waldhaus gegangen, um zu jagen, wie er sagte. Aber keiner durfte ihn begleiten; das hatte er streng anbefohlen. Man mußte in Wellenhausen, daß der Heger Max die Auszeichnung genoß, Seine königliche Hoheit begleiten zu dürfen. Und mit dem Alten sprach man nicht; denn versuchte man es, ihn zum Sprechen zu bringen, dann knurrte er grob und wies die Zähne wie ein gereizter Hund und wandte den Rücken. Einmal hatte er auch gedroht, er werde jeden erschießen, der ihn mit Fragen belästigte oder gar es versuchen wollte, Seiner königlichen Hoheit und ihm auf der Jagd zu folgen und sich in der Nähe des Waldhauses blicken zu lassen. Und man traute dem Greis eine Gewalttat zu und hielt sich an seine Worte. „Übrigens noch immer unglaublich rüstig und gewandt – dieser alte Max,“ sagten die Leute. Denn Seine königliche Hoheit kehrte stets mit einer ansehnlichen Beute von der Jagd ins Schloß zurück. Daß der Heger allein das Wild erjagte, während sein Herr eine schöne junge Dame umarmte, wußte man nicht. Seit die beste Jagdzeit vorüber war, kam Carl Rudolf nur noch äußerst selten im Wagen ins Schloß Wellenhausen. Aber auch dann ging er allein in den Forstpark zum Heger, den er, wie es hieß, sehr lieb gewonnen hatte und der ihm allerhand Geschichten erzählte. In dem Herrn, der an manchen anderen Tagen mit einer tief ins Antlitz gedrückten Kappe und breiten schwarzen Schutzbrillen einen kleinen Motorwagen in rasender Fahrt an Steinfurt vorbeilenkte, erkannte man den Prinzen Carl Rudolf nicht.

Maja fuhr erschrocken zusammen. Die tiefe Stimme des großen, braunen Hundes schlug überraschend an ihr Ohr. Ah, da lag das kleine Haus. An der Pforte wurde der Heger mit seinem Gewehre sichtbar. Das Gebell des Hundes hatte ihn offenbar herbeigeloct.

Maja trat aus dem Dunkel der Stämme. Der Hund sprang ihr entgegen und schmiegte sich an. Sie streichelte ihn.

„Ist Seine königliche Hoheit schon da?“ fragte sie den Heger.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“

„Ich danke, Max. Es ist gut.“

Der Alte pffiff seinem Hunde, um mit ihm das Hüteramt anzutreten.

Maja überschritt die Schwelle des Waldhauses, dessen Türe sie schloß.

Prinz Carl Rudolf stand am Fenster des altmodisch und sehr bescheiden eingerichteten Zimmers und wandte sich gar nicht, als sie eintrat. Nervös und offenbar mißmutig, trommelte er an den Scheiben.

Die junge Dame mußte ganz gut, daß er sie kommen gesehen, vielleicht auch gehört hatte. Daß er ihr trotzdem nicht grüßend entgegenschritt, verriet ihr, daß er wieder einmal in der Laune war, sich hoheitsvoll oder salopp zu benehmen. Einen Augenblick lang ärgerte sie sich über die Demütigung, die ihr widerfuhr, und die Röte stieg ihr ins Antlitz. Dann sagte sie sich, daß diese Lage unhaltbar geworden, daß es, da sich dieses Benehmen des Prinzen nicht nur zu wiederholen, sondern auch schroffere Formen anzunehmen begann, unbedingt nötig war, ein anderes Verhältnis zu schaffen, Entscheidendes zu unternehmen. Der Hunger konnte, wenn er zu arg wurde, dazu treiben, statt an der seltenen, schönen Frucht an einer beliebigen anderen Speise sich genugzutun. Ihr Entschluß, das Äußerste zu wagen und dadurch das Höchste zu erreichen, wurde unerschütterlich. Heute galt es. Aber wie? Das mußte der Zufall, der Lehrmeister Augenblick eingeben.

Maja warf einen Blick auf den Prinzen, der entschlossen schien, ruhig in derselben Stellung zu verharren. Und abermals fühlte sie sich von Bewunderung für diese schöne, schlanke Gestalt, dieses Urbild vornehmer Kraft und sorgloser Lebensfroheheit, ergriffen, und abermals pochte ihr Herz in Verlangen und Sinnensehnsucht. Sie trat zum Spiegel, vor dem ein kleiner Holztisch stand, und begann sich von den staubbedeckten Hüllen zu befreien.

„Garn, ich bin da,“ sagte sie.

„Ah, du bist's, Königin? Tag,“ erwiderte der Prinz in gleichgültigem Tone, ohne sich zu wenden. „Das ist wirklich interessant,“ bemerkte er dann.

„Was denn?“ fragte sie ebenso gleichgültig.

„Da draußen zwei Hähne, die raufen wollen.“

„Ja, die dürften allerdings interessanter sein als ich.“

Carl Rudolf zuckte die Achseln. „Mein Gott, chère amie, dich sehe ich häufiger als das Schauspiel da draußen.“

„Das ist wahr. Ich werde mir die Sache auch gleich an-

sehen, die dich so interessiert. Auch ich bekomme so etwas seltener zu Gesicht als deinesgleichen."

Diese Bemerkung ärgerte ihn. So wenig ihm für seine eigene Person an seinem Geburtsvorzuge lag, so gerne er diesen ausschaltet sehen wollte, sobald es sich um Vergnügungen handelte, denen jede ehrfurchtsvolle Zurückhaltung nur Abbruch tun könnte, so wenig wollte er im übrigen den Respekt missen, den man einer königlichen Hoheit schuldete. „Deinesgleichen?“ sagte er. „Ich möchte doch gerne einmal wissen, wer ich denn eigentlich in den Augen der Königin Maja bin.“

„Das kann ich dir ganz genau sagen,“ entgegnete sie. Und dann sang sie halblaut die Worte und die Melodie aus ‚Vocaccio‘: „Du bist ein Prinz, sonst gar nichts mehr“ und schloß mit einem hellen Lachen.

Um seine Mundwinkel zuckte es; fast hätte er in ihr Lachen mit eingestimmt. Sie war doch eine reizende Person – diese Maja, und eigentlich liebte er sie rasend, so gut er eben zu lieben vermochte: mit all' seiner Sinnlichkeit. Aber ewig schmachten, ewig Platoniker bleiben zu sollen, daran fand er keinen Geschmack, das stumpfte ab und machte endlich überdrüssig. Wenn sie sich ihm doch nur ergeben wollte! Teufel, sie war ja so schön, so höllisch schön, so verdammt verführerisch. Diesen Leib zu besigen und über und über mit glühenden Küssen zu versengen, mußte wonnervoll sein. Wenn sie nur wollte! Aber nur Antlitz und Hände hatte sie bisher seinen Lippen überlassen und ihn, wenn er mehr wagte, stets sanft, aber kraftvoll zurückgestoßen. Und dabei war sie nicht kalt; er hatte sie schon beben und glühen gefühlt, schon ihre Augen ersterben gesehen. Wenn sie nur wollte, endlich ihm angehören wollte!

Dem Prinzen schwindelte bei den Gedanken und Bildern der Wollust, die er verwirklicht begehrte; seine Glieder brannten. Mühsam hielt er seine Füße und Blicke im Zaum. Nein, nein, er wollte Maja nicht ansehen, nicht auf sie zustürzen. Das würde ihn doch nicht zum Ziele führen, sondern bloß eine Wiederholung öfterer fruchtloser Versuche sein. Aber reizen wollte er sie, bis aufs Blut reizen, bis sie aus Wut oder Haß oder Verlangen die Besinnung verlor. Ja, das wollte er.

Er entschloß sich zu einer Erwiderung in wegwerfendem Tone. „Bon, chère amie. Ich bin ein Prinz, sonst gar nichts mehr. Aber das ist noch immer weit mehr als ein Weib, sonst gar nichts mehr. Und das bist du.“

Sie fuhr unter dieser Beleidigung empört auf. „Carg!“ Sie stand noch immer vor dem Wandspiegel.

Er fuhr ruhig fort: „Bitte, nicht protestieren, madame! Es ist so, und daß ich dich Königin nenne, beweist noch absolut nichts. Ich werd' dir mal was erzählen, Maja. Die kleine Fürstin Tisa Königin, die du ja vom Sehen kennen wirst, hat großartige Beine und eine prachtvolle Brust. Mager ist sie gar nicht, gerade recht, und hart wie ein Stein. Und dabei der reinste Teufel, ein famoscs Weib, eben auch nur ein Weib, ein erstes bestes, aber verflucht be- begeisterndes. Na also, die kleine Tisa hat mich doch richtig gestern, als ich sie besuchte, dabehalten wollen, offenbar um mir ihre Reize zu zeigen. Ich bin ein guter Kerl und blieb. Die Tisa bat mich, ein wenig in ihrem Boudoir zu warten. Da die Frau einen Parfum hat, der einfach wahnsinnig macht, blieb ich natürlich und wartete. Sie hat sich kolossal beeilt – das muß ich sagen. Na ja, das Ausziehen geht ja sehr rasch. Und dann kam sie in einer Toilette wieder, die mir genau alles das verriet, was ich dir gerade erzählte. Da sie aber keine langweilige Platonikerin ist – Gott sei Dank –, wollte sie, daß ich mich von der Echtheit überzeuge. Ich sage dir, sie hat Brüste – großartig. Und diese Hüften! Weißt du, ein amour von Grübchen überall und ein gewisses Muttermal, das einen einfach von Verstand bringt. Ich war so überrascht und so – – –“

Ein seltsamer Ton, der aus Majas Munde kam, machte ihn verstummen. Er wußte nicht recht, ob es ein Knirschen oder ein Aufschluchzen gewesen war. Aber er wandte sich nicht. „Ah so, du fragst mich, wozu ich dir das erzähle, Königin?“ fuhr er fort. „Bien entendu, um dir zu beweisen, daß jedes Weib, ob Königin, ob Fürstin oder Bürgermädchen, im gewissen Augenblicke eben nichts, aber absolutement nichts ist als – eben als nur ein Weib oder Stück Fleisch, während unsereins auch im gewissen Moment der bleibt, der er sonst ist, ich also trotz aller Majas und Tisas eine königliche Hoheit.“

„Kennst du Tisa besser als Maja?“ Mit unergründlicher Stimme, in einem Tone, den der Prinz aus diesem Munde noch nie vernommen, war das gesprochen.

Er fuhr zusammen, sein Herz klopfte ungestümer. Gewalt- sam zwang er sich, Ton und Stellung beizubehalten. Seine eigene Erzählung, zur Hälfte erlogen, hatte ihn furchtbar erregt. „Na ja, weißt du, so – – –“ begann er zögernd.

„Bist du bei ihr geblieben?“

„Na, so, na, Diskretion – –“

„Ist sie schöner als ich?“

„Ich – – Wie soll ich das wissen?“

„Du weißt es, Cary.“ Und dann ein wilder Ruf: „Cary!“

Da wandte er sich, bis ins Herz getroffen. Nun schrie er auf: „Maja!“

„Ist sie schöner als ich?“ fragte diese. Ihre Stimme bebte heiß und wild, und ihre Augen funkelten.

„Nein, nein, nein,“ stieß Carl Rudolf rauh und gewürgt hervor und taumelte ihr entgegen.

„Wenn du nicht bei ihr geblieben bist, so komm’!“ Majas Aufforderung klang gebieterisch. Ihre Brust wogte, halbentblößt, ihre Arme streckten sich ihm entgegen.

„Nein, nein, nein,“ stammelte er abermals. Dann stürzte er mit einem ungestümen Satz auf das Mädchen zu und umschlang es. „Maja! – Maja! – Maja! – Maja!“ –

Er hob sie empor und warf sie aufs Lager. Zitternd nahm er mit Händen und Lippen von dem herrlichen, jungen, weißen Fleische Besitz, das sich seinen Blicken bot.

„Cary, was gibst du mir, wenn ich mich dir gebe?“ stieß Maja leise hervor.

„Alles, alles. Verlange,“ sagte er unter Küssen.

„Bin ich dein Weib?“

„Du bist es, sollst es sein.“

„Schwörst du mir’s?“

„Ich schwöre.“

„Bei allem, was dir heilig ist?“

„Bei unserer Liebe, beim Leben meines Vaters, bei meinem Leben, bei allem, allem. – Du, du, oh du!“

„Cary, wenn ich – – wenn ich – – –“ Sie stammelte, sie konnte nicht weiter sprechen, die erste Verührung ihres Leibes durch eine zitternde Männerhand, durch durstig saugende, feuchte Männerlippen verglühete, berauschte sie, sie verlor alle Willenskraft, dies Gefühl war zu stark, sie gab mehr, als sie wollte, sie wehrte ihm nichts mehr, sie fühlte ihren Leib vom Scheitel bis zur Sohle flammen, sie – – –

„Cary,“ rief sie wild jauchzend und umschlang ihn. —

Als Maja Karmetter zwei Stunden später auf der staubigen Landstraße zur Stadt zurückfuhr, fragte sie sich, ob sie noch dieselbe sei, die sie bis vor kurzem gewesen. So sehr vermochte die Wonne der ersten Umarmung, vermochte das Erblühen des Mädchens zum Weibe umzuwandeln, daß darob die Schöpfung ringsum eine andere ward und Herz und Hirn ein neues Innenleben schufen? Wie wunderbar! Wo war all’ ihr Stolz geblieben, wo ihre kühle, berechnende Überlegung, ihre achtsam gehütete Selbstbeherrschung? Weggebrannt von einem Kusse, und sie trauerte all’ dem Entschwundenen nicht einmal nach. Denn war das, was sie jetzt

erfüllte, nicht tausendmal besser, herrlicher, war nicht das erst das wahre, volle Leben, zu dem sie als Weib berufen war? Sie bewegte spielend ihre Arme und wunderte sich über ihre Gebärden, die so ganz andere waren als vordem, so süß und lässig und weich verträumt. Sie betrachtete im kleinen Spiegel ihr Ebenbild und nickte ihm zu – zum Danke, daß es so schön und strahlend war. Trotz des Staubes, den die Räder wirbelnd um das Gefährt aufpeitschten, war es ihr, der Frühling zöge duftend zu ihr herein, und als sie erkannte, daß es ein anderer Duft war, der ihre Sinne wohligh erfüllte, errötete sie wie ein kleines, unschulbiges Mädchen und sprach den Namen dessen vor sich hin, dem der Duft zu eigen war. Sie dachte über sich selbst nach, und es überwältigte sie ein Gedanke, alle anderen zurückdrängend, der Gedanke, den sie in die Frage kleidete: „Wußte ich bis jetzt überhaupt, wer und was ich bin, kannte ich mich denn?“ – Nein, sie hatte geglaubt sich zu kennen und hatte sich völlig getäuscht. Für kalt, ja, für herzlos hatte sie sich gehalten und sich eingebildet, daß nebst ihrer Schönheit ihre kluge Rechenkunst ihr größter Vorzug sei. Rechenkunst? Was konnte sie berechnen? Nicht einmal die Größe ihrer Liebe und die Fülle des Glückes, das ein nächster Tag ihr schenken konnte. Und ihr Ehrgeiz, ihre geistige Überlegenheit, ihre Herrschsucht? Ihrem Ehrgeize war das Ziel gewiesen worden in dem Wunsche, den Mann für sich zu behalten, der sie so beseligt hatte; ihre Herrschsucht beschränkte sich auf einen Menschen und kam der Sucht, beherrscht zu werden, gleich. Carg!

Maja blickte hinaus und entsann sich, daß sie hier an dieser Stelle mit dem Jesuiten aus Steinfurt zusammengetroffen war; doch das Gespräch, das sie mit ihm geführt hatte, war in ihrer Erinnerung halb verblaßt. Sie lächelte ob dieses goldtraumgewirkten Schleiers, der sich über ihr Gedächtnis gesenkt hatte und die Vergangenheit so undeutlich machte. Ob das wohl so blieb? So süß, so wonnesam wohl nicht! Schade! Aber dennoch mußte es ein wenig so bleiben; denn sie war ja nicht mehr dieselbe und konnte nicht mehr jene werden, die gestorben war, die ihr Sein beschlossen hatte, um einer anderen Platz zu machen, einer ganz, ganz anderen. Was hatte sie doch mit diesem Pater Huber besprochen? Ach nein, das war häßlich. In diesem Augenblicke vermochte sie sich nicht einmal alles ins Gedächtnis zurückzurufen und – sie wollte es auch nicht. Es hätte diese Stunde, die erste Stunde des bewußten, liebenden Weibes, die erste Stunde des neuen Lebens entheiligt. Nur an ihn, an sich und ihr ganzes, großes, volles, heißes, süßes, berauschesndes Glück wollte sie denken. Freitag! Am Freitag sollte sie wieder diesen Weg fahren! Heute war

Dienstag. Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag – vier lange, lange Tage. Aber dafür am Freitag! Maja fühlte das Blut heiß durch alle Glieder fluten und zum Haupte quellen. Dann wollten sie auch ihre Reise besprechen, ihre Hochzeitsreise, von der sie als sein angetrautes Weib zurückkehren sollte. Oh Gott, wie wunderbar das sein wird, wie ein Märchen! Alles war ein Märchen und doch leuchtende Wirklichkeit, herrliche Zukunft.

Maja Karmetter, die es weniger als jedes andere Mädchen vermutet hätte und niemals gewollt hatte, war von der Offenbarung überwältigt, sie, gerade sie.

Er aber, der dieses Wunder vollbracht hatte, lenkte eine halbe Stunde später seinen kleinen Motowagen zur Stadt zurück. Auch er dachte an den kommenden Freitag und zählte die Tage, aber nicht in verträumter Liebeseligkeit, sondern in bloß sinnlichem Verlangen nach diesem wunderbaren Frauenleibe. An Sonstiges, an seine Schwüre, an den Zweck der Reise, an das Versprechen, auf dieser Luftfahrt einen ersten Schritt, fürs Leben bindend, zu machen, dachte Prinz Carl Rudolf wahrlich nicht.

„Schön ist sie, schön und heiß – meine Maja, die kleine Königin. Eine meilleure aventure haben gewiß weder der cher papa – dafür schenke ich ihm seine Regine – noch auch der gute allerhöchste Onkel gehabt.“

Das dachte der Prinz. Und neidvoll schlich sich dieser Gedanke auch in das Herz des Freiherrn Friedrich von Mollwitz, der noch am selben Abende alles erfuhr.

Ehe der Rektor auf dem Wege von Steinfurt in die Hauptstadt dem Fräulein Karmetter begegnet war, hatten seine Gedanken keineswegs dieser jungen Dame gegolten. Ihn hatte ausschließlich eine Angelegenheit beschäftigt, die dringlicher und deren sofortige Erledigung ihm wichtiger war als alles andere. Eben diese Angelegenheit führte ihn in die Stadt, nicht der Ruf seines Freundes Augustus. Für diesen und die Brüder in der Clavergasse konnte Vater Huber beim besten Willen heute kaum mehr als eine halbe Stunde Zeit erübrigen.

Warum ihn der Provinzial zu sich beschieden hatte, erriet der Rektor unschwer. Offenbar handelte es sich um den jungen Bruder Viktor Kolberg und dessen Mission.

Seit dem Tode des Hauptmanns von Sellborn war nun nahezu ein halbes Jahr verstrichen, also bereits die Hälfte der Frist. Fast ein halbes Jahr bereits verstrichen, und noch wußten, trotzdem einer ihrer Brüder im Hause der Frau von Sellborn weilte, die Jesuiten nicht einmal, wie es um die Ehepläne des Prinzen

Albert und der jungen Witwe stand, geschweige denn, daß das Ersehnte schon geschehen wäre, das ihnen Regine auf Gnade und Ungnade in die Hände geben sollte und von dem dann alles weitere abhängig war. So konnte es nicht länger währen; Pater Viktors Empfindsamkeit durfte nicht mehr geschont, seine Lauheit, sein Schwanken, sein Schwachmut konnten nicht länger geduldet werden. Hart beugen mußte man den jungen Bruder nunmehr, um ihn dann aufrichten und im Dienste der Kirche und des Ordens als verlässliches, blind gehorames Werkzeug zu zielbewußtem Handeln gebrauchen zu können.

Pater Huber dachte, daß sein Freund Augustus wohl heute mit diesem Werke an Bruder Viktor zu beginnen beabsichtigte und ihn zu sich berufen hatte, weil seine Anwesenheit hierbei ihm erwünscht war und zweckmäßig erschien. Aber es war dem Rektor heute unmöglich, in der Clavergasse zu verweilen; er mußte unbedingt das Dringlichere, Unaufschiebbarere erledigen, das auch nach dem Zusammentreffen mit Maja Karmetter bald wieder völlig den Geist des Jesuiten beherrschte.

Um die dritte Nachmittagsstunde traf Pater Huber in der Clavergasse ein. Der Provinzial erwartete ihn in seinem Zimmer. Auch Pater Sanden harnte dort.

„Mein lieber, guter Augustus,“ begann Pater Huber nach der ersten Begrüßung, „ich habe deinem Rufe sogleich Folge geleistet. Doch wäre ich, hättest du mich auch nicht gerufen, in die Stadt gekommen. Es hat sich an diesem Morgen ergeben, daß etwas Wichtiges verabsäumt wurde, etwas von so weitgehender Wichtigkeit, daß ich selbst unseren lieben Pater Holfelder, der sich zur Versorgung erbot, nicht mit der Sache betraute, weil ich ihre Erledigung, die keinen Aufschub duldet, in eigener Person in die Hand nehmen will.“

„Um welche Angelegenheit handelt es sich, Antonius?“ fragte der Provinzial.

„Du weißt, mein lieber, guter Augustus, daß der Knecht Zachgruber, der damals bei der Verhandlung ein reumütiges Schuldgeständnis ablegte und seine Sünde im Gefängnisse büßte, dann später, als er wieder die Freiheit erlangte, sich einer neuen, noch schwereren Sünde schuldig machte, indem er sich erdreistete, den Leuten im Dorfe zu sagen, er wäre unschuldig, er hätte den Diebstahl und Waldfrevel auf dem Gute Wellenhausen nur über unseren Befehl begangen. Er trat mit Erpressungen an uns heran.“

Pater Sanden faltete die Hände und wandte die Blicke himmelwärts. „Unser Herr und Gott möge dem Verblendeten die schwere

Schuld vergeben und ihn auf den Pfad der Erkenntnis zurückführen," sagte er.

Vater Hüllmann runzelte die Brauen. Ihm war die kleinliche Angelegenheit dieser wenigen Bäume nicht der Beachtung wert. Daß ihretwegen kostbare Zeit vergeudet wurde, war ihm unfaßlich; daß ihretwegen Unannehmlichkeiten, vielleicht sogar bloßstellende, erwachsen, war ihm peinlich. Er mißbilligte die ganze Sache, über die er nicht gerne reden hörte.

"Es ist hoch an der Zeit, Antonius," erklärte er, "daß diese kleinliche und in der That unerquickliche Streitsache mit allen ihren Folgen aus der Welt geschafft werde, auf daß kein schädliches Ärgernis ersthe. Stehen Äste eines Baumes uns im Wege, so dürfen wir es uns nicht genügen lassen, die Äste abzuzeichnen, wie du tatest; denn sie wachsen nach. Rode den Baum mit der Wurzel aus! Den Leib der Kirche dürfen die Menschen bluten sehen aus großen Wunden, denn das ist ein großer Anblick; nicht aber aus vielen kleinen, die von den Nägeln niedriger Hände herrühren, denn dieser Anblick ist klein und erbärmlich."

"Mein lieber, guter Augustus," erwiderte der Rektor, "in der That frommt es einzig und allein, den schädlichen Baum, der wie Unkraut wuchert, mit der Wurzel auszuroden. Du hast, wie stets, das gute Wort gesagt. Aber in christlicher Milde und aus Mitleid mit dem argen Sünder konnte ich mich bis heute nicht zu dieser That entschließen. Nun aber ist sie ein Gebot der Menschlichkeit geworden. Denn daß der schuldige Zuchgruber, wie unser guter Bruder Sanden hofft, noch auf den Pfad der Erkenntnis gelange, Umkehr und Buße tue, ist nicht mehr zu erhoffen. Gott, der langmütige, aber in seinem Zorne furchtbare Richter unserer Schwächen, hat den Verblendeten mit Irfsinn geschlagen. Heute morgen wurde er tobsüchtig."

Vater Sanden fuhr zusammen, schlug die Augen nieder, vielleicht um ein Lächeln zu verbergen, und bekreuzigte sich.

Der Provinzial zuckte nicht; er sah den Freund, der voll Demut und Mitleid dreinblickte, scharf an und nickte kräftig. "Wurde er? Das ist gut, Antonius. Die Hand des Allmächtigen zerschmettert in der Stunde der Entscheidung den Verstockten. Wir dürfen den Schlag nicht hemmen. Erzähle!"

"Es ist nicht viel zu erzählen, mein lieber, guter Augustus. Nach einer in Sünde contra sextum und Trunk und Völlerei durchschwärmten Nacht erzwang sich der arme, verblendete Knecht heute früh gewaltsam Einlaß, indem er unseren guten Frater Kaltenecker tätzlich bedrohte. Er war in einem Zustande, den man sogleich als Eingebung des Versuchers erkennen mußte, und erging

sich vor dem Kollegium, vor dessen Fenstern in lauten Schmähungen und Anklagen, bis er, von Gott geschlagen, toll in Krämpfen zusammenbrach. Ich glaube, er ist Epileptiker. Es ist nun ein Gebot der Menschlichkeit und christlichen Nächstenliebe geworden, den gefährlichen Mann, der andere ebensogut wie uns bedrohen könnte, unschädlich zu machen und ihn der ärztlichen Pflege zu übergeben, auf daß er, wenn Gottes Gnade es will, gesunde. Doch halte ich jede Hoffnung für den armen Zachgruber für ausgeschlossen."

"Auch ich, Antonius," erklärte der Provinzial mit Nachdruck. "Und jetzt?"

"Jetzt will ich rasch zu unserem lieben, guten Justizrat Doktor Greiling fahren, mit ihm sodann zum Landesgerichte und zur Polizeidirektion und sodann die beiden Herren Psychiater, unseren lieben Professor Liebeneck und den guten Doktor Seutter, abholen, um dann gemeinsam mit unseren drei Freunden nach Steinfurt zu fahren. Sie werden dort übernachten, und ich hoffe, daß mit dem Beistande unseres Herrn und Heilands morgen alles in bester Weise geregelt ist."

"Das soll es, Antonius. Die Sache ist dringlich und duldet keinen Aufschub. Was ich dir zu sagen habe, kann noch wenige Tage warten. Meinen Sie nicht, Bruder Sanden?"

"Ich denke, hochwürdiger Pater Provinzial," meinte der Gefragte, "daß, wenn auch einerseits nicht zu leugnen ist, daß mit dem zum Gegenstand unserer heutigen Beratung bestimmt Gemessenen nicht lange gezögert werden soll, doch andererseits das vom hochwürdigen Pater Rektor Vorgebrachte noch weniger einen Aufschub verträgt."

Der Rektor und der Provinzial nickten. Ersterer nahm dann wieder das Wort.

"Ich muß dir noch sagen, mein lieber, guter Augustus, daß mich die göttliche Vorsehung gerade vorhin, als ich von Steinfurt in die Stadt fuhr, mit dem Fräulein Karmetter zusammenführte. Die verehrte junge Dame war, wie sie mir sagte, eben im Begriffe, mich zu besuchen, kehrte aber, nachdem sie mich getroffen hatte, nicht zurück, sondern fuhr noch spazieren. Augustus, Fräulein Karmetter bat mich ausdrücklich, keinen Schritt in ihrem Interesse zu unternehmen, ehe sie nicht darum bäte."

Der Provinzial blickte den Rektor scharf an.

"Ich kenne den Grund nicht, mein lieber, guter Augustus," sagte dieser. "Auch errate ich ihn nicht. Doch wirst du sicherlich —"

Pater Hüllmann nickte. "Ich werde, Antonius. Die Karmetter

wählt und wägt; sie weiß, was sie spricht und will. Es muß ein starker Beweggrund vorliegen für diesen ihren Wunsch. Ich werde forschen. — Doch jetzt will ich dich nicht halten. Am Freitag möchte ich dich wiedersehen.“

„Bis dahin, mein lieber Augustus, wird uns unser Herr und Meister sicherlich von einem argen Feinde befreit haben.“

Nachdem der Rektor gegangen war, verabschiedete der Provinzial auch Pater Sanden. „Bruder Sanden,“ mahnte er, „seien wir wachsam! Unsere heilige Mutter, die Kirche, hat viele Feinde. Aber diese sind ungefährlicher als ihre lauen Söhne und Töchter. Dieser müssen wir achten! Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit. Amen,“ erwiderte Pater Sanden und ging. —

Von Steinfurt wurde am nächsten Vormittage der Knecht Zachgruber in die Irrenanstalt Doktor Seutters überführt. Dilem selbst assistierten der berühmte Psychiater Professor Doktor Liebeneck und der Justizrat Doktor Greiling.

XV.

Doktor Egon Bleisurter war, nachdem ihn Louisa Piffal an jenem verregneten Sonntage zu später Abendstunde verlassen hatte, noch ausgegangen. Und während sein Vetter sich in durchaus unfrommer Weise mit seinem Flörchen vergnügte, weilte er im Jesuitenhause in der Clavergasse, um seine Pflichten Gott und seinen Gönnern gegenüber zu erfüllen. Dieser Besuch führte dazu, daß der hochwürdige Pater Adam schon am folgenden Tage den Armenrat und Devotionalienhändler Zellmayer beauftragte, mindestens fünf Schlüssel anfertigen zu lassen, die alle ein und dieselbe Türe sperren. Am Mittwoch war der Jesuit dann schon in der Lage, dem Grafen Rhonet, der ihn zum Speisen erwartete, die Schlüssel mitzubringen.

Schon während der Tafel merkte der Oberst, daß sein Gast zeitweilig, wenn auch nur für kurze Augenblicke, ungewöhnlich ernst blickte. Selbst der Gräfin Nora entging das nicht, und mit besorgtem Nächeln fragte sie als gute Hausfrau: „Hochwürden, sind Sie nicht ganz wohl? Sie sind so ungewöhnlich schweigsam. Oh, Hochwürden, wenn das Essen — —!“

Der Graf, der auch beunruhigt und deshalb nervös war, unterbrach ungeduldig: „Aber Nora, laß doch die Kindereien! Dein Essen mag gut oder schlecht sein; das wird Hochwürden gewiß nicht nachdenklich stimmen.“

Beleidigt blickte die Gräfin ihren Mann an und verzog schmolzend den Mund.

„Frau Gräfin, Ihr Essen ist heute und immer das vorzüglichste,“ versicherte der Geistliche in geradezu herzlichem Tone. „Ich bewundere Ihre christlichen Hausfrauentugenden; das wissen Sie.“

Noras Antlitz strahlte, und sie warf dem Obersten einen Blick zu, der ganz deutlich sprach: ‚Da siehst du, wie andere über mich denken und mich schätzen.‘ Zum Jesuiten gewandt, fragte sie dann: „Sie tun nicht gut daran, hochwürdiger Herr, mich so zu verwöhnen. Ich könnte mich schließlich überheben. Als Sie neulich mit meiner Cousine Wangenau bei uns speisten –“

Abermals fiel ihr der Oberst ins Wort. „Verzeih, liebe Nora,“ entschuldigte er sich, „es ist ungezogen, daß ich dich unterbreche; aber Hochwürden Pater Adam hat entschieden etwas Wichtiges mitzuteilen. Nicht wahr, Hochwürden?“

„Ganz richtig, Herr Graf,“ bestätigte der Priester.

„Oho! – Liebe Nora –“

Diese verstand und hob, da der letzte Gang bereits serviert war, die Tafel auf.

„Was ist Unangenehmes vorgefallen?“ fragte Rhonet sofort, als die drei den Herrensalon betreten hatten.

Der Jesuit zog fünf Schlüssel, die mit einem Faden an einander gereiht waren, aus der großen Tasche seines Ordensgewandes. „Bitte, Herr Graf, verteilen Sie diese Schlüssel hier,“ bat er. „Nennen Sie die Devotionalienhandlung, deren Besitzer, der Armenrat Zellmayer, ein treuer, redlicher Diener der heiligen Kirche ist? Herr Graf, Sie, Erzellenz Baron Degeling, Justizrat Greiling und ich erhalten je einen Schlüssel. Den fünften übermitteln Sie, bitte, dem Grafen Wangenau! Es ist nicht nötig, diese Sendung mit Worten zu begleiten; der Herr Graf ist bereits unterrichtet und wird bestimmt die erste Zusammenkunft besuchen, die morgen abend dort stattfinden soll. Durch Gottes unermessliche Guld ist es uns gelungen, auch andere wichtige Parlamentarier für die gute Sache zu gewinnen. Sie werden sehen, wer noch erscheinen wird.“

„Ich errate halb und halb, Hochwürden. Vielleicht auch L., der Führer der äußersten –“

„Richtig, Herr Graf,“ fiel ihm der Geistliche ins Wort und lächelte dabei demütig.

„Alle Hochachtung, Hochwürden. Aber warum das Stelldichsein dort? Das errate ich nicht und bin beunruhigt.“

Auch Gräfin Nora verriet Unruhe. Eine Blutwelle färbte ihr

Antlig. „Das hat etwas zu bedeuten, hochwürdiger Herr,“ sagte sie voll Schrecken. „Wir ahnt Schlimmes. Weiß man etwa – –?“

„Frau Gräfin, beunruhigen Sie sich nicht! Und auch Sie nicht, Herr Graf,“ bat Pater Adam. „Es ist noch nichts geschehen, das eine Unruhe rechtfertigen könnte.“

„Noch nichts?“ fragte Graf Wolf, leicht erblaßt. „Aber so sprechen Sie doch einmal, Hochwürden,“ forderte er den Geistlichen dann erregt auf.

„Mein lieber Herr Graf,“ entgegnete dieser ruhig, „alle unsere politischen Zusammenkünfte sollen in der Tat, zumal jetzt, da die Sache mit Gottes gnädiger Hilfe so weit gediehen ist, fortan bei Zellmayer stattfinden. Es geschieht dies aus Vorsicht. Hier bei Ihnen soll es schon Ihrewegen nicht mehr geschehen.“

„Aha! Also was ist los?“

„Mein lieber Herr Graf, unser Herr und Heiland hält seine schützende Hand über uns; er hat mir einen unendlichen Beweis seiner Gnade gegeben, indem er mir eine Warnung zukommen ließ. Unbetrachtet Ihrer Stellung bei Seiner königlichen Hoheit ist es geraten, daß Sie jeden Schein meiden, der den Verdacht irgend einer politischen Tätigkeit erwecken könnte. Hören Sie!“ Und Pater Adam erzählte nun, was Bleisurter aus Louisas Munde mußte, allerdings in anderer Weise und so, daß man die Quelle seiner Kenntnisse nicht erraten konnte.

Das Ehepaar hörte in wachsender Erregung zu, und als der Geistliche geschlossen hatte, entfuhr dem Grafen der Ausruf: „Verdammt!“, und er stampfte mit dem Fuße. Gräfin Nora war arg erbleicht und stieß einen kleinen Schrei aus.

„Ich hab' dir's immer gesagt, Wolf,“ rief sie. Tränen waren ihr nahe. „Hochwürdiger Herr,“ sagte sie händeringend, „wenn das nun einen Skandal gibt! Wenn Wolf in Ungnade fiele, ich überlebte die Schmach nicht! Meine Kinder wären verloren!“

„Na, na, nur keine tragischen Szenen!“ Der Graf sagte es ärgerlich, fast grob, um seine eigene, höchst unbehagliche Stimmung zu übertäuben und zu bemänteln.

„Meine verehrte, liebe Frau Gräfin,“ beschwichtigte der Priester in sanftem, salbungsvollem Tone, „fürchten Sie weder für Ihren Gatten noch für Ihre Söhne noch für sich selbst auch nur das Geringste! Die Zahl Ihrer Freunde ist groß und, wie ich wohl sagen darf, auch machtvoll genug, um alles Schädliche von Ihnen ferne zu halten. Vertrauen Sie uns und vor allem ihm, der ja auch jetzt seine Huld uns erwies! Mein lieber Herr Graf, also Vorsicht!“

Der Oberst hatte die Fassung wieder voll zurückgewonnen.

„Das will ich meinen, Hochwürden,“ erwiderte er. „Ich werde mir's gesagt sein lassen. Na, es ist ja noch nichts Arges passiert. Jedenfalls danke ich Ihnen, Hochwürden.“ Und mit weltmännischer Verbeugung und diskretem Lächeln fügte er hinzu: „Zu Gegenständen stets bereit, wie Sie wissen. Aber nun bitte ich um nähere Details für den morgigen Abend. Hochwürden sind natürlich dort? Um wie viel Uhr?“

„Wir kommen um neun Uhr zusammen, Herr Graf. Die Sachen sind weit gediehen dank der unermüdlichen Tätigkeit, die in Gottes Dienst — —“

„Von Ihnen entwickelt wurde,“ unterbrach der Oberst verbindlich.

„Von anderen, Herr Graf,“ wehrte der Jesuit bescheiden ab.

„Meine Kraft ist gering und genügt nicht. Ich erhoffe von unserer morgigen Sitzung das Wichtigste, selbst Entscheidendes.“

„Also Graf Wangenau — — ?“

Pater Adam wandte sich als Antwort auf diese Frage der Gräfin zu. „Frau Gräfin,“ sagte er, „die Frau Gräfin Wangenau ist wahrlich nicht umsonst Ihre Cousine. Sie gleicht Ihnen an christlichen Tugenden, ohne Sie indes erreichen zu können.“

Nora lächelte bloß gezwungen. Ihr wollte das Vernommene nicht aus dem Sinn, und ihre bangende Unruhe verließ sie nicht. Am liebsten hätte sie geweint oder wäre mit nicht endenwollenden Vorwürfen über ihren Mann hergefallen oder hätte beides vereint getan. Mühsam hielt sie sich zurück und konnte kaum den Ausbruch ihres Gastes erwarten. Dann, dann wollte sie — — — Oh, dieser Wolf! Was ging ihn das alles auch an? So tief brauchte er sich doch nicht einzulassen! Sie hatte so viel, so viel auf dem Herzen, und das wollte sie ihm alles ins Gesicht schleudern. Wenn Pater Adam doch gehen wollte! Er war ihr jetzt nur lästig. Und dabei gute Miene machen, höflich lächeln zu müssen, während alles in ihr kochte und schon tausend Worte auf ihrer Zunge brannten! Oh, dieser Wolf! Der sollte es zu hören bekommen!

Pater Adam war ein zu guter Kenner des Frauenherzens, um nicht das erzwungene Lächeln, die Schweigsamkeit und die Mienen seiner Wirtin richtig zu deuten. Er hielt es deshalb nicht für geraten, in Gegenwart der Gräfin noch eine längere und ausführliche Besprechung mit dem Obersten zu pflegen. Was diesem übrigens bevorstand, sobald er selbst sich verabschiedet haben würde, erkannte er auch. Er erhob sich.

„Frau Gräfin,“ sagte er, „zürnen Sie mir nicht, daß ich heute Ihren Mißmut wahrrief! Ich hoffe, mit der Gnade unseres Herrn und Heilands das nächste Mal Angenehmes berichten zu können. Glauben Sie mir, meine verehrte, liebe Frau Gräfin, es ist gar

nichts zu befürchten. Gottes Hand verjagt die schwersten Wolken und läßt die Sonne seiner Guld in die Herzen seiner Gläubigen scheinen. Und es ist wahrlich nur eine leichte und kleine Wolke dieses Mal. Ihr lieber Gatte, mit dem Sie in so erbaulicher und christlicher Weise Gutes und Böses teilen, wird Sie trösten. Für nächsten Mittwoch, Frau Gräfin! Auf Wiedersehen!”

„Auf Wiedersehen, Hochwürden,“ sagte Gräfin Nora sehr freundlich. Sie war dem Geistlichen wirklich dankbar, aber nicht für die guten Trostesworte, die sie beruhigen sollten, sondern weil er ging.

Der Oberst beurteilte die Sachlage sofort, als er einen Blick auf das Antlitz seiner Frau geworfen hatte, und verstand, warum Pater Adam sich so rasch und just mit solchen Worten verabschiedete. Er zuckte die Achseln.

„Ich gehe mit Ihnen, Hochwürden,“ erklärte er. „Adieu, Nora!“ Rasch zog er hinter sich und dem Jesuiten die Türe zu.

Gräfin Rhonék wurde dunkelrot vor Wut. Dieser Feigling, dieser, dieser — —! Da ging er davon, um nicht die verdienten Vorwürfe anhören zu müssen, dieser erbärmliche Kerl! Pfui, pfui, pfui! Was sollte sie mit all’ dem nun beginnen, was ihr das Herz belastete und auf der Zunge brannte? Verschlucken und daran ersticken? Oh, dieses, dieses Ungeheuer, das sie und ihre Söhne, ihre teuren Kinder, ins Unglück stürzen wollte! Verlust der Stellung und des Ansehens, Verbannung vom Hofe, das alles schwebte ihr vor den Blicken. Furchtbar, gräßlich! Diese Schmach! Und ihre armen, unschuldigen Kinder! Oh! —

Stürmisch begannen Noras Tränen zu quellen, ein Weinkrampf übermächtigte die empörte Frau.

Noch lag sie auf dem Sofa hingestreckt und schluchzte, wenn auch bereits erheblich sanfter, als die Türe vorsichtig geöffnet wurde. Im Mantel, die Mütze auf dem Haupte, trat der Oberst ein.

„Ich habe die Schlüssel vergessen, Nora,“ sagte er kühl und sachlich und sah sich um. Als er das Gesuchte auf einem Tischchen neben dem Sofa entdeckt hatte, steckte er es ruhig ein und schritt wieder der Türe zu. Den Zustand, in dem sich seine Frau befand, beachtete er gar nicht. Das entsachte Noras Wut, die mit den Tränen schon langsam hinweggeschwemmt war, von neuem. Erst der Anblick ihres Mannes, dann aber noch dazu dieses Betragen — das war zu viel; das ruhig hinzunehmen, ging über ihre Kräfte.

„Flegel,“ rief sie, sprang auf und verstellte dem Obersten den Weg zur Türe.

„Na, was soll denn das, Nora? Was ist das für ein Benehmen?“ fragte Wolf gelassen und versuchte, seine Frau von ihrem Platze zu schieben.

Sie aber wich nicht. „Benehmen?“ schrie sie. „Du wagst, von Benehmen zu reden? Du? Das ist das Höchste. Ist das vielleicht ein Benehmen?“ Mit dieser Frage verband sie einen überraschenden Angriff auf den Kopf ihres Mannes. Die Müze fiel.

Nun wurde Rhonek wütend. „Nora,“ rief er drohend, „bist du ein Küchenmensch? Schäm' dich! Marsch, weg da!“ Er bückte sich, um die Müze aufzuheben.

Noras Empörung stieg ins Ungeheure. Nun mußte sie ihrem ganzen Groll Luft machen.

„Küchenmensch? Schäm' dich? Marsch, weg da?“ schrie sie. „Wer bist du denn eigentlich, daß du so zu reden wagst? Worauf bildest du dir denn etwas ein, wenn ich fragen darf? Auf die Dummheiten vielleicht, die du begehst und die dich noch deine Stellung kosten werden? Du, kluger Mann du, der die Weisheit mit Löffeln gegessen haben will, weißt du, was du bist? Ein Esel, ein dreifach gehörnter Esel. Und dabei bodenlos gewissenlos. Aus dir mag werden, was will; das ist mir ganz gleichgültig. Aber ich sehe nicht ein, wie ich dazu komme, durch deine Trotteleien meine Stellung in der Gesellschaft zu verlieren. Und meine Kinder, meine Kinder, hörst du, wirst du mir nicht ruinieren; das sag' ich dir. Wie kommst du auch dazu? Wer bist du, großer Herr du, eigentlich? Ein Habenicht. Ich habe geerbt, nicht du. Und mein Geld — — —“

Bis hierher hatte Graf Wolf den Redeschwall ruhig über sich ergehen lassen und sogar gelächelt, was nicht dazu beitrug, Nora zu besänftigen. Nun aber verlor er die Geduld. „Halt's Maul,“ schrie er grob, stieß seine Frau rücksichtslos von der Stelle und verließ das Zimmer. Krachend flog die Türe ins Schloß.

Die Gräfin stand mit offenem Munde; sie hatte noch lange nicht zu Ende geredet. Eine Weile verharrte sie starr, am ganzen Leibe zitternd. Dann läutete sie, ließ die Kammerjungfer kommen und sich zum Ausgehen ankleiden. Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Solange noch alles in ihr kochte, wollte sie ihre Freundinnen Pepsch und Riti aufsuchen. Die waren die Richtigen, um mit ihr über diesen gemeinen Kerl, ihren Mann, zu schimpfen.

Die Fräuleins von Gussenheim hatten früher im weltadeligen Damenstifte „Maria Trost“ gewohnt, das in einem östlichen Bezirke der Stadt lag; seit zwei Jahren aber waren sie in eine eigene Wohnung im Zentrum der Stadt übersiedelt. Diesem Wechsel lagen in erster Linie die häufigen Streitigkeiten zugrunde, die just die Schwestern, die sich für ungeheuer friedfertig und gutmütig hielten, auszukämpfen hatten und die ihren Aufenthalt den anderen Damen zur Qual und ihnen selbst schließlich unmöglich machten.

In zweiter Linie bestimmte sie zu dem Umzuge die Erkenntnis, daß das Stiftshaus vom Mittelpunkt der Stadt so weit entfernt lag, daß man mit dem Hin- und Herfahren zu diesem oder jenem Besuchsort, an dem gerade ein wichtiger Tratsch möglich war, zu viel Zeit verlor, zu manchem Ereignisse, das des Miterlebens wert, aber von knapper Dauer war, auch zu spät kam. Die Lage der jetzigen Wohnung ermöglichte es hingegen den beiden Damen, verhältnismäßig wenig zu versäumen. Das Haus war weder schön noch licht noch sonderlich reinlich; aber nicht zu verkennen war, daß es vor Zeiten einmal ein feudaler Palast gewesen. Und darauf hielten die Fräuleins von Gussenheim. Ebenso war es ihnen wertvoll, daß die Stiegen bis zum dritten Stockwerk, in dem sie wohnten, leicht und bequem zu steigen waren und daß ein ungewöhnlich niedriger Mietzins entrichtet wurde. Die Räume waren nicht zahlreich, aber groß, waren nicht prunkvoll, aber gediegen eingerichtet. Das ganze Mobiliar stammte aus guten, alten Zeiten, und die Schwestern hätten um keinen Preis irgend etwas Modernes Eingang finden lassen. Das paßte ihrer Ansicht nach nicht in altadelige Häuser und war gerade gut genug für Parvenus und Snob, etwa à la Karmetter. Ihre Räume sollten den Stempel ihrer alten Abstammung und ihres Geistes tragen. Das wollten sie und hatten sie auch wirklich erreicht. Die ganze Wohnung wies Spuren des alten Adels derer von Gussenheim auf. Ahnenbilder von ehrwürdigem Dunkel deckten die Wände, und wo trotzdem ein freier Platz geblieben war, hatten ihn die Schwestern mit wurmstichigen Rahmen gefüllt, die alte Wappenstickereien umschlossen, oder mit frommen Gemälden, die den Ernst und die Tiefe ihrer christlichen Gesinnung dem Beschauer eindringlich zu Gemüte führten. Daß ihre Hände selten müßig ruhten, ersah man aus den zahllosen selbstverfertigten Häkel- und Stickerarbeiten, die als Schutzdecken, Pöster und Paravants auftraten und ziemlich gleichmäßig in irgend einer Form, wenn auch manchmal nur als Schmuck oder ornamentales Beiwerk, das Wappen aufwiesen. In Glaskästen und auf Tischen standen vergilbte und verblaßte Herrlichkeiten, wie Bücher, Miniaturen, zarte Blumenarbeiten, zur Schau. Nur das gemeinsame Schlafgemach der Fräuleins enthielt nichts, das an Vorfahren gemahnte, hingegen mannigfache persönliche Erinnerungen der Bewohnerinnen und viele Bilder aus ihren Jugendtagen. Deshalb auch sah es nicht viel weniger ehrwürdig aus als die anderen Räumlichkeiten.

Die Schwestern lebten bescheiden. Sie besaßen wenig eigenes Vermögen, geringe Zuschüsse und gaben nicht einmal dies schmale Einkommen völlig aus, sondern legten noch sparsam zurück, so viel

sie zu erübrigen vermochten. Sie speisten mehr als bürgerlich, hatten nur ein Mädchen zur Bedienung und Wirtschaftsführung und kleideten sich nicht nur, weil es vornehm war, so schäbig. Ja, in früheren Zeiten, als Pepsch noch eine gefeierte Schönheit bei Hof gewesen und die hochselige Gemahlin des Regierenden ihr auf vielfache Weise das allerhöchste Wohlwollen befundete, und als Riti noch Hofdame bei der hochseligen, unglücklichen Prinzessin Maria Eugenia gewesen, die sich in echt christlicher Weltfremdheit nie um den Verbleib des Geldes kümmerte, — ja, damals war es anders gewesen! Wenn die Fräuleins von Gussenheim aber trotzdem auch jetzt noch verhältnismäßig häufig in Theatern und Konzertsälen und auf Festen zu sehen waren, so dankten sie das lediglich ihrer Stellung als Stiftsdamen und ihren zahlreichen Beziehungen zu Leuten, die Geld oder Einfluß hatten und gutherzig oder dumm waren. Denn aus Sympathie taten nur die wenigsten den Schwestern etwas zuliebe.

Zu diesen wenigen zählte Gräfin Nora Rhonet, die in den Gussenheims stets Gesinnungsgenossinnen gefunden hatte, zumal dann, wenn sie über ihren Mann erbittert war und schimpfen wollte, was keineswegs selten der Fall war. So wenigstens war es bis vor wenigen Wochen gewesen, und zum Dank hatte Nora ihre Freundinnen häufig zum Speisen eingeladen und ins Theater geführt. Das war nun auch vorbei seit jenem Tage, da die Damen die beleidigenden Worte des Obersten erlauscht hatten und voll Wut und Rachsucht geschieden waren. Seitdem hatten sie nichts mehr von sich hören lassen, bloß in traulichen Zwiegesprächen die Rhonets zerzaust, dabei auch manchmal über den Entgang der vielen Annehmlichkeiten heimlich geseufzt. Doch war es natürlich ausgeschlossen, den Verkehr wieder aufzunehmen; oh nein, eine Gussenheim konnte sich nie und nimmer so tief erniedrigen. Die Damen warteten bloß den Augenblick ab, da der Zufall und ihre Wachsamkeit ihnen Trümpe in die Hände spielen würden, um diesem fleghaften Obersten einen ordentlichen Streich zu spielen. Riti sprach sogar davon, ihm moralisch den Hals zu brechen.

Die Schwestern stieken eben an einem Meßgewande für die nächste Paramentenausstellung, als das Dienstmädchen die Gräfin Rhonet anmeldete. Beide fuhren zusammen und sahen einander starr an.

„Haben Sie gesagt, daß wir zu Hause sind?“ fragte Pepsch.

„Natürlich.“

„Das ist gar nicht natürlich, Sie dumme Gans,“ belehrte Riti scharf. „Wie oft muß man Ihnen sagen, daß man nicht immer zu Hause ist, wenn man zu Hause ist? — Wir lassen bitten.“

Als das Dienstmädchen gegangen war, nahm Pepich rasch die Brille ab, die sie ihrer Weitsichtigkeit wegen beim Arbeiten tragen mußte, und verbarg dieses Zeichen ihrer geheimen körperlichen Unvollkommenheit.

„Qu'en dis-tu, Kiti?“ fragte sie.

Diese zuckte die Achseln. „Wir werden ja sehen, Pepich,“ flüsterte sie. „Da ist etwas vorgefallen. Auf der Hut sein!“

„Und reserviert,“ ergänzte die andere.

Gräfin Rhonel trat ein. Sie war rot, und ihr Herz schlug lauter als sonst. So ganz angenehm war dieses Wiedersehen nicht. Aber bah, der erste peinliche Augenblick ging rasch vorüber und ließ sich geschickt überwinden.

Die Gussenheims hatten sich erhoben und standen steif wie Pagoden, Kiti der Eintretenden näher als ihre Schwester. Darum wurde auch sie zuerst von der Gräfin umarmt. Diese ließ sich durch die kühl ablehnende Haltung der beiden keineswegs abschrecken. Sie wußte, wie rasch ein Umschwung der Gesinnung eintreten würde.

„Ah, meine liebe, gute Kiti,“ sagte sie, „wie ich mich freue, dich endlich wiederzusehen! Und auch dich, teure Pepich.“ Nun erhielt diese den Zärtlichkeitsbeweis der Besucherin, die rasch fortfuhr: „Nein, seit einer ganzen Ewigkeit habe ich euch nicht mehr gesehen. Was ist denn mit euch? Was macht ihr? Wo bleibt ihr? Warum seid ihr nicht gekommen? Ich habe euch immer erwartet und zuletzt gedacht, daß eine von euch gar krank ist. Deshalb kam ich, mich nach euch umzusehen. War eine von euch krank? Oh, das will ich nicht hoffen; ihr hättet mich davon verständigen müssen.“

„Ja, meine teure Nora, ich war allerdings leidend und mußte das Zimmer hüten,“ log Pepich. „Kiti, das cher enfant, war so lieb, mich zu pflegen, und blieb auch zu Hause.“

„Ja,“ bemerkte Kiti, „ich halte es nicht für comme-il-faut, Vergnügungen mitzumachen, wenn ein Nahestehender krank ist. Damals, als der alte Reichsgraf Erlaucht Bartenleben erkrankte und später starb, haben wir, obgleich er nur unser Onkel achten Grades war und uns nichts hinterließ, ein Vierteljahr lang Trauer getragen.“

Nora, die nach dem Tode ihres polnischen Cousins nur wenige Wochen lang Trauerkleidung getragen hatte, tat, als merkte sie nicht, worauf Kitis Äußerung abzielte. „Liebe Pepich,“ sagte sie, „da hättest du mich aber doch rufen sollen. Ich hätte dich gerne gepflegt. Aber jetzt bist du wieder ganz wohl?“

„Ja, teure Nora, du kommst zu spät. Gestern hättest du mich noch im Bett gefunden.“

„Und mich beinahe auch,“ ergänzte Kiti. Sie hielt es nämlich für notwendig, der Gräfin recht deutlich vor die Augen zu führen,

wie ungezogen und lieblos es war, sich um Menschen, für die man Freundschaft heuchelte, so lange nicht zu kümmern.

„Oh, oh,“ sagte die Gräfin ganz zerknirscht, „und ich habe von all' dem nichts gewußt. Ich hatte wirklich keine freie Minute; sonst wäre ich schon längst gekommen. Warum aber bist du nicht gekommen, Riki?“

„Ich? Weil ich nur in Häusern verkehre, wo man mich respektiert,“ gab diese sehr deutlich und sehr eifrig zur Antwort.

Nora stieß einen Schrei aus. „Aber, Riki,“ rief sie entsetzt, „was soll das?“

„Mon Dieu, liebe Nora,“ erklärte Pepsch, „was das soll, weißt du doch ebenso gut wie wir. Dein cher mari — —“

In echter Entrüstung fiel ihr die Gräfin ins Wort. „Liebe Pepsch, hör' mir mit dem auf! Wollt ihr mich etwa dafür verantwortlich machen, was dieser Flegel treibt? Erst heute hat er sich wieder geradezu empörend betragen. Oh, wenn ihr wüßtet, was ich auszustehen habe! Es ist einfach gräßlich.“ Und in Erinnerung an die jüngsten Vorfälle wieder von Wut und Groll gepackt, begann sie nochmals zu schluchzen.

„Mon Dieu, mon Dieu, die arme Nora,“ sagte Pepsch, plötzlich eitel Mitgefühl und Liebe. „Oh dieser, dieser — —!“

„Ja, ja,“ bestätigte Nora unter Schluchzen, „dieser, dieser Elende!“

Pepsch kniete vor der Freundin nieder und zog deren Haupt an ihren dürftigen Busen. „Meine teure, arme Nora, weine dich nur aus! Das wird dir wohlthun.“

„Erleichtere dein Herz, teuerste Nora,“ forderte auch Riki auf. „Du weißt, wir sind treue und ehrliche Freundinnen.“

„Riki, bitte, hol' das Riechfläschchen von meiner Kommode,“ bat Pepsch die Schwester.

Silends brachte diese das Gewünschte; sie hatte sich so beeilt, um nur ja kein erfreuliches Wort, das gesprochen werden konnte, zu verlieren. „Erzähl', Nora,“ bat sie. „Was hat der gräßliche Mensch dir schon wieder getan?“

„Ich an deiner Stelle ließe mich scheiden,“ schlug Pepsch vor. „Dieser poltron!“

„Tausend andere wären glücklich, eine Frau wie dich zu haben. Er verdient dich nicht, der Flegel,“ versicherte Riki.

„Beklage dich doch beim Prinzen oder bei Vater Adam,“ riet Pepsch.

„Aber Pepsch, ich bitte dich,“ meinte die Schwester. „Beim Prinzen? Wie der als Gemann war, davon konnte die hochselige, unglückliche Prinzessin ein Lied singen. Etwas Brutaleres gibt es

nicht. Oh, die Männer sind alle wert, daß man sie verachtet und unerhört schmachten läßt."

"Ja, ja, Riti, da hast du recht," bestätigte Pepsch. „Es gibt nur einen Mann; aber der – –!" Sie seufzte schwermütig.

"Die Männer verdienen, daß man sie betrügt," erklärte Riti mit Nachdruck. „Ich täte es auch an deiner Stelle, teure Nora. Warum tust du's nicht?"

"Aber Riti," verwies die Schwester voll sittlicher Entrüstung. „Quelle vilaine idée!" Zu Nora gewandt, wiederholte sie: „Sage es doch dem Pater Adam!"

Aber Riti war streitüchtig und wurde hitzig. „Aber ich bitte dich, Pepsch, ein Jesuit! Was man von denen zu halten hat, wissen wir nun doch schon gründlich. Die sind keine wahren Diener Gottes, sondern tauchen ihre Hände in lauter unsaubere Geschichten statt Messe zu lesen. Dein Pater Adam, der mit dem Greiling und Dege – – –"

Sie brach jäh ab und biß sich auf die Lippen. Sie ärgerte sich furchtbar, daß ihr diese Worte entschlüpft waren. Ganz rot wurde sie und stand plötzlich stumm und regungslos. Ohrfeigen hätte sie sich mögen.

Auch auf die beiden anderen übte die halbgesprochene Bemerkung eine große Wirkung aus. Beide fuhren zusammen. Pepsch sprang auf, warf der Schwester einen vernichtenden Blick zu und murmelte: „O ciel!"

Gräfin Nora, die der pausenlose Redeschwall der Eussenheims und ihr eigenes Schluchzen noch nicht zu Worte hatten kommen lassen, zuckte heftig, hörte jäh zu weinen auf und starrte Riti an. Ganz blaß war sie geworden. Ihr Zorn gegen Wolf war mit einem Schlage verflogen. Ah, diese Schlangen, diese Ranaillen! Offenbar hatten sie damals gehorcht und wußten nun – – – Ja, was und wie viel wußten sie? Großer Gott, das war entsetzlich! Welch ein Unglückstag! Schlag auf Schlag! Was und wie viel wußten diese Hyänen? Wenn sie nun viel oder alles wußten und hingenen, um es zu verraten? Barmherziger Himmel, das wäre der Ruin! Ihre Stellung, ihre Kinder! In den Händen dieser Schlangen, die ihre guten Freundinnen sein wollten!

Gräfin Nora fiel beinahe in Ohnmacht; ganz schlecht war ihr zumute, ganz krank fühlte sie sich. Mein Gott, mein Gott, und wie sollte sie sich nun benehmen? Erst einmal durfte sie sich nichts anmerken lassen, das war klar. Aber dann weiter? Sie war vollkommen ratlos.

Die Eussenheims waren eine Weile lang starr gestanden, beide wie vor den Kopf gestoßen.

Endlich faßte sich Pepsch. „Teure Nora, du bist so blaß. Ist dir schlecht?“ fragte sie besorgt.

Die Gräfin begrüßte diese Frage als Rettung aus der bösen Ratlosigkeit. Natürlich, in solchen Fällen war es immer das beste, sich krank zu stellen; dann brauchte man nicht zu reden und konnte sich sogleich entfernen.

„Mir ist so schlecht, so schlecht,“ hauchte sie und verdrehte die Augen. „Oh Gott, ich glaube, ich sterbe.“

„Schnell, schnell! Tragen wir sie aufs Bett und entkleiden sie,“ schlug Riki angstvoll vor.

Nora röchelte und stöhnte und wehrte ab. „Mein Wagen steht unten,“ sagte sie mit brechender Stimme. „Führt mich, bitte, — bitte, — hinunter! Ich will — will nach Hause.“

Die gänzlich vernichteten Schwestern wagten nicht zu widersprechen. Sie stützten Nora, die sich taumelnd erhob und sich mit mühsamen Schritten der Türe näherte. Riki, die Nora rechts stützte, sprach kein Wort, Pepsch, die den linken Arm Noras hielt, jammerte mit nassen Augen: „Oh Nora, Nora, arme Nora! O mon Dieu, quel malheur!“

So ging es zu dritt die Stiegen hinab. Die Gussenheims waren zwar wütend, sich in schäbiger Hauskleidung, ohne Hüte und Jackets und Handschuhe zeigen zu müssen; aber sie konnten die Gräfin, die ihre Rolle meisterhaft und durchaus glaubwürdig spielte, unmöglich im Stiche lassen. Bis vor das Haustor mußten sie mit, worüber die Scheinranke innerlich voll Schadenfreude lachte. Als Nora endlich im Wagen saß, flohen sie sofort, so schnell sie konnten, in ihre Wohnung zurück. Und während die Gräfin heimwärts fuhr und in Wut und Angst ihre guten Freundinnen ein um das andere Mal ‚Rancillen‘, ‚Schlangen‘ und ‚Hyänen‘ nannte, saßen diese tief bestürzt auf ihren wappengeschmückten Stühlen und sagten einander, was fast noch nie vorgekommen war, Grobheiten, bis sie endlich beide zu heulen begannen.

Che Graf Rhonck, durch seine Vergeßlichkeit gezwungen, wieder heimkehren mußte, um die Schlüssel zu holen, hatte er mit Vater Adam mancherlei besprochen, das die für den kommenden Abend geplante Zusammenkunft und andere Angelegenheiten betraf. Daß er nun, da Prinz Albert ihm mißtraute, doppelt und dreifach vorsichtig sein mußte, um keine feste Grundlage für den Verdacht zu schaffen, war klar; dafür aber, daß er überhaupt die Interessen seiner Gönner vernachlässigte und sich ganz in Untätigkeit zurückzog, lag kein Grund vor. Im Gegenteil, das durfte, konnte er, der bereits so tief in alle Mächenschaften verstrickt war und Dienste

und Gegendienste stets brauchte, jetzt weniger denn je wollen und wagen. Unangenehm war ihm die Sache ja unleugbar, die Lage höchst ungemütlich; aber schließlich, gefährlich oder gar verzweifelt war sie noch keineswegs und konnte es nie werden, solange man die nötige Vorsicht nicht außer acht ließ.

Nach dem stürmischen Zusammenprall mit seiner Frau nahm der Oberst einen Wagen und fuhr zur Kanzlei des Justizrates Doktor Greiling, zum Palais Wangenau und dann zum Unterrichtsministerium. Den Grafen und den Sektionschef traf er an, aber bei keinem von ihnen weilte er länger als zehn Minuten. Für den Justizrat, der, wie man in der Kanzlei mußte, nach Steinfurt gefahren war, hinterließ Rhonet den Schlüssel und einige erklärende Worte in einem versiegelten Umschlage. Dann kehrte er heim und war bereits zu Hause, als seine Frau von ihrem Besuche bei den Gräuleins von Gussenheim zurückkehrte.

„Ist der Herr Graf da?“ erkundigte sich Nora sofort, als der Diener die Türe öffnete.

„Zu Befehl, Frau Gräfin.“

„Sagen Sie dem Herrn Grafen, ich lasse ihn in zehn Minuten zu mir ins Schlafzimmer bitten!“

Graf Wolf war überrascht, als ihm der Diener meldete: „Die Frau Gräfin lassen den Herrn Obersten in zehn Minuten in ihr Schlafzimmer bitten.“ Was sollte das? Hatte sie etwa vor, den gewaltjam unterbrochenen Auftritt nunmehr zu Ende zu spielen? Das wohl kaum. Offenbar hatte sie ihm Wichtiges zu sagen; sonst hätte sie nicht den bei ihr ganz ungewöhnlichen ersten Schritt zur Wiederannäherung unternommen, zumal nach einem so heftigen häuslichen Zwist.

Nora benützte die Viertelstunde, um sich auf den neuerlich zu gewärtigenden Auftritt vorzubereiten. Welch ein stürmischer, an den unliebsamsten Erlebnissen und Aufregungen überreicher Tag! Und dabei mußte man noch froh sein, zuerst von Vater Adam, dann von den Gussenheims diese peinlichen Dinge vernommen zu haben. Dadurch kam man wenigstens in die glückliche Lage, beizzeiten Gegenmaßregeln zu ergreifen, um die von zwei Seiten drohenden Gefahren abzuwenden. Allerdings, wie die Gussenheims unschädlich gemacht werden konnten, das vermochte Nora mit eigener Denkfraft nicht zu entdecken und mußte deshalb, da ein Gegenzug unerläßlich war, alles ihrem Manne erzählen und diesen befragen. Es war eine Demütigung, nachdem Wolf sich so flegelhaft benommen hatte, sich an ihn zu wenden. Nora konnte sich nicht erinnern, bisher jemals den ersten Schritt zur Versöhnung getan zu haben. Heute mußte sie es aber. Wie gräßlich! Und natürlich stand ihr außer-

dem bevor, die unangenehmsten Dinge über ihre Freundschaft mit dem verhaßten Gussenheims hören, die schwersten und sogar gerechtfertigtesten Vorwürfe entgegennehmen zu müssen. Es war, um wahnwitzig zu werden. Welch ein Tag! Die Gräfin ließ sich einen Schlafrock anlegen, warf sich auf den Divan und bedeckte die Stirne mit einem nassen Tuche. So erwartete sie ihren Gatten.

„Guten Tag, Nora. Du wünschst?“ begann der Oberst höflich, aber kühl.

„Guten Tag,“ erwiderte sie in leidendem Tone.

„Du hast mich, glaube ich, rufen lassen.“

„Ja.“

„Was wünschst du?“

„Ich bin krank.“

„Das ist alles?“ dachte der Oberst. Laut sagte er verbindlich: „Ich werde sofort den Arzt holen lassen, wenn es gefährlich ist.“

„Er spottet noch,“ jammerte die Gräfin und begann wieder zu weinen. „Es interessiert dich wohl gar nicht, was der Mutter deiner Kinder fehlt?“

„Gewiß,“ versicherte Wolf gutmütig. „Na also, Nora, wo fehlt's denn?“

„Ich habe solche Migräne und solches Herzklopfen. Hier, fühl' nur!“

Das war eine nicht mißzuverstehende Aufforderung, war ein gültiges Einlenken. Der Oberst, der dem häuslichen Frieden bereitwillig jedes Mal Opfer brachte, tat es auch jetzt. Er setzte sich auf den Divan neben seine Frau, die sofort Platz machte, und legte die Hand auf ihre Brust. „Du hast wirklich Herzklopfen, arme Nora,“ bestätigte er sehr sanft und gefühlvoll.

Das war wahr. Auch die Angabe der Migräne war berechtigt. Kein Wunder auch bei solchen Aufregungen! Im übrigen allerdings war die leidende Schwäche der Gräfin eitel Erfindung und Mache.

„Wolf, ich bin so unglücklich,“ jammerte Nora.

Er lächelte gutmütig und küßte ihr die Hand, die sie ihm willig überließ. „Na, liebe Nora, weißt du, dann machen wir halt Frieden,“ meinte er. „Du hättest dich nicht so aufregen sollen und ich auch nicht. Mir tut's leid. Also seien wir wieder gut, da ich mein Unrecht einsehe!“

„Nicht aufregen, Wolf? Wo so Schreckliches passiert? Erst Vater Adam und dann die Gussenheims. Oh, deine Intriguen bringen mich noch ins Grab.“

Der Oberst wurde aufmerksam und ernst. „Die Gussenheims? Was ist denn da wieder los?“

„Oh Wolf, ich bin so unglücklich.“ Nora richtete sich halb auf, so daß der Umschlag von der Stirne fiel, schlang die Arme um ihren Mann und verbarg ihr Antlitz an seiner Brust.

„Na, na, was ist denn, Kind? Du warst jetzt gerade aus, nicht wahr?“

Sie nickte kräftig in stummer Bejahung.

„Warst du bei den Diebstern?“

Wieder nickte sie.

„Das hättest du bleiben lassen sollen, Nora,“ sagte er vorwurfsvoll, aber milde. „Ich war froh, daß die Bagage mir nicht mehr ins Haus kam und auch du diesen Umgang aufgegeben hattest.“

„Es ist aber doch gut, daß ich heute dort war,“ tönte die gedämpfte Stimme Noras dem Obersten von der Brust herauf ans Ohr.

„Das verstehe ich nicht. Der Zustand, in dem ich dich sehe, spricht nicht für die Vorteilhaftigkeit des Besuches.“

„Es war doch gut. So weiß ich wenigstens — — —“

„Na, rede doch weiter! Was weißt du? Heraus mit der Sprache, Nora!“

„Oh Wolf, ich bin so unglücklich.“

„Ja, schön. Aber weshalb?“

„Denke dir nur, die Schlangen wissen — —“

Der Oberst schnellte empor, so daß seine Frau den Halt verlor und auf den Divan zurücksank.

„Was wissen sie?“ fragte er hastig.

Die Gräfin deckte Stirn und Augen mit den Händen. „Ich habe so furchtbare Kopfschmerzen,“ klagte sie, fuhr aber gleich fort: „Sie haben offenbar damals hinter der Türe gelauscht, diese Kreaturen, und — —“

„Na, da hast du's. Und diese Dreckselen sind deine Freundinnen,“ unterbrach der Graf wütend.

„Sie sind's nicht mehr,“ beteuerte Nora.

„Was haben sie also gehört?“

„Es ist deine Schuld, nur deine Schuld, Wolf.“

„Natürlich, das weiß ich. Also was?“

„Du hast mich damals angeschrien und dabei von Vater Adam und Greiling und Degeling gesprochen. Das haben sie gehört.“

„Verfluchte Geschichte!“ Wolf wurde ganz blaß vor Zorn. „Was habe ich damals gesagt? Was haben sie gehört? Was wissen sie? Heraus mit der Sprache!“

„Ich erinnere mich nicht mehr.“

„Ich noch weniger. Was haben die Scheufäler denn gesagt? Du mußt doch wissen!“

„Sie haben über Pater Adam zu sprechen angefangen — —“

„Aus welchem Anlaß?“ unterbrach der Oberst.

Nun mußte Nora lügen. „Wegen einer Predigt,“ behauptete sie.

„So?“ meinte er mißtrauisch. „Na, aber das ist auch Nebensache.“ Weiter!“

„Pepich hat ihn gelobt, Riti hat ihn angegriffen und gesagt: ‚Der taucht die Hände in lauter schmutzige Sachen statt zu beten. Er ist mit dem Greiling und Dege — —‘ Da hat sie gemerkt, daß sie sich verschnappt, und hat abgebrochen. Wolf, Wolf, wir sind verloren, wenn sie alles oder genug wissen. Diese beiden bösen Mäuler — —“

„Na, siehst du’s auch einmal ein? Etwas spät!“

„Um Gottes willen, glaubst du, es ist zu spät? Was sollen wir tun? Ich habe solche Angst.“

Der Graf ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während seine Frau stumm, mit bang pochendem Herzen auf seinen nächsten Auspruch wartete.

„Saubande,“ lautete dieser. Und dann wurde der Marsch fortgesetzt. Nora begann wieder leise zu weinen.

Endlich äußerte sich Wolf: „Ich werde — —“

„Man hat geklopft,“ flüsterte Nora auffahrend. „Herein,“ sagte sie laut.

„Frau Gräfin, die Frau Gräfin Wangenau sind im Salon,“ meldete die eintretende Kammerjungfer.

„Warum haben Sie nicht gesagt, daß ich nicht zu Hause bin, FINE?“

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Gräfin,“ entschuldigte sich diese. „Frau Gräfin haben mir heute früh gesagt, daß die Frau Gräfin Wangenau heute nachmittag angekagt sind.“

„Oh Gott, das hatte ich vergessen. Sagen Sie, ich komme gleich, FINE, und kommen Sie dann sofort zurück! Den blauen teagown!“

„Sehr wohl, Frau Gräfin.“

Das Mädchen entfernte sich.

„Was wirst du also, Wolf?“ fragte Nora.

„Ich werde sehen,“ entgegnete dieser. „Geh’ du jetzt zu deiner Cousine! Ich bin nicht zu Hause. Hörst du?“

Herr Zellmayer hatte, seiner Zusage gemäß, alles ganz nach dem Wunsche Pater Adams für den Abend vorbereitet. In dem kleinen Vorraume zwischen der Hostüre und der Türe zum großen Hinterzimmer brannte mit mattem Flämmchen eine kleine Wand-

lampe. Daß der Versammlungsraum selbst einst mit ausgemustertem Kram gefüllt gewesen wie ein Trödlerladen, hätte man jetzt angesichts der tadellosen Ordnung, die darin herrschte, nimmer vermutet. Daß die zu einer langen Tafel an einander gereihten Tische nicht ganz zu einander paßten, konnte man nicht ohne weiteres erkennen; denn sie waren gleichmäßig hoch, und eine würdige, grüne Decke deckte ihre Platten gemeinsam zu. Nur wer einen Blick auf die Tischbeine warf, erriet an deren mannigfachen verschiedenen Bindungen, Drehungen, Holzarten und Farben, wie fremd sie einander waren. Unverschleiert trugen die Stühle rings um die Tafel, die ihre Erschaffung zu frommen Zwecken nicht verleugneten, ihre Unterschiede in Form und Alter zur Schau. Daß das Gemach hell erleuchtet war, konnten nur jene wissen, die es betraten; denn die auf den Hof mündenden Fenster mit Milchglascheiben hatte der Armenrat unter dem Vorwande, er habe von Dieben geträumt und fürchte nun einen Einbruch, mit dichten Holzverschaltungen versehen lassen.

Rhonek, der so vieles auf dem Herzen hatte, das er noch heute Pater Adam mitteilen wollte, kam, von Unruhe getrieben, bereits vor der festgesetzten Stunde. Pünktlich mit dem neunten Glockenschlage fand sich dann der Abgeordnete Graf Hubert Wangenau, ein sechzigjähriger Mann mit grauem Vollbarte und vornehmen, ausdruckslosen Zügen, als zweiter ein. In den inneren Ecken seiner wasserblauen Augen schwammen immer Tränen, die, so oft er sie auch abwischen mochte, durch ein neues Paar ersetzt wurden. Dann kamen die Brüder Degeling und Justizrath Greiling, die einander unterwegs getroffen hatten. Graf Wangenau, der bloß seinem Namen, seiner völligen geistigen Ungefährlichkeit und seiner blinden Bereitwilligkeit, alle Beschlüsse der Partei zu vertreten, seine Stellung als Führer der Rechten verdankte, war eigentlich nur auf den stets ebenso blind befolgten Befehl seiner Gattin hierher gekommen, um den Interessen der Jesuiten zu dienen, während es sich für den Sektionschef Degeling um weit mehr handelte: um seine eigene Karriere. Seinem Bruder waren im Falle des Gelingens natürlich auch zahllose Vorteile gewiß. Der Justizrath erstrebte durch diese Intrigue zwar nicht gerade Vorteile, war aber entschlossen, keine, die sich etwa boten, abzulehnen. Außerdem war es ihm geradezu eine liebe und schwer entbehrliche Gewohnheit geworden, bei allen Unternehmungen seiner Klienten von der Gesellschaft Jesu als Vater mitzuwirken.

Als er die Grafen Wangenau und Rhonek begrüßt hatte, äußerte er sich nach einem wohlgefälligen Rundblick: „Angenommen, daß unsere Zusammenkunft eine – verzeihen Sie, Erzellenz Degeling! – eine

strafbare, zwecks einer Verschwörung gegen das Wohl des Staates oder sonst gegen einen Paragraphen des Strafgesetzes einberufene wäre und eine Verdacht geschöpft habende löbliche Behörde den Sitz der Delinquenten behufs Feststellung des strafbaren Tatbestandes und Überführung in flagranti auszuforschen bestrebt wäre, glaube ich nicht, daß ihre Organe uns bei den getroffenen Präventivmaßregeln hier zu entdecken imstande wären."

Die anderen Herren lachten über diese Bemerkung Greilings; nur klang das Lachen des Sektionschefs nervös. Er war wirklich erregt, und Späße behagten ihm in diesem Augenblicke nicht sonderlich.

"Herr Oberst," wandte er sich flüsternd an Rhonek, "Sie haben unseren Freund Adam im Laufe des Nachmittags wohl nicht mehr gesehen?"

"Seit ich Sie gestern in Ihrem Bureau verließ, nicht mehr, Herr Premier," entgegnete der Gefragte mit leisem Lächeln.

Der Sektionschef drückte ihm heftig den Arm. "Um Gottes willen, Herr Oberst, beginnen nicht auch Sie nun mit Scherzen in einer so ernsten Sache! Mir ist wahrhaftig nicht zum Lachen. Überdies wird hier nur von der Sache selbst, nicht von deren etwaigen Folgen gesprochen. Sie verstehen mich. Ich glaube nicht und ich möchte auch nicht, daß Graf —"

"Ich verstehe, Excellenz," unterbrach Rhonek. "Sie haben ganz recht. Weder Graf Wangenau noch andere brauchen heute, falls sie nicht selbst sich die Folgen kombinieren —"

Jetzt fiel ihm Degeling ins Wort. "Ganz richtig. Aber sagen Sie, wissen Sie noch immer nicht, welche anderen?"

"Nein. Aber was Vater Adam tut, ist wohlgetan und macht alle Bedenken überflüssig," sagte Rhonek mit Überzeugung.

"Sehr richtig," gab der Sektionschef zu, verließ den Obersten und näherte sich dem Grafen Wangenau, der in ein Gespräch mit dem Abgeordneten Degeling verwickelt war, während der Justizrat noch immer voll Befriedigung alle Winkel, Ausgänge und Fenster des großen, rechteckigen Raumes prüfte.

Vater Adam trat ein. Mit Ausnahme Rhoneks, der ja bereits darum wußte, waren die Anwesenden aufs höchste überrascht, neben dem Geistlichen den populären, einflußreichen und redegewandten Führer der äußersten Linken, Doktor Leng, zu erblicken. Diesen Mann hier zu treffen, hatten sie nicht erwartet; zumal Degeling hätte es nie zu erhoffen gewagt. Nicht so sehr erstaunt war man über die Anwesenheit der drei anderen Herren, die gleichzeitig gekommen waren. Der eine dieser Herren, lang und hager, mit hartlosem Antlitz, war der Vizepräsident des hohen Hauses;

man rühmte seine Unparteilichkeit in der Leitung der Verhandlungen, während er in Wahrheit bloß aus Indifferenz nie mit Ordnungsrufen und anderen Mitteln eingriff. Der zweite, ein beleibter, untersehter Mann mit ausgerasiertem Kinn, trug lächerlich enge Kleidung, unter der er offenbar leiden mußte. Er war eben an Uniform gewöhnt. Seine Stellung war die eines Vorstandes der kartographischen Abteilung im Kriegsministerium, und es hieß, er hätte auf den Regierenden, der gerne in diesem Ressort dilettierte, großen Einfluß. Der dritte endlich, an dem nichts bedeutend aussah als sein allerdings ungeheurer schwarzer Vollbart, zählte zu den führenden Häuptern des Herrenhauses.

Nach einer allgemeinen Begrüßung, bei der die Mienen aller unter tiefem Ernst ein diskretes Lächeln des Einverständnisses verbargen, begann sofort die Beratung, zu der Justizrat Doktor Greiling mit dem Rufe: „Ad materiam, meine Herren!“ aufforderte. —

Es war bald elf Uhr, als die Herren gemeinsam das große Sinterzimmer der Devotionalienhandlung verließen.

Graf Wangenau ließ es sich nicht nehmen, mit eigenem Munde die Lampenlichter auszublenden, und wies den Obersten und den Justizrat, die das besorgen wollten, zurück. Er bestand sogar darauf, die kleine Wandlampe im Vorraum zu verlöschen. Graf Rhonet flüsterte dem Justizrat zu: „Lassen Sie ihn nur! Wahrscheinlich läßt ihn seine Frau das auch zu Hause machen. Er ist so folgsam.“

Pater Adam hatte einen Schlüssel mit, der das Haustor sperrte. Wozu auch den Hausmeister zum Zeugen machen, den alten Mann wecken?

Im Hausflur schon nahmen die Herren Abschied von einander und traten einzeln oder höchstens zu zweien auf die Straße. Vor sich konnte nie schaden.

„Hochwürden, der Weg in die Clavergasse wird uns, fürchte ich, zu kurz werden,“ sagte Rhonet zu Pater Adam.

„Sie begleiten mich, Herr Graf?“ fragte dieser.

„Unter allen Umständen, Hochwürden.“

„Bitte, mich einen Augenblick zu entschuldigen, Herr Graf,“ bat der Jesuit, schritt auf Doktor Greiling zu und zog ihn abseits. „Und in Steinfurt, Herr Justizrat?“ fragte er.

„Ist alles geordnet, Hochwürden,“ entgegnete dieser. „Entsinnen Sie sich, daß ich damals, als ich das Vergnügen hatte, Ihnen die Sachlage auseinanderlegen zu dürfen, andeutete, ich hätte einen ganz bestimmten Plan, welcher —?“

„Ich erinnere mich, Herr Justizrat,“ unterbrach der Geistliche. „Und jener Plan war derselbe, der jetzt zur Ausführung gelangte?“

„Nein, Hochwürden. Mein Plan war ein anderer, dessen Ausführung aber durch die plötzlich ausgebrochene Tobsucht des Knechtes Zachgruber vereitelt wurde. Ich wollte nämlich —“

„Verzeihen Sie, Herr Justizrat,“ unterbrach Pater Adam abermals, „wenn ich Sie bitte, mir das ein nächstes Mal gütigst zu erzählen! Der Herr Graf Rhonef wird ungeduldig. Unser Herr und Gott hat auch an diesem Knechte seine Macht geoffenbart. Gute Nacht, Herr Justizrat!“

„Gute Nacht, Hochwürden!“ —

Der Priester und der Oberst schritten langsam dem Jesuitenhause zu.

„Hochwürden,“ begann Rhonef, „dieser Tag ist für mich schwachen Menschen etwas zu reich an Erlebnissen. Heute mittag Sie, Hochwürden, mit der angenehmen Kunde, und dann nachmittag meine Frau mit Nummer zwei.“

„Ist etwas von Bedeutung vorgefallen, Herr Graf? Die Frau Gräfin kann doch nicht —“

„Oh ja, Hochwürden, sie kann. Also hören Sie! Meine Frau ging am Nachmittag, während ich die Schlüssel verteilte, zu sogenannten Freundinnen.“ Der Oberst sah ein leises Lächeln über das Antlitz des Priesters huschen. „Ganz richtig,“ sagte er humorvoll, „um ein wenig Luft zu bekommen, da sie sich an mir keine machen konnte. Aber die Sache wurde ernster, als sie gedacht war. Die guten Freundinnen, die beiden Fräuleins von Gussenheim —“

„Zwei sehr gottesfürchtige und tugendhafte Damen, so viel mir bekannt ist, Herr Graf,“ unterbrach der Geistliche.

„Tugendhaft gewiß, Hochwürden, gottesfürchtig wahrscheinlich auch, aber keine guten Freundinnen. Auch den hochwürdigen Herren der Gesellschaft Jesu gegenüber nicht.“

„Pater Huber hat mir einmal von den Damen gesprochen, Herr Graf, und sie als gute Christinnen gerühmt. Allerdings ließ er mich auch wissen, daß die beiden wegen irgend eines Vorfalles in Steinfurt, der ihre Empfindlichkeit verletzte, unserem heiligen Orden gram sind.“

„Stimmt, Hochwürden. Und es scheint, daß sie Ihnen im besondern wenig gewogen sind. Also, als meine Frau — sie hat mir das nach ihrer Rückkehr von den Gussenheims sofort berichtet — als sie die Rede auf Sie, Hochwürden, und Ihre wunderbaren Predigten brachte, äußerte sich das eine Fräulein etwas — wie soll ich sagen? — nun, etwas ausfallend über Sie.“

„Unser Herr und Gott verzeiht in seiner Gnade das Unrecht und führt die Verirrten auf den rechten Weg der Erkenntnis zurück,“ sagte der Jesuit sanftmütig.

„Sie sagte also verschiedenes und schloß dann: ‚Der Vater Adam, der mit dem Greiling und Dege – –‘ Weiter kam sie nicht, weil meine Frau ihr sofort ins Wort fiel und sie zurechtwies. Unnötig, zu bemerken, daß meine Frau sofort ging und den Verkehr gänzlich abbricht nach dem Vorgefallenen. Aber darum handelt es sich nicht so sehr als um die Frage: was und wie viel wissen die beiden? Sie könnten tratschen, ehe die Sache perfekt ist, und alles verderben. Und vor allem können sie mich um meine Stellung bringen.“

„Was wissen sie denn, Herr Graf? Und woher wissen sie etwas? Dies vor allem.“

„Offenbar so, Hochwürden: die sehr ehrenwerten Damen besuchten einmal meine Frau und traten unangemeldet ins Zimmer, als wir gerade die Tischordnung besprachen. Das war damals am Mittwoch, vor drei oder vier Wochen. Offenbar hatten sie, ehe sie ins Zimmer traten, hinter der Türe gelauscht, diese scharmanten Personen. Leider können sich weder Nora noch ich erinnern, was wir damals alles sprachen, wissen also auch nicht, wie viel diese Gussenheims wissen. Eine schöne Bescherung, was? Ich nehme die Sache keineswegs so leicht. Wenn es böse und gefährliche Mäuler – verzeihen Sie das Wort! – in der Residenz gibt, so sind es in erster Linie diese alten Jungfern. Hochwürden, auf Ehrenwort, ich fürchte, ich kann das Kreuz über mich machen, wenn diese Best-ten Damen nicht rechtzeitig unschädlich gemacht werden. Raten Sie mir!“

„Herr Graf, ich bitte Sie inständig, nicht der Besorgnis in Ihrem Herzen Raum zu geben. Unser Herr und Heiland wird, wie immer, so auch dieses Mal die richtigen Wege weisen. Vertrauen Sie ihm!“

„Ja, aber – –“

„Bitte, Herr Graf, erzählen Sie mir alles, was Sie über die Damen wissen!“

Rhonet erzählte, was er wußte. Indessen langten sie vor dem Jesuitenhause an.

„Kehren wir nochmals um, Herr Graf,“ schlug Vater Adam vor. „Und Sie meinen also,“ fragte er weiter, „daß dieses Fräulein Pepsch von Gussenheim wirklich noch Einfluß auf – –?“

„So sagt man, Hochwürden, und ich habe allen Grund, es zu glauben. Er ist konservativ und ein gut Teil sentimental. Es heißt, daß er ihr kaum je eine Bitte abschlägt. Allerdings ist sie auch klug genug, sehr, sehr selten zu bitten.“

„Die Frau Gräfin soll diesen Verkehr nicht abbrechen, Herr Graf,“ meinte der Jesuit.

„Wie?“ fragte Rhonet erstaunt. „Sie glauben doch nicht etwa, Hochwürden, daß sie die fragliche Freundschaft der Eussenheims benützen soll, um zu meinen Gunsten – – ? Ah, das ist ja ausgeschlossen. Was meinen Sie also? Ich verstehe nicht.“

„Ich meine, daß die Frau Gräfin die fragliche Freundschaft der Damen und deren Einfluß an gewisser Stelle benützen soll, um gegen Sie und noch mehr gegen uns und unsere Interessen zu intriguierten.“

Der Oberst blieb stehen und blickte, starr vor Staunen, den Geistlichen an. „Das verstehe der Teufel,“ plägte er heraus.

Pater Adam lächelte mit Zurückhaltung. „Sie selbst, Herr Graf, werden mich sogleich verstehen.“

Eine Viertelstunde später trennten sich die Herren vor dem Jesuitenhaus in der Clavergasse. Der Oberst grüßte militärisch und ergriff dann die Hand des hageren Priesters geradezu mit Ehrerbietung.

„Hochwürden, ich lege Ihnen meine Bewunderung zu Füßen,“ erklärte er. „Wenn je ein Schlachtenplan genial entworfen war, so ist's der Ihre.“

Der Jesuit senkte demütig das Haupt. „Alle Erleuchtung kommt uns von Gott. All' unsere Klugheit ist ein Kinderspiel in der Hand des Allmächtigen, der allein uns zum Siege zu führen vermag, so er es in seiner Huld beschlossen. Gute Nacht, Herr Graf! Empfehlen Sie mich, bitte, angelegentlichst der verehrten Frau Gräfin!“

XVI.

Am Freitag Morgen erhielt Bernhard Rüttinger ein kleines Brieflein. Papier, Handschrift und Duft waren ihm wohlbekannt, und seine Hand zitterte leicht, als er den Umschlag öffnete und den kurzen Inhalt las.

„Mein lieber Rüttinger!

Vergessen Sie nicht, daß Sie durch pünktliches Erscheinen am heutigen Vormittage um 11½ Uhr einen großen Dienst erweisen

2. V. 02.

Ihrer

Maja Karmetter.

Ihr einen Dienst erweisen, ihr, die ihm eine so große Wohlthat erwies, und nicht nur durch die Gabe, mehr noch durch die zarte Form des Gebens! Rüttinger versank in trauervolles Sinnen; er vergaß ob der Geberin die Gabe, die ihm und den Seinen doch Lebensmöglichkeit, rettende Zukunft bedeutete. Wie er das Mädchen liebte, wie echt und tief und innig! Sein Leben hätte er jederzeit willig für sie hingegeben, mit lächelnder Wonne ihr zum Opfer gebracht. Das durfte, konnte er auch, wenn es einmal geboten erschien. Weniger als das aber, für sie leben, durfte er nicht. Dieses Glück würde irgend einem anderen Manne zuteil werden, vielleicht einem, der dessen nicht würdig war, und sicher einem, der sie weniger tief liebte als er. Wie hart und ungerecht doch das Schicksal mit den Geschöpfen spielte! Heute würde er also für lange Zeit zum letzten Male ihr Haus betreten. Mußte das sein? Rüttinger fragte sich, und er fand als Antwort nur ein Ja, ein Ja, das wohl nur von innen heraus gesprochen wurde, von den Stimmen seines wunden Ehrenstolzes und seiner kummervollen Liebe. Ehe er seine Schuld nicht getilgt, wollte er nicht vor ihr Antlitz treten, es wäre denn, sie bedurfte seiner. Diesfalls wird er keinen Augenblick zögern, zu ihr zu eilen und ihr darzubringen, was immer sie von ihm begehrte. Ob und wann ihn solch ein Ruf erreichen würde? Vielleicht niemals.

Mit schwerem Herzen stand Bernhard Rüttinger zur festgesetzten Stunde vor Maja Karmetter.

Herzlich begrüßte ihn diese, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte. Er wagte nicht, die Lippen darauf zu drücken; mit scheuer Zurückhaltung reichte er ihr seine Hände.

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. „Nun, Rüttinger, so begrüßt man eine Freundin? Oder haben Sie vergessen, daß ich eine bin? Wie? Sehen Sie mich doch an, lieber Freund, statt wie ein armer Sünder Kopf und Blick zu senken! Wie sehen Sie denn aus? Rüttinger, Sie gefallen mir nicht. Was ist das für eine Leichenbittermiene?“

Er blickte sie an und versuchte zu lächeln.

„Mein lieber Freund, ist Ihnen etwa wieder Unangenehmes zugestoßen?“ fragte sie teilnehmend. „Es ist doch keiner Ihrer Lieben erkrankt?“

Diese Frage war in so herzlichem und besorgtem Tone gesprochen, daß Rüttinger eine heiße Welle des Dankes und der Zärtlichkeit sein Herz durchfluten und überwältigend zu den Lippen branden fühlte. „Fräulein Maja, so viel Güte, so viel –“ Er brach ab. So durfte er ja nicht mehr zu ihr sprechen, so zitternd heiß, so aus tiefstem Herzensgrunde, im Tone der Liebe. Er be-

zwang sich, schüttelte das Haupt und sagte dann ruhiger: „Ich danke Ihnen von Herzen, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Teilnahme. Gott sei Dank ist keiner meiner Lieben krank, und mir selbst ist weder Gutes noch Schlimmes widerfahren, seit ich Sie zum letzten Male gesehen habe.“

„Nun also, lieber Freund. Wissen Sie, was Sie dann eigentlich verdienen? Schläge, jawohl. Kommen Sie, ehe Sie sich setzen, einmal her zu mir, hier ans Fenster! Da, schauen Sie hinaus! Haben Sie je einen herrlicheren Sonnenschein und ein leuchtenderes Grün auf diesen armen paar Großstadtbäumen gesehen? Betrachten Sie doch diese braven Kastanien, die schon ihre rosa Kerzen anzünden, weil ihr Christkind! ihnen jetzt im Mai beschenkt wird! Ich glaube, ich habe sogar schon Schwalben gesehen. Und Sie, Mensch, wollen da kopfhängerisch durch diese herrliche Schöpfung gehen? Ach, Sie verdienen gar nicht das große, große Glück, zu leben und jung zu sein.“

Mit leuchtenden Augen stand sie, vom Golde der Maiensonne umstrahlt, schön wie eine Königin der Märchenwelt.

Der Journalist betrachtete sie bewundernd und verwundert. „Wie schön sie ist!“ Wehmütig dachte er es zum tausendsten Male. Aber so heiter und strahlend, so glückesfroh, lebensberauscht und jugendsprühend hatte er sie noch nie gesehen, und darüber war er verwundert. Es mußte ihr etwas widerfahren sein, etwas Befeligendes, das stark genug war, einen Wonnerausch zu wecken. Und was anderes konnte das bei einem Mädchen, einem Weibe sein, als — —!

Rüttingers Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, als hätte die Spitze einer glühenden Nadel es verwundet. Oh Gott, Maja liebte, Maja war glücklich. Gewiß, er täuschte sich nicht; denn er selbst liebte sie ja, und darüber konnte sich ein Liebender nicht täuschen. Und ihr Glück, statt ihn zu beglücken, tat ihm weh, so weh. Aber mit welchem Rechte? Was war er ihr? Was konnte er ihr je sein und werden? Ein Freund, ein Freund. Wie armelig und peinigend dies schöne Wort ihm klang, ihm, der so unendlich mehr als Freundschaft zu bieten hatte! Aber er war ja darauf gefaßt gewesen, daß es eines Tages so kommen würde.

Sie wandte endlich den Blick von der Straße. „Ja, was ist Ihnen denn, Rüttinger?“ rief sie. „Sie starren mich sonderbar an. Kommen Sie, erzählen Sie mir, was Sie an mir bewundern oder mißbilligen!“

Sie nahm Platz und wies ihm einen Sitz an.

„Ich bin erstaunt, gnädiges Fräulein,“ sagte er.

„Worüber? Daß ich mich des Frühlings, des Sonnenscheins

und des Lebens im allgemeinen und meiner selbst im besonderen freue? Ist denn das so ein Wunder? Habe ich etwa keinen Grund dazu?"

"Oh doch, gnädiges Fräulein. Sie haben sicherlich Grund. Denn Ihnen versagt das Leben ja nichts."

"Das klingt bitter. Ich will es nicht gehört haben, Rüttinger; sonst müßte ich Sie für mißgünstig halten. Und das wäre häßlich."

"Vergeben Sie, gnädiges Fräulein! Es hat nicht bitter klingen sollen, und Mißgunst können Sie doch nicht bei mir voraussetzen, bei mir, der mit dankeschwerem Herzen alles Glück der Erde auf Ihr Haupt wünscht. Aber dennoch wundert es mich; das gestehe ich Ihnen. Denn Sie sind glückbegnadet, seit ich Sie kenne, und doch sehe ich Sie heute zum ersten Male sich dessen voll bewußt sein und freuen."

"Wirklich zum ersten Male? War ich denn anders früher? Sah ich gar etwa anders aus?"

"Ja, gnädiges Fräulein. Alle Ihre großen inneren und äußeren Gaben pflegten Sie ebenso als selbstverständlich und geradezu neben-sächlich hinzunehmen wie die Güter, mit denen ein freundliches Schicksal Sie beschenkte. Ich habe Sie stets kühler – zurückhaltender gesehen, stets be –"

"Berechnender?" fragte sie mit hellem Lachen. "Nur heraus! Wollten Sie das sagen, lieber Freund? Mein Gott, haben Sie etwa eine Zahlenmaschine in mir gesehen, weil Papa Bankier ist? Haben Sie in Maja Karmetter ein schön emailliertes und gepuztes Uhrwerk gesehen, das lauter nette, blanke, brav in einander greifende Stahlrädchen in allen Bewegungen regeln?" Sie wurde plötzlich ernst, und mit leiserer, weich verträumter Stimme schloß sie: "Lieber Freund, wissen Sie, wozu wir da sind auf dieser besten aller Welten?"

"Sie haben also die große Wahrheit erkannt, gnädiges Fräulein?" fragte Rüttinger mit bebender Stimme. Ob sie den Sinn seiner Frage, die das peinigende Eifersuchtsweh seines Herzens umschloß, wohl erfaßte?

"Wir sind da, um glücklich zu sein," sagte sie innig. "Und glücklich machen kann uns nur das Beglücken."

Der Journalist zuckte zusammen. Er sagte sich, daß er sich nicht getäuscht hatte. Diese Worte Majas kamen völlig einem Gesändnisse gleich. Stumm und bleich saß er da, während sie in frohem Tone fortfuhr: "Ja, mein guter Rüttinger, so ist es. Aber wozu ich das Ihnen sage, weiß ich eigentlich nicht. Sie wissen's ja besser als mancher andere. Sie leben nur, um die Ihren glücklich zu machen. Und da helfe ich so gerne mit." Sie zog aus

der Tasche ihres Kleides einen kleinen, in Seidenpapier gewickelten Gegenstand. „Das ist eine Schachtel, Rüttinger, mit zwei Talismanen. Den einen, ein kleines Medaillon, liefern Sie, bitte, mit schönen Grüßen von mir getreulich Ihrer jüngsten Schwester ab, den anderen behalten Sie für sich! Aber erst zu Hause anschauen! Versprechen Sie das! Sonst geb' ich den Schatz nicht her.“

Rüttinger mußte, worin der zweite Talisman bestand. Wider seinen Willen flammte ihm das Blut zu den Schläfen. Wie gerne hätte er jetzt das Geld zurückgewiesen, das er vor wenigen Tagen voll Scham erbeten hatte! Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte ihr zugerufen: „Nein, nein, ich will nicht. Behalte es! Ich will's nicht von dir, die einen anderen liebt und selig ist durch eine Liebe, unter der ich so furchtbar leide, an der ich zugrunde gehe! Wäre ich nimmermehr zu dir gekommen, wäre ich lieber gestorben, hier zu deinen Füßen gestorben als Bettler, als Verbrecher an seiner Familie — — — —“ Oh Gott, nein, seine Eltern, seine Geschwister! Ihretwegen hatte er sich erniedrigt, ihretwegen mußte er weiterhin allen Schmerz und alle Demütigung hinnehmen und mutig tragen. Ja, mutig.

Gewaltsam raffte er sich auf. Er atmete tief und schwer; dann war er ruhiger. „Ich verspreche es, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „und ich sage Ihnen noch einen besseren Dank als meinen eigenen. Ich danke Ihnen für die Meinen.“

Erschrocken sah sie ihn an. „Die wissen doch nicht?“

„Nein, ich könnte nicht. Verzeihen Sie!“

„Gott sei Dank! Ich will's auch nicht. Und nun, lieber Freund, was gedenken Sie zu beginnen?“

„Ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig, gnädiges Fräulein. Am fünfzehnten dieses Monats trete ich in ein Unternehmen ein, das — —“

Sie fiel ihm ins Wort. „Oh, Sie glauben doch nicht, daß ich mich da nach erkundige? Nein, Geschäfte interessieren mich nicht. Aber sonst, was Sie sonst machen, frage ich. Ihr Bruder in Steinfurt?“

„Ich werde telephonisch die Patres verständigen, daß ich ihn heute nachmittag abhole.“

„So eilig ist's? Da wird's aber im lieben Kollegium über Sie losgehen. Natürlich in Ihrer Abwesenheit.“

„Ich sehe,“ sagte er verwundert, „wie gering Sie plötzlich die moralischen Qualitäten der schwarzen Herren anschlagen. Sollten Sie inzwischen Erfahrungen gesammelt haben, gnädiges Fräulein?“ Und plötzlich stand er auf, und in leidenschaftlicher Drohung kam es von seinen Lippen: „Fräulein Maja, wenn sie schurkisch auch an

Ihnen handeln, dann – dann wehe Ihnen! Ich blase eine Flamme an, in der sie ersticken, die ganze Brut.“

Maja lachte. „Prometheus, vergeuden Sie Ihr heiliges Feuer nicht!“

Er aber blickte finster. „Lachen Sie nicht, gnädiges Fräulein! Es ist mir bitter ernst. Wenn jemals mit Ihnen falsches Spiel getrieben, wenn Ihnen von den Seelenmeuchlern nur ein Haar gekrümmt wird, dann — — Ich weiß noch nicht, was ich dann täte, aber ich wäre zu allem fähig.“

„Lieber Rüttinger, alle Achtung vor Ihnen; aber mit der Feder, auch wenn man sie in Flammen taucht, kann man Jesuiten zwar aufspießen und ansengen, aber weder totschiessen noch verbrennen.“

„Ich weiß; aber hundert kleine Tropfen hinter einander höhlen bekanntlich den Stein tiefer als Millionen Tropfen in einer einzigen Sturzwelle. Und ich weiß auch, daß das Gewürm ein zäheres Leben hat als das Edeltier; aber dennoch gibt es Stellen, auf die Lindenblätter fielen, während die Schwarzen das Hornbad in ihrem Schmutze nahmen.“

Maja sprang auf. Strahlend und schalkhaft lachte sie und sagte dann schmolend: „Ist das Freundschaft, Rüttinger, einem den herrlichen Frühlingstag zu verbittern? Ich rede von Liebe und Sonne und Freude, und Sie kommen – hu! – mit nachtdunklen Bildern daher, mit Haß und Pech und Schwefel, Sie Großinquisiteur! Und zur Strafe werfe ich Sie einfach hinaus, Brummbar. Aber ich gebe Ihnen einen Trost mit auf den Weg. Kommen Sie her!“ Und dann flüsterte sie ihm ins Ohr: „Aber niemandem sagen! Ich bin glücklich und liebe die Welt mehr als das Kloster samt Inhalt. Papa mag Ihre Lehrer absolut gar nicht. Und ich? Wir sind Sie auch lieber als Ihre Lehrer. So, adieu!“

Rüttinger ergriff die Hand, die sie ihm bot, mit festem Drucke. „Gnädiges Fräulein, alles Glück über Sie, alles Gute! Und wenn Sie in der Erkenntnis des Lebens, von der Sie sprachen, zu solchen Resultaten gelangt sind, so will ich den segnen, der Ihnen diese Erkenntnis brachte. Leben Sie wohl!“

Rasch ging er, ohne sich umzusehen. Maja blickte ihm nach, und eine Träne stieg ihr ins Auge. „Armer Rüttinger,“ murmelte sie weich. Dann aber warf sie die Arme zurück, faltete die Hände hinter dem Haupte, ihre Augen leuchteten, ihre Lippen glänzten feucht. „Gary, ich komme,“ sprach sie zärtlich vor sich hin.

Seit bald einer Woche weilte Baronin Radolitz in der Residenz. Ihre schwer erkrankte Schwester war wieder gesundet, be-

fand sich aber in einem Zustande der Schwäche und Erschöpfung, der während des Frühsommers einen Aufenthalt in einem milden Klima in ozonreicher Gegend geboten erscheinen ließ. Die Baronin wollte ihre Schwester, die kinderlos und gleich ihr verwitwet war, begleiten. Da sie aber ihren Sohn schon seit Monaten nicht wiedergesehen hatte und noch weiterhin mehrere Wochen von ihm getrennt sein sollte, war sie in die Hauptstadt gekommen, um Oles vor ihrer Abreise einige Tage lang um sich zu haben. Als sie den Rektor bat, ob sie ihr Kind eine Woche lang aus dem Kollegium zu sich in die Stadt nehmen dürfe, legte man ihrem Wunsche so wenig Schwierigkeiten entgegen, befundete eine anbeachtets des ungewöhnlichen Ersuchens so große Bereitwilligkeit, daß sie selbst ganz erstaunt war. Pater Huber hatte bloß erklärt, er müsse, ehe er den Wunsch der verehrten Frau Baronin erfüllte, erst den Studienleiter befragen, ob eine einwöchentliche Unterbrechung des Unterrichtes dem guten, lieben Knaben nicht für die Prüfung schädlich werden könnte. Wenige Minuten später, nach einer kurzen Unterredung mit Pater Holfelder, war der Rektor dann wieder in das Sprechzimmer gekommen und hatte in bereitwilligster und liebenswürdigster Weise den Wunsch der Besucherin erfüllt. Er konnte das, wie er sagte, getrost, weil der gute kleine Oles nach dem Ausspruche des Studienleiters so trefflich lernte, daß er das Versäumte in wenigen Tagen nachgeholt haben würde. Ganz so hatte der Ausspruch Pater Holfelders allerdings nicht gelautes; der Generalpräfekt hatte die Frage seines Vorgesetzten vielmehr in ganz anderem Sinne beantwortet. „Also, hochwürdiger Pater Rektor,“ hatte er gesagt und dabei mit pfiffigem Lächeln eine Prise in die breite Nase geschoben, „also, hochwürdiger Pater Rektor, caeterum quidem censeo, daß sie sich ihren — also ihren Oles überhaupt ein für alle Mal gleich mitnehmen, behalten und alsdann selchen kann. Er wird, wie schon g’jagt, also doch ganz bestimmt durchfliegen, weil er der Neffe von dem Malefizpolen ist und also fort muß. Er freut sich ja schon so wie so darauf. Solche Leute können wir alsdann nicht brauchen. Er soll schauen, daß er fort kommt.“

Dieser Bemerkung des Generalpräfekten, dem der Rektor übrigens beipflichtete, hatte es Oles Radolitz zu danken, daß er eine ganze Woche lang bei seiner Mutter in der Stadt weilen durfte. Darüber war er selig. Auch für Albert von Sellborn waren diese Tage eine Festzeit; denn in unveränderter Liebe hing er an seinem ehemaligen Kameraden und freute sich innig jedes Wiedersehens und Beisammenseins. Pater Viktor hatte in diesen Tagen viel freie Zeit; denn entweder weilte Oles bei Albert, und dann war

vom Lernen natürlich nicht die Rede, oder, was noch häufiger der Fall war, die Baronin Radolitz kam, um Albert abzuholen und die beiden Knaben zu allerhand Vergnügungen zu führen.

So war es auch an diesem Nachmittage. Gleich nach dem Speisen war Oles mit seiner Mutter vor der Villa Sellborn vorgefahren, um Albert abzuholen. Das herrliche Wetter mußte ausgenützt werden; man wollte einen Ausflug aufs Land machen. Regine gab gerne ihre Einwilligung. Hätte sie nicht den Prinzen erwartet, so wäre sie selbst mitgefahren. Als Pater Viktor sie fragte, ob seine Anwesenheit erwünscht sei, nickte sie.

„Gewiß, Hochwürden, ich ließe Sie nicht fort, selbst wenn Sie wollten, und hielte Sie auf Befehl Seiner königlichen Hoheit gewaltsam zurück. Denn Ihr Stündlein hat geschlagen.“

„Ich verstehe nicht, gnädige Frau.“

„Jawohl, Hochwürden, das letzte Stündlein Ihres Geheimnisses. Heute wird die lang versprochene Ablegung Ihrer Lebensbeichte verlangt.“

„Mein Leben ist kein Geheimnis, gnädige Frau. Es ist nichts in meiner einfachen Lebensgeschichte, dessen ich mich schämen, das ich verbergen müßte.“

„Das glaube ich Ihnen, daß Sie nichts begangen haben, dessen Sie sich zu schämen hätten. Aber Sie sind eine verschlossene Natur.“

„Ja, gnädige Frau. Es fällt mir stets schwer, von mir selbst zu reden.“

„Das verstehe ich. Es hängt aber doch davon ab, vor wem man spricht.“

„Seine königliche Hoheit ist ein hochherziger Mann, aber auch ein strenger Richter.“

„Das finde ich gar nicht, Hochwürden. Fürchten Sie sich denn etwa noch immer vor ihm?“

„Das habe ich nie getan, gnädige Frau. Aber — — Ihnen allein würde ich leichteren Herzens und wohl auch — wohl auch mehr noch beichten.“

Regine wurde rot und verwirrt. „Mir allein? Nein, nein, Hochwürden, es ist mir lieber so. Denn ich — — Also um halb vier erwarte ich Sie, lasse ich Sie rufen. Adieu!“

Sie schritt ins Haus zurück. Der junge Geistliche nahm das Brevierbuch zur Hand und schlug es auf. Aber es verstrich geraume Zeit, ehe er die Blicke von den smaragdnen Baumkronen abwandte und zu lesen begann.

„Hochwürden,“ sagte Prinz Albert, „aber nun hat, wie Frau von Sellborn so hübsch sagte, das letzte Stündlein Ihres großen Geheimnisses geschlagen. Es ist Ihre Schuld, wenn ich darum

bitte; denn Sie haben es einmal unaufgefordert versprochen. Doch möchte ich um keinen Preis den Anschein erwecken, als wollte ich indiscret sein und bloß aus müßiger Neugier die Geschichte Ihres Lebens kennen. Das große Interesse, das ich für diese bekunde, ist sehr erklärlich. Denn sehen Sie, Hochwürden, von Menschen, die seelisch und körperlich befleckt, schmutzig sind, gibt es genug, wenn auch nicht so viele, als man in übertriebenem Pessimismus oft voraussetzt. Weit zahlreicher als diese erste sind zwei andere Kategorien vertreten. In die eine gehören die Menschen, die körperlich unberührt durchs Leben gehen, aber seelisch oft nichts weniger als sauber sind. Man trifft sie in – pardon, Hochwürden! – in Klöstern beiderlei Geschlechtes, in Damenstiften und auch sonst noch vielfach im Leben. In die dritte gehören jene, die sich seelisch rein erhielten, ob auch ihr Leib vielfach befleckt, ja, vielleicht auch arg beschmutzt wurde. Diese sind nicht einmal so selten, als man annimmt; auch unter den schwersten Verbrechern trifft man sie noch ab und zu. Sehr selten ist aber die vierte Kategorie, in die ich Sie, Hochwürden, einrangiere, die seelisch und körperlich rein Gebliebenen. Ich habe Gelegenheit gehabt, Sie zu beobachten, Hochwürden, und weiß, daß mich mein Urteil nicht trügt. Für solche Menschen nun, für diese seltenen Wesen, habe ich ein verzeihliches Interesse, und somit werden Sie mich begreifen und mir verzeihen, wenn ich Ihnen nach meinem langen Rechtfertigungsvortrag für unbeschränkte Dauer das Wort erteile. Nehmen Sie sich ein Beispiel an meiner fast parlamentarischen Redeleistung und erzählen Sie, wie Sie wurden, was Sie sind, oder eigentlich: wie Sie blieben, was Sie waren! – Gnädige Frau, darf ich Sie für Hochwürden um eine zweite Schale Tee bitten?"

Regine nickte dem jungen Priester freundlich aufmunternd zu, während sie einschenkte.

"Ich fürchte, Eure Königliche Hoheit zu enttäuschen. Meine Geschichte ist die eines Menschen aus und in kleinbürgerlichen Verhältnissen," sagte dieser.

"Glauben Sie denn, Hochwürden, daß Unserer, eine königliche Hoheit, in dieser engen, kleinen Kaste besonderen Spielraum hat zu inneren, wirklich inneren Erlebnissen, die allein den Namen 'Erlebnisse' verdienen? Keineswegs. Bitte, erzählen Sie!"

Und der Jesuit begann:

"Mein Vater war Privatbeamter einer großen industriellen Gesellschaft, die den Bau von Maschinen betrieb. Er bekleidete einen Vertrauensposten, und ich weiß, daß er geachtet und beliebt war. Ich erinnere mich seiner noch als eines sorgenvoll und kränklich aussehenden Mannes mit gelbem, gefurchtem Antlitz und ge-

beugter Haltung, Es waren nicht eigene Sorgen, die ihn vorzeitig alterten und beugten; denn sein Gehalt war für die geringen Bedürfnisse seiner Familie mehr als hinreichend. Ihn zehrte die Sorge um fremdes Wohl, um das Gedeihen des Hauses auf, in dem er diente. Für das Unternehmen kam einmal ein böses Jahr, dasselbe, das fast den Staatsbankerott brachte. — Königliche Hoheit werden sich dessen entsinnen. Das Haus geriet in eine mißliche Lage, Zahlungsstockungen traten ein und, um das Maß voll zu machen, kamen Unterschleife vor. Das brach den Vater, der nicht den Gedanken abschütteln konnte, man mißtraue ihm, mache ihn verantwortlich. Ein Herzschlag nahm ihn uns. Ich war damals zehn Jahre alt. Des Todes entsinne ich mich noch. Meine arme Mutter blieb mit meiner Schwester, die sieben Jahre älter war als ich, und mir zurück und mußte nun mit der Pension, die ihr gnädig gewährt wurde, ihr und unser Auskommen finden. Das war just die Hälfte dessen, was der Vater als Gehalt bezogen hatte. Da hieß es: sparen und sich dies und jenes versagen. Und doch tat gerade jetzt, begann gerade jetzt Geld not zu tun.

Meine Schwester war schön; so sagten alle, und ich selbst weiß noch, wie ich sie bewunderte, seit ich sehen und denken konnte. Sie besaß eine herrliche Stimme. An inneren Gaben war ihr ein fester Wille, ein unbeugsamer Wille und eine erstaunliche Reife, das Leben, wie es ist, zu sehen, von zarter Jugend an zu eigen. Als der Vater gestorben war und meine Mutter nicht mehr nur um den Verlorenen weinte, sondern auch bereits unter der Not des Augenblickes und im Bangen vor der Zukunft, unserer, ihrer Kinder, Zukunft, da faßte meine Schwester sogleich den Entschluß, mit ihrer Stimme Hilfe zu bringen und der Mutter und mir eine sorgenlose, ja reiche Zukunft zu erringen. Sie wollte sich ausbilden lassen und setzte es vermöge ihrer unerschrockenen Tatkraft auch wirklich durch. Sie ließ sich prüfen, man war von ihrer Begabung begeistert und erteilte ihr kostenlos den Unterricht. Sogar ein Stipendium mußte sie sich zu erobern. Schon nach zwei Jahren erhielt sie einen Engagementantrag, einen glänzenden Antrag an der Bühne der großen Provinzstadt, in der wir lebten. Die Zukunft stand ihr leuchtend offen, ihr Weg konnte sie nunmehr aufwärts zur Berühmtheit und zum Reichtum führen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie an jenem Tage jauchzend heimkam und der Mutter unter Freudentränen um den Hals fiel und die frohe Botenschaft brachte. Und ich weiß auch noch, wie ich unverständiger Knabe begeistert jubelte und in einem kurzen Augenblicke tausend Herrlichkeiten für die Mutter, die Schwester und mich selbst erträumte. Aber die Mutter stand starr, wie zu Stein erstorben, und plötzlich

begann sie bitterlich zu schluchzen. Damals verstand ich nicht, warum sie weinte statt sich zu freuen, warum sie mit vielen Gründen, die ich noch nicht erfaßte, der Schwester abriet, sie sogar beschwor, und ich fühlte an jenem Tage zum ersten und zum letzten Male etwas wie Groll gegen sie.

Meine Mutter war fromm und war bei allen großen Sorgen und kleinen Freuden ihres Lebens, das sich im engen Kreise ihrer Häuslichkeit abspielte, ein Kind an Herzensreinheit geblieben. Was sie vom Theater dachte, war aber das Gegenteil alles dessen, was sie hochhielt, und darum fühlte sie nichts als ein entsetzliches Bangen, als meine Schwester jubelnd kam, von dem Antrage erzählte und mittheilte, daß sie sofort unterschrieben hätte. Die Schwester versuchte, die beklemmende Angst, die Bedenken der Mutter zu verschrecken, indem sie ihr sagte, so arg sei es gewiß nicht, und ihr zuschwor, rein und gut zu bleiben wie bis zu diesem Tage. Von ihrem Vorsatze abbringen aber ließ sie sich nicht, und die Mutter mußte sich darein fügen, um nicht, wie ihr bangte, die Schwester aus dem Hause scheiden, in eine eigene Wohnung übersiedeln zu sehen. Das schien ihr mit dem sicheren Verderben gleichbedeutend – der armen Mutter.

Meine Schwester fand gleich bei ihrem ersten Auftreten stürmischen Beifall. Nach wenigen Monaten erhielt sie einen Antrag vom hiesigen Hoftheater. Ihr Direktor aber wollte sie um keinen Preis freigeben, und da nicht genug Geld da war, um die hohe Straffsumme zu bezahlen, entschloß sie sich, die drei Jahre ihres Kontraktes in unserer Stadt auszuharren und dann hierher zu kommen. Ihre Gage war höher als der Gehalt des Vaters; aber die Schwester brauchte nun auch viel für ihre Bühnenkleidung. Immerhin konnte sie der Mutter so viel geben, daß wir nicht weniger hatten als zu Lebzeiten des Vaters. Und dann, nach drei Jahren, sollte sie ja das Doppelte verdienen und konnte, wie sie erzählte, durch Gastspiele das Dreifache und mehr gewinnen.

Ein halbes Jahr verstrich. Die Schwester blieb gut und rein, wie sie gewesen, und wir lebten so glücklich, wir drei Menschen. Ich konnte nicht müde werden, mit großen, staunenden Augen und flammender Einbildungskraft der Schwester zuzuhören, wenn sie von den herrlichen Opern, von den blutigen Dramen, den königlichen Kleidern und ihrem eigenen rauschenden Erfolge erzählte. So gerne, so gerne wollte ich das miterleben, wollte es ansehen. Aber die Mutter wollte nicht; sie, die mich so sehr verwöhnte, erlaubte mir diese Herrlichkeiten nicht. Und ich achtete und liebte die Mutter zu sehr, um ihr nicht den Willen zu tun, selbst wenn mir das Geld, das mir die Schwester manchmal heimlich schenkte, die Taschen verbrannte.

Aber nach einem Jahre, nachdem sie gesehen hatte, daß die Schwester trotz aller Huldigungen, trotz aller Blumen, die man ihr ins Haus sandte, leiblich und seelisch unberührt blieb, erlaubte die Mutter es plötzlich. Und da erlaubte sie mir wahllos alles zu sehen, was gespielt wurde, — die gute Mutter. Damals wunderte ich mich darüber, ich unverständiger Knabe, so sehr ich mich auch freute. Heute verstehe ich die Mutter und erfasse die Reinheit ihres Denkens. Was konnte mir kleinem Burschen, dem bloßen Zuzhauer, schaden, da meine erwachsene Schwester, die Sängerin, so unberührt blieb?

Das war meine seligste Knabenzeit damals. Ich lernte doppelt fleißig, um die Abende frei zu haben, und ich sah mir alles an, bis ich alles kannte, und was mir besonders gefiel, woran sich mein Herz und Geist besonders berauschte, sah ich auch öfters. Wenn aber meine Schwester auftrat, fehlte ich nie. Dann wartete ich auf sie am Bühnenausgange, wurde manchmal mit heimlichen Stolze Zeuge begeisterter Ovationen, die ihr dargebracht wurden, und gemeinsam gingen wir heim.

Da wartete ich an einem Abende vergebens, und schließlich, nachdem fast eine Stunde so verstrichen, lief ich, da ich die Handwerker und anderen Bediensteten, die das Haus dann auch verließen, nicht zu fragen wagte, — lief ich nach Hause. Ich konnte mir nicht erklären, wo die Schwester geblieben, was mit ihr geschehen, und hatte furchtbare Angst. Mit wild pochendem Herzen kam ich zu Hause an. Die Mutter war wach; besorgt wartete sie auf — auf uns. Denn die Schwester war nicht daheim. Aber während wir noch ratlos standen, kam sie, froh, schön, strahlend, unbefangen wie stets. Sie sagte, sie hätte mich nicht gesehen und mich gesucht, gesucht, bis sie schließlich dachte, ich sei gar nicht im Theater gewesen oder schon heimgekehrt, und auch den Rückweg antrat. Ich aber fühlte, wußte, daß sie log, und senkte schweigend die Blicke und ging stumm schlafen. Die Mutter aber sah die Schwester lange starr forschend an. Diese senkte nicht die Blicke und fragte unbefangen, was denn geschehen sei. Da sagte die Mutter: „Nein, diese Augen lügen nicht!“ und küßte die Schwester auf die Stirne.

Seit jenem Abend geschah es mehrmals in kurzer Zeit, daß mich die Schwester, wenn ich sie am Tore erwartete, fortschickte. Sie kam dann immer mit einer Kollegin, die sie nach Hause bringen wollte. Diese andere wohnte weit, weit in einer Vorstadt, und so erklärte es sich, daß die Schwester von diesen Begleitungsgängen immer erst nach einer Stunde oder noch später heimkehrte. Ich weiß, ich dachte damals immer, daß meine Schwester Böses tat;

was, das wußte ich natürlich nicht und schämte mich so furchtbar für sie, zumal die Mutter ihr noch immer voll Herzensreinheit vertraute. Daß eines ihrer Kinder lügen könnte, kam ihr nicht in den Sinn.

Da sagte die Schwester eines Tages, es ginge nicht mehr an, daß sie keine eigene Wohnung hätte; sie hätte diese und jene Verpflichtungen, müßte diese und jene Besuche empfangen. Die Mutter blieb ganz ruhig; sie sagte nur: „Viktor, geh' in dein Zimmer!“ Ich ging, ich schlich davon wie ein Verbrecher. Mein Herzschlag hatte gestockt, als die Schwester sprach; denn war ich auch völlig unwissend, instinktiv fühlte ich das Böse. Was dann zwischen Mutter und Schwester gesprochen wurde, weiß ich nicht. Aber die Schwester verließ uns an diesem selben Tage, und am Abende sagte mir die Mutter mit starrer, unheimlicher Ruhe: „Viktor, du hast keine Schwester mehr. Sie ist gestorben, mein Kind, mein einziges Kind du!“ Wie ich da schluchzte und an vielen, vielen Tagen noch! Die Mutter aber weinte nie, wollte es scheinen. Und doch hörte ich sie einmal nachts bitterlich, herzbrechend schluchzen. Vielleicht war das jede Nacht so.

In jenen Tagen reifte ich heran, gewaltsam vor der Zeit erschlossen, und wurde ernst, traurig ernst. Ins Theater ging ich nie mehr. Mutter und ich lebten bescheiden wie in der ersten Zeit, die dem Tode des Vaters folgte, lebten einsam, wortkarg, freudlos. Die Schwester sahen wir nicht mehr und mieden es, von ihr zu hören.

Einmal saß die Mutter still und gramvoll mit mir im Parke der Stadt. Ich stand von der Bank auf, um – ich weiß es noch – um einen bunten Falter zu fangen. Da kamen andere Leute und setzten sich neben die Mutter und sprachen. Plötzlich schrie die Mutter auf, griff mit den Händen an die Brust – – und – – – Auch sie starb an einem Herzschlag. Vielleicht – ich vermute es – haben die Menschen neben meiner Mutter von meiner Schwester gesprochen und etwas sehr Häßliches gesagt. – – –

Das ist meine ganze einfache Lebensgeschichte. Ich – erlassen Sie mir die Schilderung der Peinen und Kämpfe, die meinem Entschlusse vorangingen! – ich trat in den geistlichen Stand, und der Name unseres geliebten Herrn und Heilands Jesu Christi bewog mich, den Orden zu wählen, der seinen geheiligten Namen trägt. Meine Schwester starb ein halbes Jahr nach der Mutter. Man sagte mir, sie sei an den Folgen einer Operation oder noch während derselben gestorben. Beide Frauen schließe ich täglich in mein Gebet ein, und ich liebe sie, was immer geschehen sein mag, beide.“

Der junge Priester hielt die Augen gesenkt und wagte nicht aufzublicken; er fürchtete sich, den Menschen, welchen er die schlichte Geschichte erzählt hatte, ins Antlitz zu schauen und von ihren Mienen den Eindruck abzulesen. Was mochten sie jetzt denken? Über seine Mutter, seine Schwester, deren Geheimnisse er preisgegeben hatte, denken? Vielleicht fühlten sie Mitleid für die eine, Verachtung für die andere. Beides wollte er nicht sehen.

Es blieb eine Weile lang ganz still im Zimmer, und das Schweigen legte sich mit beklemmendem Drucke lastend auf die Brust Pater Viktors. Endlich hielt er nicht mehr an sich; verstohlen hob er die Lider und wandte die Blicke Regine zu. Da erschrak er, bis ins Herz getroffen. Ganz bleich sah er Frau von Sellborn, sah stille Tränen gleich einer leuchtenden Perlenkette aus ihren großen, märchenblauen Augen tropfen. Aber den Ausdruck ihrer Augen, die ihm zugewandt waren, verstand er nicht. Warum weinte sie? Was sagten ihre Blicke? Hatte die einfache, kleinbürgerliche Lebensgeschichte sie so tief ergrißen? Weinte sie um seine Mutter? Um seine Schwester? Oder um ihn? Oder aber — ?

In heißen Strömen schoß das Blut dem Priester zum erglühenden Haupte, und scheu senkte er die Blicke. Es war ihm der Gedanke gekommen, es läge ein Vorwurf in den Augen Regines, ein weher, schwerer Vorwurf: 'Warum hast du mir das getan?' — Oh, warum hatte er gesprochen? Er hatte sich doch stets vorgenommen, wenn er einmal erzählte, so zu sprechen, daß nichts diese Frau verletzen konnte. Und nun hatte er sich hinreißen lassen von seinen eigenen Empfindungen, hatte diese in nichts umschrieben, sie in Worte jener Wahrheit gekleidet, die ihn das Geschick seiner Schwester gelehrt hatte. Seine Schwester und Regine! Mußte letztere nicht daraus, daß und wie er das Schicksal seiner Schwester dargestellt hatte, eine Kränkung erfahren, mußte sie nicht glauben, er hätte sie beleidigen wollen, er verachtete sie? Denn — bis zu einem gewissen Punkte war ihr Schicksal ja das gleiche wie das der teuren, unglücklichen Toten. Sie waren beide Künstlerinnen gewesen, beide schön, gefeiert, begehrt und beide — beide auch gefallen. Herr und Heiland, was hatte er getan?

Der Jesuit warf einen verstohlenen Blick auf den Prinzen. Sinnend sah dieser vor sich hin, als hätte er Zeit und Raum vergessen. Da blickte Pater Viktor wieder auf Regine; scheu und heimlich hob er die Arme von den Knien in Brusthöhe aufwärts und legte die Fingerspitzen an einander — eine demütige, herzbevegende Abbitte.

Da lächelte sie ihm unter Tränen zu, so voll Güte, so voll

Teilnahme und nickte leise. Und sogleich zog Frieden in sein Herz, und er wagte wieder zu sprechen.

„Ich hätte doch vielleicht nicht erzählen sollen, gnädige Frau,“ sagte er. „Ich sehe Seine königliche Hoheit verstummt und wohl auch verstimmt. Mit Recht verstimmt. Und Sie selbst, gnädige Frau, können Sie mir vergeben? Ich habe der Wahrheit gemäß berichtet, habe nichts erfunden, aber auch nichts verschwiegen.“

Regine trocknete die Lider und entgegnete weich: „Nein, lieber Pater Viktor, wie sollte ich Ihnen zürnen? Warum? Die Tränen, die Sie in meinen Augen sahen, waren dieselben, die einst Sie um Ihre Mutter und Ihre Schwester weinten.“

Erst jetzt, da Regines Worte an sein Ohr schlugen, fuhr Prinz Albert auf. Der Ton hatte ihn überrascht. Einen Augenblick lang malte sich diese Überraschung auf seinen Zügen, als er seine Geliebte, die Mutter seines Kindes, ansah. Was war das? Der Ton, in dem sie gesprochen hatte, war herzlicher, inniger als der Ton bloßer Teilnahme für einen, wenn auch vertrauten und lieben Freund; er war leidenschaftlicher als der Ton bloßen Mitleides mit dem traurigen Schicksal einer Geschlechts- und Berufsgenossin. Das Beben ihrer Stimme war ungewöhnlich warm gewesen, die Bewegung, die sich in ihren Mienen ausdrückte, war seltsam tief.

Der Prinz forschte im Antlitz des Geistlichen und fand auch dort Gefühle gespiegelt, die ihn erschreckten. Sollte, mußte er etwa doch eingreifen, um den schändlichen Plan und die liebevoll gehegte Hoffnung der Jesuiten im Keime zu ersticken? Er hatte den Grafen Bronowski, da ihm dieser die niedrige Mission seines Bruders in Jesu enthüllt hatte, aufgefordert, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Denn er wollte nicht glauben, daß er sich in dem jungen Priester so furchtbar täuschte, konnte nicht glauben, daß diesem das Schändliche, das ihm die Vorgesetzten zumuteten, bereits bekannt war. Nein, das war nicht möglich. Prinz Albert harrete, daß Pater Viktor, sobald ihm seine Mission, um die er sicherlich noch nicht wußte, erteilt würde, sogleich zu ihm kommen und voll flammender Einpörung den Jesuiten von sich werfen würde. In dieser Erwartung, in dieser Hoffnung, in diesem festen Glauben hatte der Prinz bis zum heutigen Tage geschwiegen und geharrt. Er vertraute der Reinheit dieser zwei Herzen und wollte sie nicht vergiften. Nein, der Priester war keiner Schändlichkeit, keines Betruges fähig. Und Regine? Prinz Albert kannte diese Frauenseele zu gut, um ihr zu mißtrauen. Aber diese Blicke jetzt, dieses Beben der Stimme, diese Tränen! Es mochte sich in den Herzen der beiden etwas Tiefes für einander regen, dessen sie sich noch gar nicht bewußt waren; es mochte sie etwas zu einander ziehen und zu

überwältigen drohen, ohne daß sie mußten, was es war, — die armen Kinder.

Übermals versank der Prinz in Sinnen. Aber seine Gedanken, wenn sie auch jene Ahnung, jenen Verdacht bestärkten, festigten gleichzeitig die Überzeugung, daß diese beiden Menichen nicht lügen und heucheln konnten und, was immer sie beschlössen und täten, ehrlich bleiben würden. Ja, er wollte noch nicht sprechen, sondern abwarten; er wollte dem jungen Priester die arge Demütigung ersparen, als ein unter häßlichem Verdacht Stehender aus dem Hause gewiesen zu werden. Noch war es nicht an der Zeit, zu handeln. Noch durfte er Glauben und Vertrauen schenken.

Frau von Sellborn und Pater Viktor ahnten nicht, daß und in welcher Weise die Gedanken des Dritten ihnen galten; aber sie wagten nicht, den Prinzen in seinem Sinnen zu stören, und harrten in achtungsvollem Schweigen, bis er wieder sprechen würde.

In seiner gewinnend freundlichen Art und ruhigen Überlegenheit nahm Seine Königliche Hoheit nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

„Hochwürden, Sie sehen,“ sagte er, „daß Ihre Erzählung mich nachdenklich gemacht und nicht fühllos gelassen hat, trotzdem sie so schlicht ist, und eigentlich gerade deshalb. Denn gerade das Schlichteste ist das Menschlichste und darum Tragischste. Aber Sie haben mir auch an eine oder mehr als eine Seite meines Herzens gegriffen und sie mitleiden gemacht. Doch davon will ich nicht sprechen. Ich danke Ihnen, danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Ihr Vertrauen, zwei große Gaben, die man stets gerne entgegennimmt und um die ich just Sie, Hochwürden, auch weiterhin jederzeit bitte. Das darf ich doch?“

„Königliche Hoheit beschämen mich durch die große Güte und — —“

„Keine Komplimente, Hochwürden,“ fiel der Prinz dem Jesuiten in die Rede, „bloß ein gutdeutsches, ehrliches Wort! Darf ich?“

„Gewiß, Königliche Hoheit, jederzeit.“

„Schön. Erinnern Sie sich gegebenen Falles daran! — Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich unsern hochwürdigen Freund, der heute den schweren Tag einer Generalbeichte hat, noch weiter ins Gebet nehme?“

„Königliche Hoheit dürfen nicht mich danach fragen. Aber ich erbitte für ihn Nachsicht und Schonung.“

„Fürchten Sie nichts für ihn, gnädige Frau! Ich bin diesem jungen geistlichen Herrn noch immer so freundschaftlich gesinnt wie früher, ja, vielleicht noch um ein gutes Stück mehr. — Hochwürden, Sie haben Frau von Sellborn und mir eine traurige und rührende

Geschichte erzählt, die Ihre Kindheit und Jugend beleuchtet und die mir erklärt, wie Sie wurden, was Sie sind. Aber Sie haben nicht weiter erzählt. Und doch fehlt noch das, was mich — nicht vom Standpunkt des mitfühlenden Menschen, aber vom Standpunkt des — sagen wir: des Psychologen — am meisten interessiert. Ihre Geschichte führten Sie bis zu jenem Punkte, da Sie in den Orden eintraten. Nun sagen Sie mir: wie vermochten Sie sich das alles zu bewahren, was Sie mitbrachten? Wie gelang es Ihnen, zu bleiben, was Sie waren?“

„Wenn Königliche Hoheit glauben, mich zu den guten Menschen zählen zu dürfen,“ entgegnete der Jesuit, „so spricht das wohl gegen das — verzeihen Königliche Hoheit das Wort! — gegen das Vorurteil, das Königliche Hoheit dem Orden der Gesellschaft Jesu entgegenbringen. Königliche Hoheit haben mir die Ehre erwiesen, mich in die beste Kategorie der Menschen einzureihen. Dürfte ich mich wirklich dazu rechnen, so wäre das doch wohl ein untrügliches Zeichen dafür, daß das Unrecht nicht seine Heimstätte hat unter den Jüngern unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, dessen glorreichen Namen unser Orden tragen darf. Ich weiß, man spricht so viel von diesem Unrecht, von versteckten, schleichenden Übeltaten, von giftigen und vielen anderen Dingen, deren die Gesellschaft Jesu sich schuldig machen soll. Königliche Hoheit, ich darf wohl sagen, daß kein Tropfen Gift mir ins Herz geträufelt wurde; ich darf sagen, daß mir noch nie zugemutet wurde, ein Unrecht zu begehen, und daß —“

„Wirklich und wahrhaftig nicht?“ unterbrach der Prinz.

Der Jesuit zögerte mit der Antwort. Denn die Frage, die ihm gestellt wurde, rief ihm so manches ins Gedächtnis, das ihm während der letzten Monate widerfahren war, so manches, das ihn schmerzlich berührt, einen Abgrund zwischen ihm und seinen Vorgesetzten zu schaffen und schwere, bange Zweifel an der Einheit und Gleichwertigkeit der Worte ‚Christ‘ und ‚Jesuit‘ in ihm zu erwecken begonnen hatte. In einer kurzen Zeitspanne blickte Pater Viktor auf so vieles zurück: auf alle seine Erlebnisse, die zwischen Trivels Verwundung und seines kleinen Alberts Entlassung lagen, auf das, was sich an einem der letzten Abende in Steinsfurt im Zimmer des Provinzials abgespielt hatte, auf das Zusammentreffen mit seinem Bruder in Jesu und Namensvetter dort oben in der zerfallenden Gabrielskapelle, auf die Worte, die Pater Sanden vor wenigen Tagen zu ihm gesprochen hatte und die ihm so gleißnerisch falsch und voll von bösen Heimlichkeiten erschienen waren. Und dieser Rückblick ließ den jungen Priester die Frage des Prinzen unsicher und ausweichend beantworten.

„Königliche Hoheit,“ sagte er, „wir alle sind arme, sündige, schwache Menschen. Mit welchem Rechte sollte man verlangen, daß gerade unser Orden nur Heilige zu seinen Mitgliedern zählt? Wir alle kommen mit der Erbsünde besleckt zur Welt; und hat auch unser Herr und Heiland durch seinen Kreuzestod den Fluch der Erbsünde, die Ausschließung vom Anblick Gottes im Jenseits, von uns genommen, der Trieb zur Sünde und tausend Unvollkommenheiten sind an uns haften geblieben. Manchem fehlt die Demut, manchem die Milde, manchem die Geduld und manchem wohl auch die Liebe. Königliche Hoheit sind zu gerecht und großherzig, um viele um weniger willen schlecht und bössartig zu nennen und zu verdammen.“

„Das will ich auch nicht,“ erwiderte Prinz Albert. „Aber Sie weichen einer direkten Beantwortung meiner Frage aus. Doch gut, gehen wir langsam, auf Umwegen vor! Sie geben erst einmal zu, daß sich unter Ihren Brüdern in Jesu nicht nur lauter Engel vorfinden, sondern auch schwarzgebrannte Teufel.“

Pater Viktor errötete. „Das habe ich nicht gesagt.“

Der Prinz lächelte. „Nein, das nicht, Sie haben recht. Sie geben indes zu, daß sich auch schwache, sündhafte Menschen vorfinden, denen bald Demut, bald Milde, bald Geduld, bald sogar Liebe mangelt?“

Der Jesuit atmete schwer. Widerstrebend und leise bekannte er endlich: „Ja.“

„Gut. Aber wer danach eine ganze, große Gemeinschaft beurteilen wollte, würde böswillig und töricht handeln. Sie sehen, Hochwürden, ich bin wirklich gerecht und ergreife die Partei der — der Angeklagten. Es handelt sich jedoch darum, die ganze Gemeinschaft auf Herz und Geist hin zu prüfen. Und da muß man ihre Zwecke und Ziele erforschen und die Mittel, deren sie sich bedient — ich wiederhole: nicht die einzelnen, sondern die Gemeinschaft als Einheitsbegriff.“

„Ziel und Zweck jedes guten Christen ist die Erlangung der ewigen Seligkeit, und die Mittel sind die christlichen Tugenden.“

„Hochwürden, diese Antwort erteilte mir nicht der Christ Viktor Kolberg, sondern der Jesuit Pater Viktor. Ich erkundige mich bei einem Christen nach Jesuiten, und ein Jesuit gibt mir Auskunft über Christen.“

Der Geistliche erblaßte tief. So hatte er es nicht gemeint. Und doch fühlte er, daß der Prinz wahr sprach. Beschämt und gequält gestand er sich ein, daß er jesuitisch gesprochen hatte, ohne es zu wollen. Er war also gegen seinen Willen, ohne sein Wissen bereits das geworden, was Menschen, die er liebte und schätzte,

verachteten? Die Qual, die er darob empfand, spiegelte sich in seinen Zügen.

„Königliche Hoheit,“ sagte Regine, und ihre Stimme bebte, „Königliche Hoheit quälen Hochwürden.“

„Das will ich nicht, gnädige Frau,“ entgegnete der Prinz mit einem langen, tiefen Blicke, vor dem sie die Augen senkte. Zum Priester gewandt, sagte er dann gütig: „Nein, Hochwürden, das will ich wahrhaftig nicht. Sagen Sie mir bloß, ob Sie gerne und ehrlich, gerne und ehrlich zwei Fragen beantworten wollen!“

Pater Viktor richtete sich auf und blickte dem Prinzen voll ins Antlitz. „Ich will, Königliche Hoheit.“

Prinz Albert erhob sich und schritt auf den Jesuiten zu, der gleichfalls aufgestanden war. Regine verharrte auf ihrem Siege und sah die beiden Männer mit großen, angstvollen Augen an.

Der Prinz nahm die rechte Hand des Jesuiten in die seine und hielt sie fest. „Hochwürden, ist Ihnen noch niemals von der Gemeinschaft, also von Ihren Vorgesetzten, etwas zugemutet worden, das Sie in Ihrem eigenen Herzen als unchristlich, als böse und ungerecht verurteilten?“

Man hörte im Zimmer nur die tiefen Atemzüge des Priesters, von dessen Lippen sich endlich die Antwort losrang: „Ja.“

„Und Sie, der das Gelübde des Gehorsams ablegte, würden natürlich den Willen Ihrer Oberen ausführen, auch wenn man das Schändlichste von Ihnen verlangte?“

„Nein.“ Wie ein leidenschaftlicher Schrei tönte die Antwort.

Da umspannte der Prinz mit festem Drucke die Hand des anderen. „Hochwürden,“ sagte er ernst und froh zugleich, „Sie sind wirklich geblieben, was Sie waren. Bleiben Sie es auch weiterhin!“

Der alte Ludwig öffnete den Wagenschlag, und Prinz Albert stieg ein. Regine, die ihn bis zur Gitterpforte des Gartens begleitet hatte, blickte sinnend dem dahinrollenden Gefährte nach und kehrte dann langsam in die Villa zurück. Sie zuckte erschrocken zusammen, als sie das Teezimmer betrat und dort noch den Geistlichen fand. Dieser pflegte sich doch sonst in sein Zimmer zurückzuziehen, sobald sich der Prinz verabschiedet hatte und wenn sie ihn nicht ausdrücklich zu sich bat! Was bedeutete das? Was wollte er von ihr? Gerade jetzt hatte sie nicht mit ihm zusammen treffen wollen; denn noch zitterte die Erregung der eben verstrichenen Augenblicke in ihr nach, und deshalb fürchtete sie sich. Nicht so sehr vor ihm als vor sich selbst. Ihr Herz hämmerte hart an die Brust.

Eine Weile lang verharrten sie beide schweigend. Sie sahen einander ins Antlitz; doch ihre Blicke wichen einander aus.

„Hochwürden, wünschen Sie etwas?“ fragte Frau von Zellborn endlich.

„Ja, gnädige Frau.“

„Bitte, Hochwürden, setzen wir uns! Ich – ich fühle mich etwas angegriffen.“

Fern von einander nahmen sie Platz. Nervöse Schauer machten Regines Leib erbeben.

Wieder trat ein Schweigen ein, das diesmal der Priester endlich brach.

„Gnädige Frau,“ begann er, „ich komme, um Ihnen zu danken, für so vieles zu danken. Ist die Stunde schlecht gewählt, so vergeben Sie! Ich konnte jetzt nicht allein in meinem Zimmer bleiben, ich konnte nicht. Es zog, es drängte mich so übermächtig zu Ihnen, um Ihnen das zu sagen, wofür ich morgen vielleicht nicht mehr die Worte finde. Gnädige Frau, ich habe mir heute ein so schweres Unrecht zuschulden kommen lassen, daß ich nicht weiß, wie ich es gut machen soll. Sie blicken mich an, als wüßten Sie nicht, wovon ich spreche. Und doch wissen Sie es, und darum ersparen Sie mir, ich flehe Sie an, es auszusprechen, und hören Sie nichts als meine Bitte um Vergebung, daß ich in so unzarter, in so – ich finde kein Wort für mein Benehmen – Ihnen zu nahe trat und weh tat. Es war nicht böse gemeint, wirklich nicht. Zum zweiten danke ich Ihnen für die liebevolle Teilnahme, die Sie dem Geschehe der beiden Frauen bezeugten. Und dann – wie soll ich Ihnen danken? – nahmen Sie sich meiner an, als Seine königliche Hoheit mir Worte sagte, die ich – die ich – ja, die ich verdiente. Denn ich antwortete in der That nicht so, wie ich hätte müssen. Ich zeigte mich als schlechter Christ, und dann zuletzt, als mich Seine königliche Hoheit fragte, ob ich meinen Vorgesetzten stets den geschworenen Gehorsam halten würde, erwies ich mich als schlechter Jesuit. Was bin ich nun in Ihren Augen? Mir ist bang, daß Sie mich verachten werden. Sie täten ja recht daran, gnädige Frau; denn ich habe Ihnen wie Seiner königlichen Hoheit nur zur Verachtung Anlaß gegeben. Gnädige Frau, was bin ich nun in Ihren Augen? – Sie antworten nicht? Ich verstehe: Sie verurteilen mich. Was bin ich auch?“

Pater Viktor beugte das Haupt und barg das Antlitz in den Händen. Sterben hätte er mögen in diesem Augenblicke.

Da schlug, von zitternder Stimme gesprochen, die Antwort an sein Ohr: „Ein Mensch, den ich achte und dem ich von Herzen gut bin.“

Er zog die Hände vom Antlitz; leidenschaftlich stieß er hervor: „Ich glaube es nicht, ich glaube Ihnen nicht mehr, weil ich nicht mehr an mich selbst glaube. Ich habe an meine Berufung zum Christen geglaubt und habe mich getäuscht; ich habe an meine Erwählung zum Jesuiten geglaubt und sehe mich betrogen; ich habe an meinen eigenen Glauben geglaubt und sehe mich betrogen; ich habe geglaubt, daß er fest steht wie ein Fels, und es ist nicht wahr; in mir ist Unrast, Chaos, Sturm und Vernichtung; mein Denken geht Bahnen, die ihm verboten sind, mein Fühlen schreitet Wege, die ins zerrüttende Glend, in den wildesten Herzensjammer führen, alles in mir schwankt und glüht und bekriegt sich, und ich selbst beginne haltlos zu versinken. Denn meine Nächte gleichen nicht meinen Tagen, diese oder jene müssen Lüge sein; mein Gott, der mir einst so nahe war, daß ich ihn zu erfassen, mich an ihm zu stützen und aufzuraffen vermochte, schwindet ferner, ferner, verblaßt in einer Welt, nach der nicht mehr wie einst mein ganzes Begehren steht, weil ich voll sündiger Triebe an der Erde hänge; vergebens suche ich meinen Herrn und Heiland am Kreuze, das Kreuz ist leer oder die Frage des Versuchers starrt mir von dem schlichten Holze entgegen. Ich soll Lehrer und Erzieher sein, ich soll die Seele meines teuren Albert zum Guten und Edlen heranbilden, und in meiner eigenen Seele ist nichts Gutes und Edles übrig geblieben in dem Kampfe meiner Sinne. Weisen Sie mich hinaus, wenn Sie barmherzig sind, jagen Sie mich davon, lassen Sie mich, lassen Sie mich dies Haus meiden und die ganze Welt mit all' ihrem Jammer, ihrer Lüge und Herzensnot fliehen! Weisen Sie mich hinaus, ich beschwöre Sie!“

Wild warf Pater Viktor das Haupt zurück und schlug abermals die Hände vors Antlitz.

Bebend hatte Regine seinen Worten gelauscht; tödlich erblaßt, bis in die tiefsten Tiefen ihres Herzens erschrocken hatte sie sich aufgerichtet. Barmherziger Himmel, da war es, da war es, was sie geahnt, was sie gefürchtet hatte. Diese Worte aus diesem Munde – sie wußte, was sie bedeuteten, sie wußte es nur allzu gut, weil sie einen Widerhall in ihrem Herzen weckten, so machtvoll, so dröhnend, daß sie betäubt stand. In ihrem Hirne brauste es, vor ihren Augen flammte es. Fassung, großer Gott, Fassung! Der Prinz, ihr Sohn, das Priesterkleid dieses Mannes, der in einem so ungestümen Aufschrei ihr seine Seele erschlossen, seine Liebe verraten hatte! Was sollte aus all' dem werden? Sie hatte die Augen geschlossen bis heute, weil sie nicht sehen wollte, hatte alle Gedanken, die auszudenken, alle Herzenstöne, die ausklingen zu lassen ihr bangte, gewaltsam unterdrückt und erstickt. Aus Feigheit, ja,

Freiheit. Und nun war der gefürchtete Augenblick dennoch gekommen, nun galt es — Was galt es, großer Gott, was galt es? Und da saß nun dieser Mann, für den sich schon seit geraumer Zeit eine so tiefe, innige Liebe in ihrem Herzen zu regen begann, — da saß er, von der Wucht seines eigenen Empfindens überwältigt, zerschmettert, und — und schluchzte.

Regine hörte das Schluchzen, sie fühlte es in all' ihren Gliedern, in ihrem ganzen Sein. Da kamen ihr erlösende Worte von den Lippen, Worte, nicht weniger heiß und stürmisch wie die seinen: „Sie verachten, Sie hinausweisen, Pater Viktor, Sie von mir stoßen? Nein, nein, tausendmal nein, das nie und nimmer. Wissen Sie denn, wie es in meiner Brust aussieht? Wild und stürmisch wie in der Ihren. Und nein, doch nicht. Denn Sie, Sie liegen im Kampfe mit Ihrem Herzen, dem Sie nie ein Recht auf Leben, sein größtes und einziges Recht, gewährten, Sie liegen im Kampfe mit Ihrer grausam zertretenen Jugend, mit Ihrem Glauben, der Ihrem Leben feindlich ist. Sie kämpfen gegen blasse, unmenschliche Satzungen und Begriffe, gegen die sich Ihr ganzes Sein zu empören beginnt, weil es den Weg ins Leben vor sich sieht, kämpfen gegen den Wahn eines Gehorsams, den Sie schworen und der Sie zwingt, ungehoriam gegen den Gott in Ihrem Herzen zu sein, ungetreu gegen sich selbst. Und ich sollte Sie, der Sie haltlos, weicherzig, übergütig in einem furchtbaren Kampfe stehen, der Sie zu vernichten droht, — ich sollte Sie hinausstoßen und Sie dem sicheren Untergange weihen, sollte einen edlen, gütigen Menschen der letzten Stütze berauben? Diese Stütze — ich weiß es — ist dieses mein Haus, bin ich selbst.“

Der Priester war taumelnd aufgesprungen, während Regine sprach. Seine Augen starrten entgeistert, seine Lippen hatten sich völlig entfärbt, hammerscharf waren die Schläge seines Herzens vernehmbar. Jetzt bewegte er qualvoll die Lippen; würgend versuchte er Worten den Weg von der Brust zum Munde zu erschließen. „Regine,“ ächzte er endlich.

Da zuckte sie furchtbar zusammen. Dann stammelt sie: „Gehen Sie! Ich — ich — ich bitte Sie, — bitte Sie, — gehen Sie!“ Und dann leidenschaftlich gebietend noch einmal: „Gehen Sie!“

Da senkte er das Haupt und schlich wandend aus dem Zimmer.

Alberts Rückkehr, die voraussichtlich erst lange nach Sonnenuntergang erfolgen würde, wartete Pater Viktor nicht ab; er verließ sogleich das Haus der Frau von Sellborn. Sie hatte getan, was er, da die Wogen des Herzenssturmes den Damm des Schweigens sprengten, von ihr erbeten hatte: hatte ihn hinausgewiesen, von sich gestoßen. Hatte sie bis heute nicht gewußt, erraten oder

geahnt, wie es um ihn stand, nun mußte sie es wissen. Denn selbst wenn das stürmische Bekenntnis seines Jammers, seiner Schwäche, seines haltlosen, verzweifelten Schwankens und seiner Angst, zu versinken, ihr nicht die Augen geöffnet hätte, ihr Name, von seinen stammelnden Lippen gesprochen, war das volle Geständnis seiner heißen, sündigen Liebe. Frohlockend sagte sich der Jesuit, daß es aber dieses Geständnisses gar nicht bedurft hatte, daß schon der Sturm, den sein erster Aufschrei in ihrem Herzen geweckt hatte, einem Bekenntnisse ihrerseits gleichkam. Ja, sie hatte gewußt, wie es um ihn stand, hatte seine Liebe schon vorher geahnt, erraten – und hatte ihn nicht von sich gewiesen. Was bedeutete es da, daß sie es jetzt tat, jetzt, da die Stunde gekommen war, die einen alle Schranken niederreißen den Orkan mit sich führte, der in seinen wilden Wirbeln alle Besinnung verschlang? Das war nur Furcht gewesen, die ihr die Worte ‚Gehen Sie!‘ zu den Lippen trieb, zitternd zuerst, dann in gewaltigem Anschwellen schreiend, gebietend. Furcht war es gewesen, Furcht vor dem eigenen Herzen, das sich zu verraten drohte. Regine liebte ihn, wie er sie liebte, stürmisch, heiß, bangend und verzweifelt. Regine, Regine! In betörender Seligkeit pochte das Herz des Priesters diesen Namen; aus jedem Steine des Straßenpflasters, den seine Füße traten, scholl er als Widerhall, schlug überlaut an sein Ohr. Was war der weite Erdball, was das ganze Sein angesichts dieser einen Frau, der herrlichen, wunderbaren, heißbegehrten, die er liebte? Ein Nichts, das in Staub zerfiel, ein Herzschlag, der vor ihrem Anblicke bewundernd und erschauernd stockte.

Der Jesuit blieb stehen und mußte sich an eine Mauer lehnen. Denn ihm selbst drohte der Herzschlag zu stocken ob seiner atemberaubenden Seligkeit. Er hatte noch kein Weib geliebt, keines hatte ihn geliebt, keines seine Seele zermühlt, sein Blut lodern gemacht. Und nun alles, alles das auf einmal in überwältigender Fülle. Herr und Gott, das war zu viel, das zerschmetterte Hirn und Glieder. Diese übergroße, vernichtende Wonne also war es, was die Schlange im Paradiese die ersten Menschen lehrte? Das also war die mit Abscheu genannte Erbsünde, die den Mann zum Weibe, das Weib zum Manne unwiderstehlich hinzog? Das war es, was er, nichts ahnend, abgeschworen hatte fürs ganze Leben? Die Liebe war es?

Trotzig richtete sich Pater Viktor auf und schritt weiter. Nein, nein, was man nicht ahnt, nicht kennt, das kann man nicht abschwören. Dieser Schwur galt nicht. Und galt er auch auf Erden, dort oben im Himmel gewiß nicht; Gott hatte ihn sicherlich nicht gehört, und hatte er ihn vernommen, so hatte er ihn doch von sich

gewiesen. Das wäre eines Gottes unwürdig, sein Geschöpf bis ans Lebensende gefnebelt zu halten, weil es als Kind im unverständigen Spiele sich Fesseln erbat. Das wäre Betrug, und Gott konnte nicht betrügen. Er hatte doch das Leben ringsum und das Leben da drinnen im Herzen, hatte doch die Liebessehnsucht geschaffen! Wie konnte es da sein Wille sein, daß man dem Leben entsagte? Das konnte nur Menschenbosheit, Mentschentücke wollen. Ja, sie wollten es, die den Schwur des jungen Priesters entgegen genommen. Aber er selbst, er empörte sich dagegen. Fort jetzt mit den Gedanken an diese Menschen, die ihn gefnebelt hatten, fort mit allem, allem, das nicht Regine hieß! Was waren ihm seine Gelübde, die Vorgesetzten, sein Kleid? Das alles ging gegen die Natur, war feindlich seiner Liebe und darum Sünde gegen Regine. Was war ihm der Prinz, der ein Anrecht auf diese Frau hatte? Er hatte es nicht mehr, sie war nicht mehr sein, sie war kraft des heiligen Rufes ihres Herzens das Eigentum Viktor Kolbergs. Diesem gehörte sie mit allem, was sie war und fühlte. Auch ihr kostbarstes Gut, der süße, kleine Albert, wer immer dessen Vater war, gehörte nunmehr ihm, Viktor Kolberg. Alles andere und alle anderen wollte er aus seinem Herzen ausstoßen, so wie er sie jetzt aus seinem Hirne jagte. Nicht denken, nicht denken, an nichts als an sie allein, die er liebte, jubelnd, heiß, peinvoll und selig liebte! Regine, Erdenkönigin!

In wonnevullem Glückesrausche, in stürmender Herzenstrunkenheit schritt Pater Viktor dahin. Kein Gestern gab es mehr für ihn, kein Morgen, bloß ein Heute, ein sonnvergoldetes, nimmerversinkendes Heute; er dachte, wußte nichts mehr als nur das eine: Regine, das Märchenglück, das sich leuchtend vom Himmel geneigt hatte — zu ihm herab, der, im Staube knieend, dessen geharrt hatte.

Aber als er vor dem Tore des Jesuitenhauses in der Clavergasse angelangt war, wurde er erschütternd und jäh von der strahlenden Höhe der Märchenwelt in die dunklen Tiefen der selbstgeschaffenen, unerbittlichen Wirklichkeit herabgerissen.

„Hochwürden,“ sagte der Frater Pförtner, „der hochwürdige Pater Provinzial erwartet Hochwürden.“

Pater Viktor blickte den Pförtner an. Hatte der Mann nicht gelächelt? Wußte er etwa schon? Woher wußte er? Der junge Priester sagte sich, daß seine Züge offenbar verrieten, was ihm widerfahren war, was ihn erfüllte.

„Es ist gut,“ sagte er hastig. „Ich danke. Ich werde so gleich kommen.“

Rasch erklimm er die Stiegen. Aber zuerst suchte er sein eigenes Zimmer im zweiten Stockwerk auf und wusch sich, Antlitz

und Hände. Das kalte Naß tat ihm wohl, klärte die verstörten Sinne und das glühende Haupt. Als er zum Zimmer des Provinzials hinabstieg, waren seine Brauen gerunzelt, seine Mienen finster. Trotz lag auf diesen Zügen, unbeugsamer, starrer Trotz. Mochten die Vorgesetzten sagen, was immer sie wollten, mochten sie drohen, warnen, befehlen, bitten, der junge Priester war entschlossen, ihre Reden, kaum gesprochen, zu vergessen. Dem Schall der Worte konnte er sich nicht entziehen, ihren Sinn mußte er in sich aufnehmen; aber ihre Kraft sollte an dem Widerstande seines Herzens zerbrechen; abprallen sollten sie von dem Fels seiner Liebe.

Seinem Klopfen antwortete die Stimme Pater Hüllmanns. „Kommen Sie, Bruder Viktor Kolberg!“

Er trat ein und sah sich vor dem Provinzial, dem Rektor und Pater Sanden stehen. Was das zu bedeuten hatte, mußte er; hätte er noch über den Zweck der Berufung Zweifel gehegt, dieser Anblick mußte genügen, um Klarheit zu schaffen.

„Gelobt sei Jesus Christus,“ sagte Pater Viktor.

„In Ewigkeit. Amen,“ murmelten die drei anderen gleichzeitig.

Der junge Geistliche prüfte mit raschen Blicken die Mienen der Brüder und senkte dann erwartungsvoll harrend das Haupt. Pater Sanden hatte ihm freundlich und liebevoll aufmunternd zugenickt, Pater Huber mit gewohnter Milde gelächelt, Pater Hüllmann ihn streng forschend angeblickt. Ob auch noch immer das unerwünschte und gefahrenreiche Dunkel über jenem Briefe, über dem Zusammenhange Bronowskis mit dem Prinzen Albert schwebte, – das eine war dem Provinzial nun schon völlig zur trostvollen Gewißheit geworden: der Prinz mußte nichts, wenigstens kannte er Pater Viktors Mission nicht. Und demgemäß mußte und sollte nun mit dem jungen Bruder verfahren werden.

„Nehmen Sie einen Stuhl, Bruder Kolberg,“ forderte der Provinzial den Untergebenen auf, „und verleihen Sie Ihrem Antlitz einen anderen Ausdruck! Sie stehen vor uns wie vor Feinden oder aber wie ein verstockter Angeklagter vor Richtern. Wir sind weder Feinde noch Richter, sondern Ihre Freunde und, was noch mehr ist: Ihre Brüder in Jesu, die gleich Ihnen keinen eigenen Willen haben, sondern nur den unseres Herrn und Heilands. Dessen seien Sie eingedenk!“

Pater Viktor nahm Platz. In einem Halbkreis saßen die anderen vor ihm.

„Dennoch wie Angeklagter und Richter“, dachte er, und gegen seinen Willen flog ein Lächeln über sein Antlitz, aber ein troziges, höhrendes Lächeln, das indes gedankenrasch erstarb. Mochten sie reden! Er fühlte sich gefeit.

„Mein lieber, guter Bruder Viktor,“ begann der Rektor, „ich freue mich von Herzen, Sie endlich einmal wiederzusehen. Seit

Sie unser liebes Steinsfurt verließen, ist eine lange Zeit verstrichen, und doch hat sich die Lücke, die Sie in den Herzen Ihrer Brüder und Schüler zurückließen, nicht geschlossen. Wir alle vermissen Sie schmerzlich, und nur die Gewißheit, daß Sie eine Ihnen so liebe Beschäftigung fanden und in Ihrem neuen Wirkungskreise sich so glücklich fühlen, läßt uns Ihr Scheiden leichter tragen. Unser guter Bruder Sanden hat mir eben heute, als ich ihn befragte, die freudige Kunde geben können, daß Sie sich glücklich fühlen.“

Pater Sanden nickte bejahend.

Der Rektor schien eine Antwort zu erwarten. Da Pater Viktor aber stumm blieb, fragte er: „Unser Bruder Sanden hat mir doch wahr berichtet? Sie sind doch glücklich, mein lieber Bruder Viktor?“

Jetzt hob dieser das Haupt. Im Vollbewußtsein der innersten Wahrheit erwiderte er mit festem, entschlossenem Tone: „Ja, ich bin es.“

„Bruder Kolberg,“ ließ sich Pater Hüllmann vernehmen, „dieses Ja hat einen unchristlich stolzen und hochmütigen Klang. So bekennst man sein für Gottes Ruhm erduldetes Leid, nicht aber sein eigen Wohl und Glück. Demut, Bruder, Demut!“

„Mein lieber, guter Bruder,“ sagte Pater Huber, „Ihre Bejahung macht mich herzlich froh. Nur fürchte ich, daß Sie den Sinn meiner Frage etwa mißverstanden haben. Denn nicht nach Ihrem äußeren Wohl erkundigte ich mich, obzwar auch dieses uns allen überaus wertvoll ist, sondern nach Ihrem seelischen. Wie steht es mit diesem, uns so teuren und allein vor Gott wichtigen Gute?“

„Hochwürdiger Pater Rektor, ich bin glücklich.“ Noch immer, trotz des Tadel, den ihm der Provinzial erteilt hatte, sprach der junge Priester mit fester Stimme, wenn auch etwas weniger stolz.

„Abgesehen von den Geständnissen, die mir unser lieber Bruder Viktor im Beichtstuhle machte und die geheim zu halten das heilige Beichtiegel mir zur lieben Pflicht macht,“ nahm Pater Sanden das Wort, „hat mir, wie ich Guer Hochwürden sagte, unser teurer Bruder auch gesprächsweise seine tiefe Zufriedenheit mit der ihm zuteil gewordenen Aufgabe bekundet. War er auch in ungewohnter weltlicher Umgebung zuerst von Zweifeln und Kämpfen heimgesucht, so hat er doch diese schwere Zeit mit Hilfe unseres Herrn und Heilands überwunden und ist nun, wie er mir unlängst sagte, in seinem reinen Herzen gefestigt und klar über seine Pflichten Jesu Christo, seinen Vorgesetzten und sich selbst gegenüber.“

„Das zu hören, mein lieber, guter Bruder Sanden,“ erklärte der Rektor, „ist mir um so lieber, als mein hochwürdiger Freund, der Pater Provinzial, und auch ich selbst im Zweifel waren, ob unser guter Bruder Viktor auch wirklich den vollen Umfang seiner Verantwortlichkeit und seines Wirkungskreises erfaßt. Nun denn,

mein lieber, guter Bruder, wie steht es um das Seelenheil des erlauchten Herrn, dem die gütige Vorsehung Sie nahe führte?"

Der junge Priester holte tief Atem. Dann erwiderte er: „Hochwürdiger Pater Rektor, Seine königliche Hoheit ist ein vornehmer Charakter und echter Christ.“

„Das war ehemals nicht so, Bruder Kolberg,“ tönte die Stimme Pater Hüllmanns mit schneidender Härte. „Und Sie wollen in so kurzer Zeit solch ein Wunder der Umwandlung und Bekehrung vollbracht haben? Wie äußert sich dieser Wandel, Bruder Kolberg?“

„Nach außen hin nicht, nur nach innen; im engen Kreise und im geheimen wirkt Prinz Albert in christlicher Weise,“ erwiderte der Gefragte und wurde sich, während er sprach, seines Mutes inne und wunderte sich über ihn. Vor kurzem hätte er ihn im Angesichte dieser seiner Oberen nicht gefunden. Heute aber war er ein anderer, einer, der nicht mehr ehrfurchtsvolle Angst vor diesen Männern verspürte wie ehemals.

Pater Hüllmann warf dem Untergebenen einen eifig drohenden Blick zu. Pater Viktor sah es nicht; er hatte das Haupt wieder gesenkt, um mutvoll bis ans Ende verharren zu können.

„Und, mein lieber, guter Bruder, wie steht es um das Seelenheil der verehrten Frau von Sellborn?“ fragte der Rektor weiter. „Haben Sie auch in dieser Richtung Ihren wohlthuenden Einfluß zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi geltend gemacht?“

„Hochwürdiger Pater Rektor,“ entgegnete Pater Viktor, „so weit mein Einfluß reicht, habe ich ihn geltend gemacht.“

„Nun, und?“ fragte Pater Huber. „Wie steht es also um das Herz der verehrten Dame?“

Am liebsten hätte der junge Priester sich stolz erhoben und den dreien die Antwort erteilt: „Es ist mein.“ Das schien ihm die einzig wahre Antwort. Was aber sollte er nun sagen? Er sann. Die Muskeln in seinem Antlitz zuckten.

Pater Sanden kam ihm zu Hilfe. „Ich habe Ihnen, mein guter Bruder Viktor, wie Sie sich erinnern werden, vor wenigen Tagen angedeutet, daß eine Ehe zwischen dem Prinzen und — —“

Er brach ab; ein drohendes Räuspern des Provinzials war an sein Ohr gedrungen, ein grimmiger Blick hatte ihn getroffen und verstummen gemacht.

Pater Viktor aber wußte ihm Dank; diesen legte er in einen kurzen Blick, den er ihm zuwarf. Dann sagte er: „Um das Herz der Frau von Sellborn, hochwürdiger Pater Rektor? Ich weiß, man fürchtet das Urgernis einer zweiten Ehe Seiner königlichen Hoheit mit Frau von Sellborn. Ich glaube aber sagen zu können, daß diese Furcht unbegründet ist.“

„Machen Sie Ihren Einfluß in dieser Richtung geltend, Bruder Kolberg, so wie es Ihre Pflicht ist?“ fragte Pater Hüllmann mit schwerer Betonung seiner letzten Worte.

Jubelnd hätte Pater Viktor mit einem „Ja“ antworten und mit den stolz strahlenden Augen des geliebten Mannes um sich blicken mögen. Doch er bezwang sich und erwiderte bloß: „Ich versuche es.“

„Das ist gut, mein lieber, guter Pater Viktor,“ nahm Pater Huber das Wort. „Denn ein Teil Ihrer Pflicht, die wir Ihnen in Ihrer neuen Stellung auferlegten, ist es in der That, darüber zu machen, daß jenes Uergerniß nicht erstehet. Ihnen ist die schwere Verantwortung dafür auferlegt, und Sie müssen in jeder Weise Ihren ganzen Einfluß geltend machen im Namen unseres Herrn und Heilands.“

Pater Hüllmann erhob sich plötzlich und schritt auf den Untergebenen zu. So nahe trat er vor ihn hin, daß der andere sich gleichfalls gezwungen sah, sich vom Sitze zu erheben. Ihre Gestalten berührten einander fast; aber der Provinzial überragte den jungen Priester nahezu um Haupteslänge.

„Und Ihr Herz, Bruder Kolberg?“ fragte er. Pater Viktor fühlte sich von dieser hohen Gestalt, die ihn fast berührte, wie erdrückt. Er umschloß mit einer Hand krampfhaft die Stuhllehne. Wieder kam es über ihn wie einst. Er fürchtete, diesem furchtbaren Manne zu erliegen. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, seine Zähne schlugen an einander, und seine Lippen fanden keinen Ton.

„Bruder Viktor Kolberg,“ wiederholte der Provinzial, „und Ihr Herz?“

Da richtete der Gefragte sich trotzig auf. Wozu war er Jesuit wie dieser andere hier? So gut wie dieser, konnte auch er Wahrheit und Lüge vereint sprechen.

„Ich glaube, hoffe und liebe,“ sagte er.

Pater Hüllmann trat einen Schritt zurück. Einen Augenblick lang huschte der Schatten eines wohlgefälligen Lächelns über sein Angesicht. Doch schnell schwand er wieder, und mit eiserner Stimme sprach der Provinzial:

„Sie glauben an die Liebe, die von Ihrem Herzen Besitz ergriff, und Sie lieben die Hoffnung, daß Ihr Glaube nicht trüge. Bruder Viktor Kolberg, ich weiß, wie es um Ihr Herz steht, und weiß mehr als das. Die Liebe ist heilig im Dienste unseres Herrn Jesu und kann in diesem Dienste niemals und in keiner Weise zur Sünde werden. Wohl aber wird sie mit den schwersten Strafen nicht nur im Jenseits, Bruder Kolberg, auch hier im Diesseits geahndet, so sie um des Fleisches willen, um der eigenen Lust willen

geübt und Selbstzweck wird statt als niedriges Mittel höheren Zwecken zu dienen. Wir, Ihre von Gott, Ihrem Herrn und Richter, Ihre im Namen des Erlösers Ihnen gegebenen, erwählten Vorgesetzten, verzeihen Ihnen und bewahren Ihnen unsere Liebe und Fürsorge, solange Sie der freiwillig und für ewig geschworenen Pflicht eingedenk sind, die Ihnen das Wohl unseres heiligen Ordens auferlegt. Gott hat uns die Liebe ins Herz gepflanzt, auf daß wir einander in seinem Dienste, nach seinem Willen dem Heile zulenken. Dessen, Bruder Viktor Kolberg, seien Sie eingedenk, und die Huld unseres Herrn und Heilands wird doppelt auf Ihnen ruhen, so wie, wenn Sie dessen vergessen, sein ewiger Fluch und seine zeitliche Strafe Ihnen gewiß ist. Gehorsam, Bruder Viktor, Gehorsam!"

Pater Hüllmann stand hoch aufgerichtet, und wie er einen Arm hob und himmelwärts wies, schien er noch höher zu wachsen. Seine Augen sprühten, die Adern auf seiner Stirne schwellen zu dichten, blauen Strängen.

Pater Viktor aber hob das Haupt und sah dem Vorgesetzten unerschrocken ins Angesicht.

"Bruder Kolberg," sagte dieser, "Sie werden in dieser Nacht nicht schlafen und träumen, sondern wachen und beten. Gehen Sie!"

Und der junge Priester verneigte sich stumm und ging.

Pater Huber und Pater Sanden blieben zurück. Zitternd standen sie neben dem Provinzial. Aber was sie beben machte, war nicht so sehr der Anblick des zürnenden Oberen als vielmehr das Unerhörte, daß vor diesem Anblicke Pater Viktor Kolberg nicht gezittert hatte.

Diesem Tage, der Pater Viktors Lippen in dem ungestümen Aufschrei eines gequälten Herzens und in dem stammelnd gesprochenen Namen der geliebten Frau entsiegelte, folgte eine Nacht, die Regine qualvoll durchwachte. Wie still und friedlich war, von wenigen, rasch verwundenen Erregungen, von seltenen, kurzen Stürmen abgesehen, doch ihr Leben verlaufen bis zu den Tagen, da Unrast und Herzenskämpfe in der Gestalt des jungen Priesters in ihr Haus eingezogen waren! Damals, als in ihr der Plan reifte und sie schließlich den Entschluß faßte, ihren geliebten Knaben nach Steinfurt zur Erziehung zu geben, um ihm fürs spätere Leben Freunde in den vornehmen Kreisen zu schaffen, — damals hatte Prinz Albert oft und oft warnend die Stimme erhoben: „Hüte dich vor den Jesuiten!" Vor den Jesuiten hatte er sie gewarnt, nicht aber vor dem Jesuiten, dem einzelnen, dem einen. Diesem einen hatte er Wohlwollen und Freundschaft und Vertrauen entgegengebracht, diesem einen hatte Bubi in kindlicher Begeisterung sein ganzes Herz geschenkt, diesem einen hatte sie selbst Vertrauen und uner-

klärlieh innige Zuneigung entgegengebracht, ihn in ihr Haus aufgenommen, und just dieser eine hatte den Sturm in ihr stilles Heim getragen, den Brand in ihrem eigenen Herzen entfacht, das jetzt haltlos, peinvoll pochte. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie sich bis auf den Grund der Seele zerrwühlt, zum ersten Male erfaßte sie der zugleich furchtbare und süße, marternde und beseligende, der überwältigende Schauer einer tiefen Liebesleidenschaft. Zum ersten Male? Ja. Denn damals, vor Jahren, als das unberührte junge Mädchen, das verwais't, aber nicht ganz vermögenslos in der Welt stand und voll Herzensgleichmut und Sinnesstumpfheit die Huldigungen der Menge und der einzelnen entgegennahm, sich demwerbenden Manne hingeben hatte, damals war es ein anderes, ganz anderes Gefühl gewesen als heute. Sie hatte Liebe für den Prinzen Albert empfunden, sicherlich, aber eine ruhige, leidenschaftslose, sturm- und flammenfremde Liebe, die nicht ihre Sinne zu Wonnen und Qualen aufspeitschte, sondern nur in einem gleichmäßig pochenden Herzen wurzelte. Nur? Brauchte es denn mehr? Regine hatte nie an sich selbst empfunden, daß es ein Mehr gab, geben konnte, und die großen, vernichtenden Liebesleidenschaften, von denen andere erzählten und schrieben, hatte sie ungläubigen Herzens vernommen, gelesen und gespielt. So schmerzlos still, so innig ergehen war die Liebe über sie gekommen und hatte sie zum Weibe erschlossen und zur Mutter gemacht; so viel an Dankbarkeit, Verehrung, Bewunderung und kindlichen Gefühlen war in dem Bunde Regines mit dem Prinzen Albert vereint. Und jetzt? Welch anderes Fühlen! Alle Sinne in Aufruhr und das Herz voll der Brände und Stürme, voll der Qualen und Wonnen! Oh Gott, warum diese Prüfung, warum dieses späte Erwachen zum Taumel, warum mußte ihr das geschehen?! Es stieg etwas wie Haß gegen diesen jungen Priester in Regines Herzen auf. Warum mußte er zerstörend in ihr Leben treten – der Brandstifter, der Sturmträger, der Heuchler, der hinter der Maske kindlich frommer Herzensreinheit und unter dem Kleide der für ewig geschworenen Entsagung und Keuschheit die flammende Begierde, die stürmende Liebesjehnsucht barg?! Er war kein Mann wie die anderen, die sich das Recht auf sich selbst bewahrt hatten und frei ihr Herz und ihren Leib dahingeben konnten; er war ein Knecht der Kirche, ein Sklave seiner entsagenden Gelübde, der freiwillig das Joch auf sich geladen hatte, war ein Geweihter, ein Priester. Und wenn er seinen Schwüren untreu ward, dann verging er sich gegen alles, was auf Erden und im Himmel noch für heilig galt, nicht nur gegen die Ruhe, Rechte und Ehre anderer, sondern auch gegen sich selbst.

Aber mochte er, der Verhaßte, Gefürchtete, Geliebte, mochte er ein Frevler gegen Gott und sich selbst werden, mit welchem Rechte kam er daher, um ihre Ruhe, ihr Glück zu zerstören, die Ehre des gütigen, edlen Menschen zu bedrohen, dem sie so vieles dankte, vor allem ihr Kind, ihr geliebtes Kind? Sie liebte ihn nicht, wie sie während langer Wochen geahnt zu haben, wie sie während der sturmvollen Stunden dieses Tages zu wissen glaubte, nein, nein, sie haßte, fürchtete, verabscheute ihn. Aus dem Herzen reißen wollte sie ihre sündige Leidenschaft, die, von der Fackel jener unpriesterlichen Worte entzündet, in giftigem Brande lohte. Ausreißen wollte sie die Sünde, zertreten und hinaus auf die Gasse werfen, um das bedrohte Glück ihres Hauses zu retten. Und sie hatte ihn, den Schuldigen, ja schon von sich gewiesen, wie er es heuchlerisch erbeten hatte, ihn, den Meineidigen, den — — — Viktor, Viktor, du Geliebter! Um Gottes willen, sie unterlag wieder; wenn sie seiner dachte, wenn sein Bild vor ihre Seele trat, schoß die Flamme wieder glühheiß zum Haupte, bebten die Glieder in wonniger Sehnsucht. Aber nein! Nein, nein, tausendmal nein! Sie wollte ihn nicht wiedersehen, nie mehr. Er durfte nicht, durfte nicht mehr über die Schwelle. Sie wollte ihm schreiben, ja, das war das Beste. Sollte sie ihn anflehen? Sollte sie ihm befehlen? Gott, Gott, Frieden! Nein, schreiben wollte sie nicht. Vielleicht war er selbst barmherzig und kam nicht wieder. Nie mehr? Oh, das wäre entsetzlich! Aber vielleicht kam er doch — als ein anderer, vielleicht überwand er sich, trug stumm seine Liebe und litt schweigend. Vitt? Sollte er denn leiden — der geliebte Mann? Ja doch, er sollte; sie würde es ja auch. Gewiß, auch sie würde sich überwinden, würde schweigend tragen und leiden. Und dieses stumme Leid sollten sie dann beide tragen als gemeinsames Weh, als gemeinsame Seligkeit. Wie ihr Haupt schmerzte! Nicht mehr denken, nur nicht mehr denken! Morgen, morgen — — —

Weinend fiel Regine in bleiern schweren, tiefen Schlaf. ———

Er aber, dem Regine von Sellborn-Dalmar den furchtbaren Herzenskampf dankte, wachte noch zu jener Stunde.

Aus dem Zimmer des Provinzials in sein eigenes zurückgekehrt, war Vater Viktor an das Fenster getreten. Ihm war heiß von der Erregung all' des Erlebten. Er öffnete die Fensterflügel und beugte sich, auf die Ellenbogen gestützt, die Hände an die Schläfen gepreßt, hinaus. Die Nacht war weiß, in den Ätherwogen schwammen gleißend die Sterne. Dem Jesuiten war es, als trieben die leuchtenden Welten, wie vom Sturme fortgetragen, durch schaukelnde Wogen dahin, bald auftauchend, bald versinkend in stetem Wechsel des Farbenlichtes. Bald blutrot, bald blätter-

grün, bald stahlblau schienen sie ihm zu leuchten, und all' ihre Strahlen schienen just ihn zu treffen, als schösse eine unsichtbare Hand dort oben sie auf seine Brust ab.

Dieses Schauspiel verwirrte schmerzhaft seine Augen. Er wandte die Blicke ab. Nun versuchte er, seine Gedanken zu sammeln, sie zu den Bildern des vergangenen Tages zu vereinen. Aber sie waren nicht willfährig; kaum vereint, lösten sie sich wieder von einander, zerstoben in ihr Nichts unter der Schwelle des Bewußtseins.

Da gaukelte etwas an den Augen des Priesters vorüber, vielleicht ein Schatten, vielleicht auch das projizierte Wahngelbde seiner überreizten Nerven. Er aber glaubte, den armen, kleinen Falter zu erkennen, der vor wenigen Tagen das Gefängnis dieser Zelle verlassen hatte, um zu den Sternen zu schweben. Lebte das kleine Tier denn noch? Kam es etwa allnächtlich hier vorbeigeflogen, um ihm, dem Befreier, zu danken? Ach nein, der Falter mußte gestorben sein, vielleicht in jener Nacht selbst, und dies hier war ein anderer gewesen, vielleicht auch nur ein Schatten oder eine Sinnestäuschung. Schatten, Sinnestäuschung, Herzenstrug!

Plötzlich legte es sich schwer, so schwer auf Vater Viktors Seele, so traurig schwer, so erschlassend. Er versuchte, dem Drucke zu widerstehen und sich aufzuraffen. Warum gehorchten seine Gedanken nicht? Er wollte sie zwingen. „Regine, Erdenkönigin, du liebende und geliebte!“ Stolz und trotzig richtete sich der Jesuit auf. „Sie liebt mich! Hört ihr es und wißt ihr, was das bedeutet? Was wißt ihr davon? Ihr ahnt nichts von dem seligen, tollen Kaufe einer Liebe!“ Aber – wo war der Kauf, wo die Seligkeit? Warum fanden die Worte, die er mit stummen Lippen den Brüdern zurief, nur in seinem Hirne Widerhall und nicht in seinem Herzen? Warum schwieg dieses, als wäre es in Schlaf gesunken? Hatte etwa – hatte etwa jener – jener furchtbare Mann, sein Oberer, es erschlagen? Herr und Gott, warum schwieg es, rührte sich nicht? Herr und Heiland – –! Still, durfte er denn noch den Herrn Jesus Christus anrufen, nachdem er ihn verleugnet – ärger, als Petrus es getan? Es war ja ein Pflichtvergessener, Eidbrüchiger, war – – –

„Gehorsam, Bruder Viktor, Gehorsam,“ gelte es ihm da jäh in den Ohren.

Entsetzt sah er um sich. Wer hatte die furchtbaren Mahnerworte gerufen? Niemand, niemand. Aus seiner eigenen Brust heraus waren sie erklingen. Warum hatte er geschworen? Es galt nicht, konnte nicht, durfte nicht gelten. Wem hatte er geschworen? Ihm, dem Erlöser? Nein, der Erlöser nahm solchen Eid nicht entgegen. Seinen Oberen? Das galt nicht, nein, nein, Erbarmen, nein! Aber

ihr hatte er geschworen; ihr, der Erdenkönigin Regine, hatte er Liebe geschworen. Und dieser Schwur galt; sie hatte ihn entgegen genommen. Aber das war gar nicht wahr, er hatte noch nicht geschworen, und sie, sie hatte ihn hinausgewiesen, als sie erriet, was er zu tun gedachte. Von sich gestoßen hatte sie ihn für immer. Nein, auch das war nicht wahr; denn sie liebte ihn. Abermals Trug: sie verabscheute den Meineidigen, den Seelenmeuchler. Wie die Stirne glühte und die Adern an den Schläfen hämmerten! Das Haupt schien zerspringen zu wollen. „Herr im Himmel, ist das der Wahnsinn? Nein, nein, hab' Erbarmen, strafe mich nicht so furchtbar, du gerechter, allmächtiger Richter, den ich verriet! Laß mich leben, erhalte mir den Verstand!“

„Gehorsam, Bruder Viktor, Gehorsam! Sie werden diese Nacht nicht schlafen und träumen, sondern wachen und beten!“

Ja, ja, er wollte, wollte ja — Was, was wollte er denn nur? Wachen und beten? Ja, das war es, das wollte er.

So heftig, daß es dröhnte, warf sich der Jesuit auf die Kniee und streckte die Arme dem gestirnten Himmel entgegen. Aber das frommte nicht. Jetzt einten sich alle Gedanken plötzlich gegen seinen Willen zu einem einzigen Bilde: Regine, und sein Fleisch empörte sich in heißer Begierde. Da sprang er stöhnend auf, riß sich die Kleider herab, entblößte Brust und Nacken und suchte dann mit zitternden Händen voll fiebernder Hast in einer Tischlade. Jetzt hatte er das Gesuchte gefunden: einen derben, gefnoteten Strick. Da warf er sich abermals auf die Kniee und begann sich erbarmungslos zu geißeln. Große, schwere Tränen tropften ihm aus den Augen, in deren Blicken sinnverwirrende Angst lag, und der Leib begann zu bluten. Endlich erlahmte die Hand. Nun warf er das Marterwerkzeug von sich, und lang ausgestreckt, das Antlitz abwärts gewandt, fiel er zu Boden und schluchzte, in furchtbarem Rückschlag von den Höhen des Liebesrausches zu den Tiefen angstvoller Reuepein geschleudert, lange, endlos lange, still vor sich hin.

Behutsam wurde die Türe des Nebenzimmers geöffnet; Pater Sanden schlich zum Pater Provinzial.

„Victus est,“ meldete er dem Vorgesetzten und berichtete kurz, was er vernommen.

„So mußte es kommen. Gute Nacht, Bruder Sanden,“ sagte Pater Hüllmann mit steinerne Ruhe. —

Pater Viktor erwachte am frühen Morgen nach kurzem Schlummer, in den er, auf dem Boden liegend, erschöpft gesunken war. Mühsam, unter Schmerzen richtete er sich auf; fast hätte er aufgeschrien. Steif waren die Glieder von dem harten Lager geworben; eine Zeitlang vermochte er sie kaum zu bewegen. Wie schwer sie

waren, schwer, als füllte statt des Markes Blei die Knochen! Fröstelnd erschauerte er. Kuhl strich der Morgenwind durch das geöffnete Fenster. Der Priester schleppte sich zum Waschtische und wusch sich das Blut vom Leibe, den Schmutz des Bodens von Antlitz und Händen. So, das war getan. Was sollte er nun beginnen? Was wollte er? Er konnte sich gar nicht entsinnen, was die Tagespflicht nun weiter von ihm erheischte. Wie seltsam, statt eines arbeitenden Hirnes einen starren Stein im Haupte zu tragen!

Sein Blick fiel auf die Geißel, die noch auf den Dielen lag. Die Knoten waren ganz dunkel gefärbt. Den Jesuiten überließ es kalt; er entsann sich: Buße, Buße. Er bückte sich, hob den Strick auf und warf ihn achtlos in die Lade. Aber gleich wieder nahm er ihn hervor, trug ihn zu dem geschnitzten Holzbilde des blutenden Gekreuzigten, das zu Häupten der Bettstatt hing, und wand ihn um den Sockel des Kreuzeschafes. Buße, Buße. Mit schweren Gliedern schleppte er sich dann zur Kapelle und hörte eine Messe an. Ganz mechanisch tat er es; er empfand und dachte nichts dabei, mußte nicht einmal, was er tat und sprach. In seinem Haupte war nur ein Wort lebendig: Buße; aber in seinem Herzen regte sich gar nichts; nicht einmal dieses eine Wort fand dort Widerhall und blieb deshalb ein toter Schall.

Nach dem Frühstück fragte er sich, was er jetzt zu tun habe. Ach ja, in die Villa Sellborn mußte er gehen, um den kleinen Albert zu unterrichten, den Sohn Regines. Regine! Da kam das Gedächtnis zurück, da arbeitete das Hirn wieder, ging das Blut wieder den gewohnten Kreislauf. Ja, ja, ihretwegen tat er Buße. Weil er sie liebte und nicht lieben durfte, nicht durfte. Pater Viktor empfand plötzlich Angst. Er wollte die Frau nicht wiedersehen, niemals wieder. Sie hatte ihn ja auch hinausgewiesen. Das konnte ihm als Vorwand dienen. Er wollte ihr schreiben, wollte sie anflehen, daß sie seinen Oberen schriebe, sie brauche, wolle ihn nicht mehr. Das war die beste Lösung; das war — Nein, das ging nicht, das war Feigheit, war Flucht vor der Buße. Oh, jetzt wurde ihm ganz klar, worin seine Buße künftighin bestehen sollte: der Herr und Heiland sandte Erleuchtung. Er mußte die Frau sehen, tagtäglich, vielleicht bis an sein Lebensende, mußte sie lieben und es schweigend tragen. Das war es, was Gott von ihm verlangte. Gut denn, gut. Er wird den Kampf kämpfen, wird siegen.

Das Gehen wurde dem Jesuiten schwer; aber er zwang die widerwilligen Glieder, ihren Dienst zu tun. Müde erreichte er sein Ziel. Der kleine Albert erwartete seinen Pater Viktor schon und wunderte sich über die Verspätung. Das kam doch sonst nie vor.

„Ich bin etwas krank, mein Liebling,“ sagte der Priester und

schloß den Knaben in seine Arme. „Sei du mein Schutz, meine Stütze, mein rettender Engel, du mit der reinen Kinderseele,“ dachte er.

Beim Mittagmahle traf Pater Viktor mit Regine zusammen. Sie warf ihm einen scheuen Blick zu, unter dem er nicht einmal errötete. Bleich blieb er und ernst; sein Herz schlug kaum schneller als sonst.

„Großer Gott, wie elend er aussieht, was er gelitten haben muß – der arme, der geliebte Mann,“ dachte sie und unterdrückte die Tränen, die emporquellen wollten. Aber sie war ihm auch dankbar, daß er sich bezwang – wie sie, und war auch glücklich, daß er litt – wie sie.

„Denk’ dir nur, Mama,“ erzählte Albert, „mein armer Pater Viktor war krank.“

„Auch ich,“ sagte sie leise.

„Es ist vorüber, gnädige Frau,“ sagte er ernst.

„Vorüber.“

Der junge Priester atmete schwer. „Für immer.“ Das war in festem Tone gesprochen.

Ihr wollte das Herz ob dieser Worte verbluten. Waren sie wahr? Ganz leise sagte sie so, daß es fast klang wie seine Worte: „Für nimmer.“

Da sahen beide einander tief in die Augen und wußten, was jeder in dieser Nacht durchlitten und beschlossen hatte. Gleichzeitig nickten sie einander bedeutungsvoll zu.

Der Knabe merkte es. Mit großen Augen sah er Mutter und Erzieher an. Dann senkte er das Haupt und blickte mit ernster Miene nachdenklich vor sich hin.

Pater Viktor ging am nächsten Morgen, ehe er Messe las und den Leib des Herrn nahm, zu Pater Sanden beichten. Von seiner Liebe zu Regine sprach er nicht; aber seines Ungehorsams gegen die Vorgesetzten, seines lauen Pflicht- und Glaubenseifers und vieler anderer Sünden klagte er sich demütig an. Der Beichtvater erteilte ihm mit liebevollen Freundesworten die Absolution.

In der Villa Sellborn weilten von diesem Tage an zwei Menschen, die ihre Herzen niederrangen und aus dem Gefühle der Entsagung gemeinsam Leidensseligkeit schöpften.

Drittes Buch.

XVII.

Am Freitag, wenige Stunden, nachdem Rüttinger sie verlassen, war Maja Karmetter im Waldhause des Wellenhausener Forstparkes eingetroffen. Dort hatte sie mit dem Prinzen Carl Rudolf einige heiße Liebesstunden verbracht – er mit seiner ganzen, übermütigen, jugendstarken Lebensfroheit und herzensleichten Genußsucht, sie mit der vollen, wonnetrunkenen Hingabe des Weibes, dessen Herz in erster Liebe lodert, dessen Leib, unter den Offenbarungen geliebter Hände und Lippen erschauernd, sich dem Schöpfungsgebote erschließt. Dann hatten sie Zukunftspläne geschmiedet. Das Ergebnis ihrer Beratung war, daß sich der Prinz bereits am nächsten Tage einen vierzehntägigen Urlaub erbat, den er Montag antreten und zu einer kleinen Vergnügungsfahrt ins Gebirge benützen wollte, während Maja noch am selben Abende ihrem Hausarzte, dem Hofrat Professor Rattenreuer, schrieb, er möge sie morgen besuchen kommen.

„Lieber Herr Hofrat, ich bin krank,“ begrüßte sie ihn, als er am nächsten Tage kam.

„Um, Fräulein, Maja, auszu sehen wie Sie und dabei krank zu sein, – das ist allerdings die schlimmste Krankheit, die ich in meiner Praxis kennen gelernt habe. Sind die Symptome bedenklich? Wo fehlt's denn?“

„Wenn ich das so genau wüßte, Herr Hofrat, brauchte ich Sie doch gar nicht.“

„Ah so! Dann werde ich Sie untersuchen, liebes Kind, und ich kann sagen, daß ich das herzlich gerne tue. Denn ich habe gerade eine so verbaute alte Stiftsdame untersucht, daß ich auf der Fahrt zu Ihnen nachdachte, ob ich mein graufiges Metier nicht doch lieber aufgeben soll.“

„Herr Hofrat, Sie sind zur Abwechslung wieder einmal unausstehlich. Ich will mich gar nicht von Ihnen ohne weiteres untersuchen lassen. Vielleicht sind Sie so gütig, erst die Symptome anzuhören.“

„Kenne ich schon, ungnädiges Fräulein. Aufsteigende Hitze, Atembeflemmungen, Migräne, unruhige Träume, kalte Schauer, nervöse Husten — —“

Lächelnd unterbrach Maja: „In der Tat. Außerdem aber — —“

„Auch das übrige weiß ich; denn Ihr Fall ist typisch, zumal jetzt im Frühling bei jungen Damen über n—zig Jahren. Seiraten Sie!“

Maja wurde ernstlich böse. „Ihren lieblichen Zynismus, mein lieber Herr Hofrat, lassen Sie zu Hause oder bei Ihren verbauten Stiftsdamen, bitte! Ich habe heute keine Lust zu scherzen. Ich sagte Ihnen: ich bin krank und brauche Ihre ärztliche Hilfe.“

Rattenreier hob die Hände zur Abbitte und lächelte begütigend. „Nicht böse sein, Fräulein Maja! Daß es Ihnen heute gegen alle Gewohnheit ernst ist, konnte ich doch unmöglich voraussetzen. Denn Sie sehen gerade heute wunderbar schön aus — das heißt: wunderbar gesund, was so ziemlich dasselbe ist. Also ernstlich: wo fehlt's?“

„Ich habe mich erkältet.“

„So? Arg? Husten Sie?“

„Noch nicht.“

„Noch nicht ist gut. Sie werden also husten? Vermutlich werden Sie sich dann wohl auch erst erkälten?“

„Wahrscheinlich.“

„So, so. — Warum foppen Sie denn einen armen, alten Doktor erst statt ihm gleich zu sagen, daß Sie sich für die Rennen weniger interessieren als für irgend einen schönen Ort, über den ich mit Papa sprechen soll? Übrigens, hören Sie, Fräulein Maja, das haben Sie doch nicht nötig, die Sie keinen Haustyrannen haben und selbst verhätschelter Obergott sind. Dazu brauchen Sie doch mich nicht. Sagen Sie dem Herrn Papa, daß Sie nach Hakodate oder Spitzbergen wollen, und Ihre eigene Nacht fährt vor dem Palais vor.“

„Sind Sie fertig? Kürzer und sanfter sprechen können Sie nicht, armer, alter Doktor?“

„Nein. Ich bin wirklich böse und habe meinem Ärger Luft machen müssen. Ihr jungen Herrschaften, deren anstrengendster Beruf, *rouge pour les lèvres* und *émail pour les ongles* ist, steht strupellos die Zeit uns Menschen, die wir für mehr verantwortlich sind als für leuchtende Lippenbrenner und glänzende Nägelwachs.“ Er brach ab und hustete geräuschvoll.

Maja hatte sich im Sitz zurückgeworfen und belustigt zugehört. „Sie sind in Ihrem göttlichen Zorne unbezahlbar, teurer Herr Hofrat. Aber Ihr Husten gefällt mir nicht. Soll ich Sie

untersuchen? Sie werden Ihre ganze Klientèle verlieren, wenn Sie lange in diesem Zustande umherlaufen. Ein kranker Arzt ist wie ein Schustermeister, der zerrissene Schuhe trägt."

Nun lachte der Hofrat herzlich. „Fräulein Maja, Sie sind ein reizender Kerl, wenn ich so sagen darf. Aber ich habe eben so viele andere Leute gesund zu machen, daß ich für mich selbst nie Zeit finde. Nun aber wirklich ernstlich: sind Sie erkältet oder nicht?"

„Ein ganz, ganz klein wenig.“

„Kommen Sie her, stehen Sie auf oder aber legen Sie sich dort auf den Divan nieder! Es kann gar nicht schaden, wenn ich Ihnen Herz und Lungen endlich wieder einmal untersuche.“

Maja tat gehorsam nach Rattenreyers Geheiß. Nacken und Brust enthüllen wollte sie aber nicht. Darauf verzichtete der Hofrat endlich anbetrachts ihres dünnen Matinées. Die junge Dame atmete bald kürzer, bald länger, bald tiefer, bald leichter, räusperte sich, ganz wie der Arzt es vorschrieb.

Als die Untersuchung beendet war, sagte Rattenreyer: „Nein, da ist nichts Ernstes zu entdecken, nur ein ganz, ganz klein wenig, wie Sie richtig bemerkten. Herz außerordentlich gut. Nur, wie gesagt, ein ganz, ganz klein wenig Bronchitis haben Sie.“

„Da täte doch Gebirgsluft gut, lieber Herr Hofrat?“ fragte Maja und richtete sich auf.

„Keinesfalls schlecht. Also paktieren wir! Ich komme morgen wieder, und zwar zu einer Stunde, da Papachen zu Hause ist, halte um Ihre Hand an, und wir kurieren unsere Katarrhe gemeinsam im Hochgebirge aus. Ist's Ihnen recht, schöne Dame?“

Sie lachte hell. „Und ob, Sie guter, verständiger, alter, junger Hofrat! Also morgen um halb eins!“

„Schön. Aber ich untersuche Sie dann nochmals; das bitte ich mir aus. Außerdem aber werden Sie heute nicht ausgehen. Und jetzt adieu, schöne Braut! Ich muß zu einer Dame, der ich wahrscheinlich in drei bis vier Tagen eine Neubildung entfernen werde. Adieu!“

„Pfui, Sie grauslicher, unappetitlicher Schlächter! Schauen Sie, daß Sie heute davon- und morgen wiederkommen!“

Die junge Dame lächelte, als sich der Hofrat entfernt hatte, und dachte, daß man den Ärzten doch alles einreden konnte. Der da glaubte nun schon an ihren sogenannten Katarrh. —

Aber noch am selben Abend merkte Maja Karmetter voll Unbehagen und Schrecken, daß sich der Hofrat vielleicht doch nicht getäuscht hatte. Kopfschmerzen, Seitenstechen und Hustenreiz stellten sich ein, die sicheren Vorboten einer Erkältung. Wie unangenehm

gerade jetzt! Wie lästig und peinlich, in diesem Zustande sich dem Geliebten zeigen, so mit ihm die Fahrt antreten zu müssen ins Land, in dem blaue Wunderblumen wuchsen, Blütenkronen als Schmuck ihres leuchtenden Haares gewunden wurden und ein goldener Reif ihrer weißen Hand harnte! Maja vergoß Tränen verwundeter Eitelkeit. War es auch nur eine leichte, gewiß rasch vorübergehende Erkältung, die ihr drohte, — immerhin konnte ihr in diesem Augenblicke nichts unwillkommener sein als Krankheit.

„Sonnenschein, was ist dir denn?“ fragte der Bankdirektor besorgt und angstvoll. „Die schwarzen Augen strahlen nicht. Was ist das für ein böser Husten?“

„Nicht böse, du überbesorgtes Papachen, nur ein guter, ganz kleiner und ungefährlicher Husten ist's. An dem wird Sonnenschein nicht verblaffen. Aber höher steigen soll er, irgendwo ins Gebirge und von dort lachend auf die Täler herabstrahlen. Das meint auch Kattenreyer.“

Die Besorgnis des Bankiers wuchs. „Was, mit Kattenreyer hast du gesprochen? Hast ihn rufen lassen? Kind, das ist ein schlechtes Zeichen; denn wenn du dich einmal entschließt, den Arzt — — Was hat der Hofrat gesagt?“

„Ich werde dir seine Diagnose ganz genau wiederholen, Papa; das wird dich beruhigen. Er hat gesagt: ‚Ein ganz, ganz klein wenig.‘ Katarrh hat er damit gemeint und mir geraten, für vierzehn Tage Gebirgsluft einzuatmen. Er kommt übrigens morgen wieder, um mit dir darüber zu reden. Morgen mittag.“

„Das ist gut, das ist gut. Wenn er meint, so fährst du natürlich gleich; wenn du willst, auch morgen schon, Kindchen. Wohin willst du? Wer soll mit dir fahren außer deiner Gesellschafterin? Gott, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht gleich mit dir kann! Aber ich mache mich in längstens acht Tagen frei, du sollst sehen, und dann komme ich dir sofort nach.“

Maja wollte lachen; aber ein Hustenkrampf hinderte sie.

Bestürzt sprang der Vater auf und zog sie in die Arme. „Kind, Kind, um Gottes willen!“

Sie aber lachte nun schon. „Aber, aber, Papa, schäm' dich! So etwas von Angst! Das bißchen Husten! Wohin, mit wem und alles das andere kann ich dir doch heute nicht sagen. Darüber reden wir morgen mit Kattenreyer. So, und nun laß das brave Kind ins Bett gehen und sich so gut auskurieren, daß es morgen den Mund nur noch zum Lachen und ab und zu auch zum Reden öffnet, zum Husten aber nicht mehr!“

„Maja, soll ich nicht bei dir wachen? Ich lege mich ruhig auf den Divan, ganz still.“

„Närrchen du, was fällt dir ein? Wenn ich etwas brauche, läute ich schon dem Mädchen. Aber du sollst sehen, ich schlafe wie ein Stoch. Gute Nacht, Papa!“

Maja nahm, als sie sich zur Ruhe legte, Medicamente und einen Umschlag. Sie fühlte sich gar nicht wohl und fürchtete zu fiebern. Dann behte sie minutenlang vor Kälte; ein Schüttelfrost durchschauerte sie. Aber sie wollte nicht erkranken jetzt, nein, sie wollte nicht.

„Ein starker Wille vermag alles, der Wille zur Gesundheit ist die Gesundheit selbst. Bis morgen früh will ich gesund sein. Ich will, Carn, mein Geliebter, mein Prinz, mein All. Hörst du mich? Gute Nacht!“

So sprach sie vor sich hin und hob den linken Arm, führte ihn zum Munde und küßte inbrünstig und andachtsvoll eine Stelle, fast in Schulterhöhe, die Spuren seiner Lippen trug.

Sie schlief schlecht, unruhig wälzte sie sich hin und her, ihr wurde heiß, sie warf die Decke von sich. Dann erwachte sie nach Mitternacht, fühlte sich fiebernd, erschauerte fröstelnd. Erschreckt richtete sie sich auf, sah sich fast hüllenlos liegen, nahm sogleich die Decke, die zu Boden gefallen war, wieder auf und zog sie bis zum Halse hinauf.

„Mein Gott, mein Gott, nur nicht krank werden,“ jammerte sie leise. „Lieber, guter Herrgott, ich verspreche dir alles, alles, was du verlangst, ich will alles tun, will ganz brav, ganz folgsam und fromm sein. Nur laß mich nicht krank werden, ich bitte dich, lieber, guter, großer Herrgott! Ich will gesund sein, ich will, will, will.“

Sie hörte es in der Brust rasseln, wenn sie Atem holte, und wurde ganz bleich. Und sie begann leise vor sich hin zu weinen und schlief endlich ein.

Spät erwachte sie. Der Bankdirektor hatte, ehe er das Haus verließ, die Zofe in das Zimmer seiner Tochter gesandt; sie sollte leise nachsehen. Maja hatte das Mädchen nicht gehört, und so hatte dieses melden können, daß das gnädige Fräulein fest und ruhig schlafe. Da war der Vater beruhigt gegangen. Aber Maja fühlte sich nicht wohl, als sie erwachte. So müde war sie, so zerschlagen an allen Gliedern; ihre Wangen glühten, und die Stirne brannte. Mit schwerem Kopfe richtete sie sich auf und läutete.

„Wie viel Uhr ist es, Paula?“ fragte sie die Zofe.

„Küß' die Hand', gnäd'ges Fräulein. Es ist zehn Uhr.“

„Schon? Ziehen Sie die Vorhänge auf! – Was, kein Sonnenschein?“

„Nein. Es regnet.“

„Oh! – Geben Sie mir den Spiegel!“

Maja erschraf, als sie ihr Spiegelbild sah.

„Der gnäd'ge Herr hat wegen einer wichtigen Sitzung fort müssen. Er hat schon zweimal telephonierte. Wie's dem gnäd'gen Fräulein geht?“

„So? Telephonieren Sie zurück – – Oder nein, geben Sie das Telephon her! Ich werde selbst sprechen.“

Da hörte sie aber das abscheuliche Geräusch, das jeden ihrer Atemzüge begleitete, und änderte ihren Entschluß. „Nein, telephonieren nur Sie, Paula, ich sei eben erwacht, ließe tausendmal grüßen, sei ganz gesund.“

„Verzeihung, gnäd'ges Fräulein, das gnäd'ge Fräulein sind aber wirklich – –“

In ohnmächtiger Wut und Verzweiflung fast weinend, fiel Maja mit erhobener Stimme ein: „Ich weiß ja, ich weiß, oh Gott! – – Gehorchen Sie, Paula! Telephonieren Sie dem gnädigen Herrn und dann dem Herrn Hofrat Rattenreier! Er soll, bevor Papa nach Hause kommt, zu mir kommen, ich lasse vielmals bitten. Also um zwölf ungefähr. Gehen Sie!“

Maja fühlte sich so unglücklich, daß ihr abermals Tränen in die Augen stiegen. Und dieser gräßliche Regen, der eintönig an die Fenster pochte, machte sie rasend. Sie warf sich in die Kissen zurück und schlummerte nochmals ein.

Nach einer Stunde erwachte sie wieder. Nun fühlte sie sich bedeutend wohler und frischer und war darüber glücklich. Zwar war das Pfeifen und Knattern in der Brust noch da; aber mit jedem Male, da sie hustete, schien das Geräusch geringer zu werden. Gott sei Lob und Dank, die böse Erkältung ging vorüber.

Rasch nahm sie einen Schluck Tee und ließ sich ankleiden.

Um die Mittagstunde kam Rattenreier.

„Mein lieber Hofrat, wie geht es Ihrem Husten?“ begrüßte sie ihn.

Er behielt die Hand, die sie ihm hingestreckt hatte, in der seinen, sah ihr ins Antlitz und fühlte den Puls.

„Heute rede ich aber ernst, mein liebes Fräulein Maja,“ sagte er. „Aus dem ganz, ganz klein wenig ist schon ein ziemlich mehr geworden. Sie gehören ins Bett, und zwar sofort. Dort werde ich Sie etwas gründlicher untersuchen.“

Sie faltete die Hände. „Herr Hofrat, lieber, guter Herr Hofrat,“ flehte sie mit tränengepreßter Stimme, „bitte, bitte, wenn mir etwas fehlt, so machen Sie mich gesund! Aber noch heute, ich flehe Sie an.“

Überrascht über Ton und Haltung der jungen Dame, blickte

sie der Arzt forschend an. „Was soll denn das, Fräulein Maja? Ja, was ist denn los? Warum noch heute?“

„Weil – – Lieber, lieber Herr Hofrat, ich will morgen verreisen, ich muß.“

„Will? Muß? So, so.“ Er schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Vielleicht kann ich Ihnen den Gefallen tun, mein Kind, aber nur vielleicht. Auf keinen Fall indes können Sie morgen gesund sein, wenn Sie nicht sofort ins Bett gehen. In zehn Minuten komme ich nach und untersuche Sie. Vorwärts, ehe Papa kommt!“

Maja gehorchte in fieberhafter Eile. Oh Gott, wenn Rattenreger sie nur gesund machte! Um diesen Preis war sie bereit, alles, alles zu tun, was er verlangte.

Der Hofrat untersuchte die Kranke sorgfältig. Dabei ward er des Fleckens auf ihrem Arme und einer kleinen Schramme unter dem Halse gewahr. Er fuhr zusammen, starrte Maja einen Augenblick lang ungläubig, fassungslos an und schwieg.

Sie deutete den Blick falsch. „Um Gottes willen, Herr Hofrat, ist es denn ernst?“

„Ernst genug, liebes Kind,“ erwiderte er trocken.

„Und, Herr Hofrat?“ fragte sie angstvoll.

„Und da ist keine Rede vom Reisen, liebes Fräulein Maja. Es wird liegen geblieben.“

„Herr Hofrat, gibt es keine Möglichkeit?“

„Stark und mutig sein, nicht krank sein wollen und meine Vorschriften befolgen – andere Mittel gibt es fürs erste nicht.“

„Fürs erste?“

„Ja. Das wird ein wenig dauern.“

„Aber, lieber, lieber Hofrat, ich will reisen, ich muß.“ In jammervollem Tone schrie sie es heraus und richtete sich auf.

Der Arzt drückte sie mit sanfter Gewalt in die Kissen zurück.

„Ein ‚Muß‘ gibt es da nicht, mein liebes Kind. Folgen werden Sie.“

„Aber, Herr Hofrat, wenn Sie wüßten!“

„Ich brauche nichts zu wissen; ich weiß genug. Wer, wie, was immer da sei, Ihre Gesundheit zuerst. Merken Sie sich das! Sagen Sie ab, wenn Sie einer Freundin die Reise versprochen haben! Und nun still liegen! Ich höre Ihren Vater.“

Der Bankdirektor wurde todesblaß vor Schrecken, als der Hofrat ihm seinen ärztlichen Befund mitteilte und die Befürchtung einer kruppösen Lungenentzündung aussprach. Tränen traten ihm in die Augen. „Mein Sonnenschein, mein Augapfel, mein All, mein einziges Kind, werde mir nicht krank, nur das nicht!“

Er blieb an diesem Tage im Palais und saß, das Antlitz der Tochter zugewandt, an einem Tische, regte sich kaum, wagte

kaum zu atmen und starrete voll Herzenspein auf die Kranke, die mit fieberglänzenden Augen, ohne Wort, ohne Gebärde in ihrem Bette lag. —

Am Nachmittage ließ sich Friedrich Freiherr von Mollwitz melden, der jeden Monat ein- oder zweimal seine Aufwartung im Palais Karmetter zu machen pflegte.

Prinz Carl Rudolf hatte mit Maja eine Verabredung getroffen. Er wollte Mollwitz gegenüber gesprächsweise des Bankdirektors Erwähnung tun und hiebei unauffällig fragen, wann Mollwitz zum letzten Male im Palais Karmetter seinen Besuch gemacht habe. Und da dies vor mehr als drei Wochen der Fall gewesen, wollte der Prinz seinem Adjutanten die Unsicherheit einer so langen Besuchspause vorhalten und ihn für Sonntag ins Palais beordern. Dort sollte Maja den Oberleutnant empfangen und ihm — natürlich auch unauffällig — sagen, daß und wann sie verreise. So wollten sie sich durch den ahnungslosen Mollwitz noch einmal ganz genau über den Tag der Abreise verständigen, nachdem sie die Art, die Stunde und den Ort des Zusammentreffens schon unabänderlich festgesetzt hatten. blieb es bei Montag, so brauchte Maja gar nichts zu sagen, war verabredet.

„Auch unauffällig,“ hatte der Prinz gesagt. Maja ahnte nicht, daß der Besucher um alles, alles fast so genau wußte, als wäre er Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Daß Mollwitz gekommen war, vernahm sie auch erst eine Stunde später. Der Portier hatte, dem ihm zugekommenen Befehle gemäß, dem Oberleutnant den Bescheid erteilt, daß die Herrschaften nicht empfangen, da das gnädige Fräulein erkrankt wäre. Der Adjutant ließ sich aber, obgleich oder gerade weil ihn diese Auskunft betroffen machte, nicht abweisen. In einen der Empfangsräume geführt, wartete er. Dann kam Majas Gesellschafterin, eine stille, ältere Frau, die im Hause die Wirtschaft führte und eigentlich nie zu sehen und zu hören war, wenn nicht gerade — was selten vorkam — Maja sie rief. Sie bestätigte die Worte des Portiers und erzählte, als Mollwitz teilnahmsvoll sich Einzelheiten erbat, was vorgefallen war und was der Herr Hofrat Kattenreier dem gnädigen Herrn gesagt hatte. Als der Besucher auch erfuhr, daß Maja eben jetzt schlief und daß der Bankdirektor, der im Zimmer seiner Tochter wie angewurzelt saß, ausdrücklich aufs strengste befohlen hatte, niemand, niemand, um was immer es sich handle, dürfe das Zimmer betreten, wenn nicht geläutet würde, da verabschiedete er sich und bat, dem gnädigen Fräulein, sobald sie erwache, bestimmt Mitteilung zu machen, daß er seine Aufwartung gemacht habe und innigst Besserung wünsche.

Als Maja dann eine Stunde später von dem Besuche des Oberleutnants Kenntniß erhielt, mußte sie sich gewaltsam zurückhalten und all' ihre schwindende Kraft zu Hilfe rufen, um nicht laut und wild aufzuschreien in herzbrechendem Weh und tödlicher Verzweiflung. Was wird der Geliebte sagen, wenn er hört, daß sie krank ist, daß sie nicht zu ihm eilen, nicht mit ihm die Fahrt ins Land des sonnigsten Glückes unternehmen kann? An ihrem eigenen Jammer legte sie den Maßstab für die Gefühle des Geliebten an, sah ihn vor sich, wie er beim Empfang der bösen Kunde taumelte und erblaßte, wie er in Angst verging, wie er ihren Namen weh und trostlos stammelte. Wochen würden vergehen, ehe sie ihn wiedersehen und umarmen, ehe sie sich ihm wieder mit Leib und Seele hingeben und sein Weib vor Gott und den Menschen, für immer sein Eigen, seine Königin werden konnte. Was wird er sagen, was beginnen, wie konnte sie ihm, wie er ihr Botschaft senden? In verzehrender Angst wird er harren. Und jetzt – jetzt hatte er es schon erfahren, jetzt litt er schon wie sie!

Carl Rudolf hatte allerdings durch Mollwitz, der vom Palais Karmetter sogleich ins Palais des Prinzen zurückkehrte, bereits Nachricht von der jähen Erkrankung seiner Geliebten erhalten, als diese noch schlief und von dem Besuche des Adjutanten noch nichts wußte. Furchtbar bestürzt, war er zusammengefahren, erbleicht und eine Weile wie gelähmt, wortlos dageessen.

„Schau, schau,“ dachte Mollwitz, als er den tiefen Eindruck wahrnahm, „schau, schau, es geht ihm doch verdammt nahe. Das Mädchen scheint ihm bereits mehr geworden zu sein als das Spielzeug, das er aus ihr machen wollte. Er scheint sie gehörig zu lieben. Sie ist aber auch höllisch schön. Es wäre mir – weiß Gott – nicht nur ihres schweren Papas wegen lieber, ich hätte die Maja zur Frau bekommen als er sie zur Geliebten. Die bloße Verschiebung der Flitscherlwochen macht ihn ganz kaput. Sapperment, wenn er ernstlich anweisen sollte und sie zur königlichen Hoheit machte? Papa Hoheit ist seiner Regine wegen so liberal, daß er zustimmen und schließlich auch dem allerhöchsten Onkel die allerhöchste Genehmigung aus dem Bauch reißen würde. Achtung, Mollwitz, sein klug sein! Da gibt's was.“

Während dieses erbaulichen, stummen Selbstgespräches seines Adjutanten saß Carl Rudolf ganz regungslos. Es war ihm allerdings nahe gegangen, verflucht nahe. So ein scheußliches Pech! Die arme Maja! Herrgott noch einmal, tat sie ihm leid! So ein verdamntes Pech zu haben! Das Mädchen mit dem königlich schönen Leib, den heißen, jungen Sinnen, dem berausenden

Duft und der vollen, liebestrunkenen Hingabe hatte sich all' seiner Sinne bemächtigt, saß ihm im Blute. Tag und Nacht begehrte er sie, ewig hätte er sie im Arme halten und mit durstigen Lippen austrinken, mit glühenden Rüssen verzehren mögen. Alles in ihm hatte gezittert und geflammt, wenn er der kommenden Tage gedachte, die morgen hätten beginnen sollen. Und jetzt? Verschoben für weiß Gott wie lange! Was sollte er mit dem erhaltenen Urlaube beginnen? Ein verheulenes Pech! Und das arme Mädel!

Der Prinz faßte sich schließlich und ließ Mollwitz über alle Einzelheiten berichten. Es war also ernst, konnte lange dauern? Konnte es gefährlich werden?

Der Oberleutnant erstattete in der respektvollsten und mitfühlendsten Weise Bericht. Es konnte ernst werden, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht ging es rasch vorüber, war nur eine kleine Influenza, die sich bösartig einstellte, aber, ohne ihre Drohung zu vollstrecken, rasch verslog. Mollwitz zählte ähnliche, ihm bekannte Fälle auf, gab aber zu, daß die junge Dame sich möglicherweise ernstlich irgendwo und irgendwie erkältet hatte und nun mit einer Lungenentzündung büßen mußte. Diesfalls wäre wohl vor fünf bis sechs Wochen keine Möglichkeit für sie vorhanden, das Bett oder gar das Haus zu verlassen und zu reisen.

Ob der Hofrat Rattenreyer schon endgültig eine Lungenentzündung konstatiert hätte, fragte Seine königliche Hoheit.

Nein, das noch nicht; aber vielleicht —

Der Prinz beauftragte seinen Adjutanten, morgen vormittag wieder persönlich Erkundigungen einzuziehen und einen großen Blumenkorb zusenden zu lassen. Seinen Urlaub, erklärte er, werde er unter diesen Umständen natürlich nicht antreten, sondern morgen gleich rückgängig machen. Die arme Maja! Es war gräßlich, einfach zum Totschießen.

Carl Rudolf blieb an diesem Tage daheim; denn das mit Maja ging ihm wirklich nahe, verflucht nahe. Am Abende aber, als er mit Mollwitz Karten spielte, langweilte er sich entsetzlich. Dieser Regen, der ununterbrochen an die Scheiben trommelte, konnte einen um den Verstand bringen. Eine quälende Unruhe bemächtigte sich seiner; es wurde ihm unmöglich, am Plage zu verharren. Mitten im Spiel warf er die Karten auf den Tisch und sprang auf.

„Ich werde verrückt. Das halte ich nicht aus — das verdammte Stubenhocken,“ sagte er und begann auf und nieder zu schreiten. Eine Zigarette um die andere zündete er an und warf sie gleich nach den ersten Zügen fort.

Mollwitz saß ruhig da, schlürfte Vitör und wartete in klugem Schweigen ab, was Seine königliche Hoheit beschließen würde. Er selbst hätte um keinen Preis einen Vorschlag gemacht. Daß der Prinz, so oft er an der Standuhr vorüberschritt, einen Blick auf das Zifferblatt warf, merkte er.

„Allons, enfants! Mollwitz, den Wagen,“ befahl der Prinz endlich, als es neun Uhr schlug.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“

„Ist ein Ballett in der Oper?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“

„Also dann rasch los, damit wir noch ein paar Beine zu sehen bekommen!“

Als der Prinz mit seinem Adjutanten das Opernhaus verließ, bemerkte er: „Die Krabbe, die Frma Bissal, hat mir wieder mal Beine und Augen zugeschmissen. Haben Sie gesehen, Mollwitz?“

„Genau, Königliche Hoheit.“

„Wir könnten wieder mal mit ihr soupieren. Nous verrons. Eigentlich bin ich scheußlich in Stimmung gekommen. Na, warten wir ab!“ ———

Sonnverklärt brach der Morgen des nächsten Tages an. Maja Karmetter fühlte sich wohler und kräftiger, als sie, aus tiefem, ruhigem Schlummer erwachend, die Augen aufschlug.

„Wie spät, Paula? Welches Wetter?“ fragte sie sogleich und richtete sich auf. „Ich fühle Sonne.“

„Viertel zehn, gnäd'ges Fräulein. Ich werde gleich nach dem Wetter schauen,“ entgegnete die Jose, die auf einem Fauteuil zu Füßen des Bettes die Nacht durchwacht hatte. Ihrem Vater hatte Maja trotz seiner Bitten nicht gestattet, das Wärteramt zu übernehmen.

Als das Sonnengold ins Zimmer flutete, schlug Maja kindlich froh die Hände an einander. „Wie schön! Da muß ich ja gesund werden.“

„Ich werde den gnäd'gen Herrn rufen,“ sagte die Jose.

„Papa noch da?“

„Zu dienen, gnäd'ges Fräulein. Der gnäd'ge Herr wartet, bis gnäd'ges Fräulein rufen.“

„Schnell, Spiegel und Wasser! Und dann rufen Sie den gnädigen Herrn!“

Der Bankdirektor war übergücklich, als er seine geliebte Tochter frohgemut sah und aus ihrem Munde vernahm, daß sie sich hunderttausendmal wohler fühle an diesem Sonnentage als gestern bei diesem trostlosen Regen.

„Du siehst auch wirklich besser aus, Sonnenschein,“ sagte er

und streichelte ihr leuchtendes Haar. „Heute strahlen die Augen wieder ein wenig. Aber das garstige Ding in der Brust raschelt noch.“

„Oh, Papachen, das wird jetzt rasch, rasch wie der Blitz vorübergehen; du sollst sehen. Wetten wir, daß Rattenreyer das auch meint? Und dann, wenn ich in ein paar Tagen gesund bin, springe ich mit den Gamsen um die Wette im Gebirge.“

„Nun, wir werden sehen, Kindchen. Ich habe ja keinen heißeren Wunsch, als daß du recht behältst. Aber warten wir Rattenreyers Ausspruch ab!“

Beruhigt ging der Bankier. Es schien in der That nicht schlimm werden zu wollen, sondern rasch und glimpflich vorüberzugehen – dem Himmel sei Dank.

Eine Stunde später wurde der Kranken ein herrlicher Blumenkorb ins Zimmer gebracht. Baron Mollwitz hatte ihn gesandt und persönlich die Botschaft hinterlassen, er freue sich innig, daß es dem gnädigen Fräulein besser gehe, und werde diese gute Nachricht auch seiner Schwester geben. Mollwitz hatte in der That eine Schwester, die unverheiratet und als Stiftsdame in der Stadt lebte. Daß er aber nicht diese meinte, sondern den Prinzen Carl Rudolf, war der Kranken klar. Von Cary stammten sicherlich auch die wunderbaren Blumen, die Maja auf ein Tischchen zu Seiten des Bettes stellen ließ und mit glückstrahlenden Augen betrachtete. So oft sie sich allein in ihrem Zimmer sah, warf sie den duftenden Maienkindern Kußhände zu und sprach mit ihnen.

Früher als gewöhnlich verließ Arthur Karmetter das Bankgebäude und fuhr um die Mittagsstunde gleichzeitig mit dem Hofrat Rattenreyer vor seinem Palais vor.

„Wie geht's ihr?“ fragte der Arzt.

„Dem Himmel sei Dank, viel besser heute, Herr Hofrat. Ich hoffe, es geht vorbei, und Ihre Befürchtung verwirklicht sich nicht.“

Rattenreyer zuckte die Achseln. „Sollte mich freuen. Aber ich mache Sie aufmerksam, Herr Kommerzialrat, daß vor Ausbruch einer Lungenentzündung ein Auf und Ab nicht selten ist. Das sind trügerische Schwankungen. Wir werden sehen.“

„Ich bin ganz gesund, Hofrat,“ begrüßte ihn Maja.

Der Arzt sah sie prüfend an und unterzog sie wieder einer Untersuchung. Dann nickte er. „Das Allgemeinbefinden ist in der That heute erstaunlich gut. Ich sehe, Fräulein Maja, daß Sie einen starken Willen haben. Nur brav so weiter, und wir werden bald in der Höhe sein.“

„Machen Sie mich in acht Tagen gesund!“

„Ei, ei, Sie sind aber bescheiden geworden. Aus einem Tage werden acht.“ Er lächelte vielsagend.

„Ach, mein Gott,“ sagte sie halb lächelnd, halb traurig, „wenn man muß, gibt man's eben billiger.“

„Nun, an mir soll's nicht fehlen. Halten Sie sich brav und befolgen Sie meine Vorschriften sehr genau! Jetzt werde ich Ihnen noch ein Rezept aufschreiben. Vielleicht sehe ich Sie mir am Nachmittag, wenn ich vorüberfahre, wieder an. Die Blumen da aber hinaus! Sie duften zu stark.“

„Nein, nein, sie machen mir Freude.“

„Wer hat denn die geschickt, Sonnenschein?“ fragte der Bankier. Ein rosiger Schimmer huschte über das Antlitz der Kranken, als sie erwiderte: „Mollwig.“

„Mollwig?“ fragten der Bankier und der Hofrat gleichzeitig, beide erstaunt.

„Der war ja auch gestern hier,“ sagte ersterer.

Kattenreger sah dem Mädchen prüfend in die Augen und fragte: „Ein Bewerber mehr?“

Maja lächelte unbefangen. „Das ist doch eine alte Geschichte. Ich glaube, er trägt die Nummer sieben.“

„Wie das?“ fragte der Arzt.

„Meine unglücklich Liebenden sind nummeriert, und zwar vom Tage des Schmachstens an.“

„So, so,“ sagte Kattenreger, „eine hübsche Erfindung. Nummer sieben scheint aber unsterblich zu schmachten. Armer Adjutant! – Also heute nachmittag oder morgen früh! Brav sein!“

„Nun, Herr Hofrat? Ist sie heute nicht bedeutend wohler?“ fragte der Bankdirektor den Arzt, als sie gemeinsam Majas Schlafzimmer verlassen hatten.

„Das Allgemeinbefinden ist, wie ich schon erklärte, dank der großen Willenskraft, über die unsere Patientin verfügt, heute in der That bedeutend besser. Aber, wie gesagt, auf und ab, wie das eben im Stadium der Intubation oft der Fall ist. Denn, mein lieber Herr Rat, der Entzündungsherd breitet sich aus, darüber besteht kein Zweifel.“ Als er die bestürzten Mienen des anderen sah, fuhr er beschwichtigend fort: „Nun, nun, damit ist noch nichts gesagt. Bei Lungenentzündung ist noch nicht immer von imminenter Gefahr die Rede. Sie soll brav einnehmen. Ich komme nicht am Nachmittag, sondern am Abend wieder. Das ist wichtiger. Adieu!“

Maja verbrachte den Tag ohne Beschwerden, in bester Stimmung, fast schmerzlos und fieberfrei. Ganz still lag sie in den weichen Kissen, gehorsam befolgte sie alle Vorschriften. Ein frohes Lächeln erhellte ihre Züge; denn alle ihre Gedanken weilten ununterbrochen bei dem Geliebten und hielten Zwiesprache mit ihm. „Bald, auf bald!“

Je mehr aber der Tag im Dämmergrau erstarb, um so mehr fühlte sie ihre Kräfte schwinden, und schließlich lag sie am Abende ganz müd und schwach da. Ihr Haupt schmerzte, ihr Atem ging rasselnd und schwer, die Augen leuchteten im Fieber, das ihren Leib zu durchglühen begann, und in der Brust stach es. Sie verfiel in Halbschlummer.

So fand sie der Hofrat. Sie war so müde, daß sie seiner kaum achtete und in ihrer Schlaftrunkenheit nur lallend Antwort gab. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. „Lieber Herr Rat, da haben wir die schönste Pneumonie,“ erklärte er dem Bankdirektor dann unter vier Augen. „Das Sensorium beginnt sich langsam zu trüben, die Entzündung greift auf den rechten Lungenflügel über. Das ist eine Sache von mehreren Wochen, aber noch keineswegs besorgniserregend. Zur Vorsicht schicke ich schon heute nacht eine Wärterin. Morgen früh komme ich.“

Der Direktor fiel, als der Arzt gegangen war, auf die Kniee und streckte die Hände himmelwärts. Tränen standen in seinen Augen. Sein Kind, das noch nie krank gewesen, so jäh erkrankt! Sein Sonnenschein, sein Augapfel, sein Frühlingslächeln, sein angebetetes, einziges Kindchen! „Barmherziger, großer, gütiger Gott im Himmel, laß mir die Tochter gefunden! Erbarmen!“

Nach einer bösen Nacht erwachte Maja mit schmerzenden Gliedern, unendlich matt, aber bei klarem Bewußtsein. Dieses blieb ihr während des ganzen Vormittages.

„War niemand da, keine Blumen?“ fragte sie einmal ihre Zofe.

Ja, Blumen waren gekommen; der Herr Baron Mollwig hatte sich gestern abends nochmals erkundigt und heute wieder Blumen gesandt; aber der Herr Hofrat hatte ausdrücklich verboten, daß man sie ins Zimmer stelle.

Da wurde Maja böß und schalt. Aber die Erregung des Scheltens hatte sie übermäßig angestrengt, ein Hustenkrampf schnitt ihr die Worte ab, und erschöpft sank sie in die Kissen zurück. Die Wärterin reichte ihr Medizin. Willig nahm sie das Getränk. Schwere Tränen funkelten dabei in ihren großen, schwarzen Augen. Sie gab den Kampf auf; denn sie sah ein, daß sie unterlag. Die Krankheit war stärker als ihre Liebe. Oh Gott, was hatte sie denn verbrochen, daß ihr das geschah? War ihre Liebe, war ihre Hingabe ohne kirchlichen Segen eine so schwere Sünde, daß sie so harte Strafe verdiente? Caryl, Caryl!

In grenzenlosem Jammer weinte Maja stille, brennende Tränen vor sich hin. Sterben hätte sie jetzt mögen, gleich, gleich sterben. Wenn sie den Geliebten doch nur sehen, wenn sie ihm wenigstens

ein kleines, trostreiches Liebeswort zukommen lassen könnte! Aber wie?

Die Kranke sank wieder in Halbschlummer, aus dem sie im Laufe des Tages öfters auffuhr, um wieder in denselben Zustand zurückzufallen. Als sie am vorgerückten Nachmittage mit offenen Augen, schwer atmend dalag und sich Hirn und Herz zermartete, um einen Weg zu ihm, zu ihrem geliebten Bringen, zu finden, kam ihr der Gedanke an Regine. Regine hatte sie lieb, war eine gute, wahre Freundin; Regine würde verstehen und verzeihen, würde ihr helfen – heute und in Zukunft; Regine war ja selbst die Geliebte seines Vaters, Regine sollte kommen.

Maja richtete sich mühsam auf und wandte sich dem Vater zu, der in kummervollem Schweigen im Zimmer saß.

„Papa, sei lieb und gut,“ bat sie mit leiser Stimme.

„Was will mein Kind?“

„Telephoniere Regine, weißt du, der Frau von Sellborn! Sie soll zu mir kommen – gleich! Ich lasse sie herzlich bitten.“

„Du sollst nicht sprechen, Kindchen.“

Da hob sie die Hände, faltete sie bittend und flehte so jammervoll: „Papa!“, daß er, bis ins Herz getroffen, sich erhob und ihrem Wunsche nachkam.

Frau von Sellborn war tief erschüttert, als sie Majas Erkrankung erfuhr, und versprach, sogleich zu kommen.

Als sie am Opernhaus vorüberfuhr, sah sie den Oberleutnant Friedrich Freiherrn von Mollwitz, der eben in das dem Theatergebäude gegenüberliegende Hotel „Zu den Monarchen“ eintrat. Der Adjutant bestellte dort ein exquisites Souper zu vier Bedecken. Denn nach der Vorstellung wollte Carl Rudolf mit ihm, der kleinen, schwarzen Irma Piffal und der großen, blonden Dudi Kroll in einem cabinet particulier champagnisieren.

Frau von Sellborn war überrascht, als der Wagen hielt. War sie denn schon beim Palais Karmetter angelangt? Wie rasch sie gefahren war! Oder war ihr die Zeit nur so kurz erschienen, weil sie mit offenen Augen geträumt hatte? Von Entsagung hatte sie geträumt, von dieser Wollust des Schmerzes, die nunmehr in ihrem Leben das stärkste Gefühl sein und bleiben sollte. Und auch in Viktors Leben. Wenn er nur darunter litt, schwer litt, nie schwer und tief genug! Denn entsagte er leicht, dann – dann liebte er sie nicht wie sie ihn, und das wäre für sie schlimmer als das Sterben. Leiden, leiden!

Oh Gott, eine Leidende rief sie ja zu sich! Jetzt erst ward Regine, ihre Träume abschüttelnd, sich dessen bewußt. Die arme

Maja, die ärmste! Noch vor kurzem hatte Regine die Freundin hier im Hause besucht und einen so reizenden Nachmittag mit ihr verlebt. Strahlend schön und glücklich war Maja damals gewesen; ausgelassen heiter hatte sie mit ihr gescherzt und gelacht und kleine Geheimnisse erzählt. Und nun war sie krank, die arme, teure Maja. Die Stimme des Bankiers hatte gezittert; Regine hatte es durchs Telephon vernommen. War es denn wirklich ernst?

Frau von Sellborn stieg rasch die Treppen empor.

Der Kommerzialrat empfing sie.

„Wie steht's?“ fragte sie. Besorgt sah sie die vergräzten Mienen des Mannes.

Er zuckte die Achseln und hob die Arme in einer trostlosen Gebärde. „Ich danke Ihnen, Frau von Sellborn, daß Sie so rasch gekommen sind. Maja hat mich so dringend gebeten, Sie zu rufen, daß ich nicht anders konnte. Sie soll aber eigentlich nicht reden.“

„Mein lieber Herr Rat, Sie sehen mich ganz bestürzt. Steht es denn schlimm?“

„Gnädige Frau, ich habe mein Kind, seit es erwachsen ist, noch nie krank gesehen. Sie husten und keuchen zu hören und an eine Gefahr bloß zu denken, bricht mich alten Mann.“

„Wie kam das so plötzlich?“

„Ich weiß nicht.“

„Und was sagt denn der Arzt?“

„Ich weiß nicht.“

„Lassen Sie mich rasch zu ihr!“

Maja erkannte die Freundin und streckte ihr beide Arme entgegen. Um sich aufzurichten, fühlte sie sich zu schwach und müd.

Regine eilte in die Arme der Kranken und küßte die fieberheiße Stirne. „Meine arme Maja! Was ist denn das? Wie kann man nur so schlimm sein? Das arme Kind! Ganz heiße Hände hat es, und die Wangen glühen. Haben Sie Schmerzen?“

Die Kranke schüttelte das Haupt und lächelte glücklich. „Keine Schmerzen, Regine. Ich bin so froh, daß Sie da sind, Sie gute, liebe Freundin. Wissen Sie — —“

Regine legte die Hand auf Majas Lippen. „Nicht sprechen, Maja, bitte, nicht!“

Diese richtete sich mühsam etwas höher auf, lehnte das Haupt fest an die Brust der Freundin, schloß beide Arme um ihre Taille und zog sie an sich. Regine liebte seinen Vater, Regine stand ihr also nahe und war ihr doppelt teuer. An die Freundin geschmiegt verharrte die Kranke und dachte an den Geliebten, bis ihr ein Hustenkrampf die Arme erschütterte und sie wieder in die Kissen zurückwarf.

Nun lag sie eine Zeitlang ganz still und hielt die Hand der Freundin fest umspannt. Sie dachte nach, wie sie es sagen sollte. Ach, es war ja so schwer, so — — Seltsam, sie hatte fest geglaubt, den Mut zu finden, gerade Regine zur Vertrauten zu machen. Und nun, da diese gekommen war, wollten die Worte plötzlich nicht mehr über die Lippen, war es, als stände etwas trennend und fremdartig zwischen ihr und der Freundin. Aber das war Kinderei, Torheit. Sie wollte sich Regine anvertrauen, wollte.

„Regine,“ sagte sie leise, „ich will mit Ihnen allein sprechen — oh, nur zwei Worte, wirklich nur.“

Frau von Sellborn bat den Vater und die Wärterin durch ein Zeichen, sie mit der Kranken allein zu lassen.

Als sie sich mit ihr allein sah, stützte sie die Freundin, die Anstrengungen machte, sich aufzurichten. „Was ist denn, Maja? Kann ich Ihnen irgendwie helfen, dann sagen Sie's nur!“

Maja nickte, zog das Haupt der Freundin zu sich herab und flüsterte ihr ins Ohr: „Regine, bitte, bitte, sagen Sie ihm, ich sei so unglücklich, ihn nicht zu sehen, ich sei — — —“ Sie brach ab. Nein, sie konnte es nicht sagen. Und da kam auch wieder ein wilder Husten, der die franke Brust schmerzhaft erschütterte.

Aus dem Nebenzimmer eilten der Direktor und die Wärterin besorgt herbei.

Maja lag wieder ganz still; ihre Augen waren halb geschlossen.

Tief betroffen saß Frau von Sellborn. Maja liebte also? Wen? Doch wer immer es war, Regine wollte ihm Botschaft sagen. Sie beugte sich herab und flüsterte: „Ich werde es ihm sagen. Wer ist es, meine liebe Maja?“

Diese aber schüttelte das Haupt und sprach kein Wort mehr.

Schweren Herzens, als Mitwifferin eines halbenthüllten Geheimnisses schied Regine. Sie versuchte, den trostlosen Vater zu beruhigen, und versprach, jeden Tag zu kommen.

Erst am nächsten Morgen fand die Kranke wieder einen Augenblick des klaren, ungetrübten Bewußtseins; und diesen dankte sie ihrem eisernen Willen, der selbst in den Stunden des Halbschlummers und der Fieberträume sein Ziel kannte. Sie gab sich keiner Selbsttäuschung mehr hin; sie erkannte ihren Zustand und wußte, daß sie tage- und wochenlang der Erkenntnis und Erinnerung beraubt und für das wache Leben verloren sein werde, vielleicht auch für immer. Denn — oh, du hartherziger, grausamer Herrgott, sie konnte ja auch sterben. Sterben, ohne ihn, den Heißgeliebten, der sich in Qual und Angst um sie verzehrte, wiedergesehen, ohne ihm wenigstens ein Abschiedswort, ein Zeichen der Liebe hinterlassen zu

haben? Konnte sie das? Nein, das war unmöglich. Wie furchtbar bitter war doch ihr Los! – Mollwig, natürlich, wer sonst als Mollwig sollte ihr Bote sein?

„Schwester,“ wandte sie sich mit schwacher, leidender Stimme an die Pflegerin, „sind heute schon Blumen gekommen?“

„Ich weiß nicht. Ich werde fragen.“

„Fragen Sie!“

Die Jose mußte Bescheid. Ja, wie an jedem Morgen, war auch heute der Herr Oberleutnant hier gewesen, hatte sich erkundigt und Blumen gesandt.

Majas Lächeln war glücklich und tieftraurig zugleich. Gern dachte ihrer unablässig, er liebte sie so sehr. Aber daß Mollwig heute schon hier gewesen war! Wie konnte sie ihn rufen lassen, wo ihn zu dieser Stunde finden? Nein, überhaupt, das war ein törichter Gedanke gewesen; das ging ja gar nicht. Wer konnte Botschaft bringen, wer? Da fiel ihr Rüttinger ein. Er war ihr ergebener Freund; aber er liebte sie auch, er – – Nein Aber, nur kein Aber; davon wollte sie jetzt nichts wissen. Es handelte sich ja um das Höchste, und was sie verlangte, war vielleicht ein letzter Dienst. Einem Sterbenden tut man alles zuliebe, koste es auch das eigene Lebensglück.

„Papa da?“ fragte sie.

Der Herr Rat hatte vor zehn Minuten das Haus verlassen; in einer Stunde wollte er wieder zurück sein und dann überhaupt nicht mehr fortgehen, solange das gnädige Fräulein krank war: er würde immer hier zu Hause alles erledigen, hatte er gesagt.

Eine Stunde Zeit, eine volle Stunde. Das war mehr als genug, wenn Rüttinger gleich kam.

„Paula, Sie wissen, wo Herr Rüttinger wohnt. Fahren Sie sofort zu ihm, fahren Sie die Pferde tot! Er soll sofort, sofort, sofort kommen!“

„Gnäd'ges Fräulein,“ wandte die Jose ein, „der Herr Hofrat hat verboten, daß – –“

„Sie gehorchen sofort, Paula.“

„Das darf ich nicht zugeben,“ erklärte die Pflegerin. „Der Herr Hofrat – –“

Aber auch ihr fiel die Kranke ins Wort. Mit wilder, äußerster Kraftanstrengung richtete sie sich auf. Ihre Züge waren von Schmerz und Wut entstellt. Schreiend kam es von ihren Lippen: „Schwester, ich springe aus dem Bett, ich stürze mich aus dem Fenster, töte Sie. Paula, Sie fahren sofort, sofort.“

Erschrocken ging die Jose. Die Wärterin zuckte ratlos und ohnmächtig die Achseln. „Ja, ja, Paula geht schon,“ sagte sie

beschwichtigend. „Bei der Liebe Gottes bitte ich Sie inständigst, sich zu beruhigen. Hier, bitte, trinken Sie!“

Erschöpft sank Maja in die Kissen zurück und verharrte nunmehr ganz still und folgsam. Es war ihr fester Wille, ihr einziger Gedanke, bei Bewußtsein zu bleiben, bis Rüttinger käme. Wird er kommen? Ja, er wird. Wenn ihn aber das Mädchen nicht antraf? Nein, nein, das durfte nicht geschehen; Paula mußte ihn antreffen.

Bernhard Rüttinger weilte in der Tat daheim und arbeitete eben an einem Artikel für seinen Freund Irwin, als ihm die Jose des Fräuleins Karmetter gemeldet wurde. Er fuhr auf. Was bedeutete das? Rief ihn Maja? Sein Herzschlag stockte. Er lief wie ein Rasender in das Vorzimmer hinaus. „Was ist's? Was wollen Sie?“

„Bitte, Herr Rüttinger,“ entgegnete das Mädchen atemlos, „nehmen Sie sofort Ihren Hut und kommen Sie mit mir!“

„Wohin?“

„Zum gnäd'gen Fräulein ins Palais.“

„Ja, was ist denn?“

„Schnell, schnell, Sie sollen sofort kommen. Im Wagen erzähle ich Ihnen. Bitte, bitte, kommen Sie doch!“

Da riß er einen Hut vom Kleiderhänger, und beide stürzten wie toll die Treppen hinab.

Im rasenden Gile jagten die Pferde dahin, und die Jose erzählte, was sich im Palais Karmetter während der letzten Tage zugetragen hatte, daß das gnäd'ge Fräulein so schwer erkrankt war und daß sie Herrn Rüttinger trotz ärztlichem Verbot und trotz aller Warnungen hatte rufen lassen, obzwar sie nicht sprechen durfte.

Rüttingers Antlitz wurde kreidenweiß, sein Herz krampfte sich in wildem Schmerze, und vor den Augen drehte sich alles im Kreise. Er brachte keine Frage, kein einziges Wort über die Lippen, die vertrocknet an einander hingen.

Der Wagen stand. Rüttinger sprang zur Erde und stürmte zum ersten Stockwerk empor. Die Jose ihm nach. Nun durchschritten sie rasch die Räume bis zu Majas Schlafgemach.

Die Kranke hörte sie nahen und hob die Lider. So schwach fühlte sie sich, so kraftlos und müde.

„Schwester, von Schreibtisch Mappe, Blei, allein lassen,“ bat sie.

Während sich die Pflegerin entfernte, um das Gewünschte zu holen, traten Rüttinger und die Jose ein.

„Rüttinger, kommen -- Sie näher! Ich -- ich danke Ihnen,“ sagte Maja und hielt ihm ihre Hand hin.

Er fühlte ein Beben in allen Gliedern, als er die müde,

schwache Stimme und den rasselnden Atem vernahm. Rückweise sprang ihm das Herz an die Brust und verstummte wieder. Mit schweren Schritten trat er näher. Jetzt sah er sie. Gott, wie sah sie aus, wie krank, wie schmerzzerwühlt! Dieser Anblick war mehr, als er zu ertragen vermochte, erstarrte ihn vollends.

„Sie geben mir – mir nicht die Hand, Rüttinger? – Danke, Schwester. Und jetzt, bitte, allein lassen!“

Als Rüttinger sich mit Maja allein sah, schleppte er sich zu ihrem Lager hin und ergriff ihre Hand. Worte fand er noch immer nicht.

Sie fühlte, wie er zitterte. „Armer Freund,“ sagte sie, „nicht so ängstlich sein! Es – es wird ja wieder gut werden. Und wenn nicht, dann – – Ich habe Sie – rufen lassen. Wollen Sie mir – einen Dienst erweisen, vielleicht den letzten – letzten?“

Er nickte stumm.

„Er ist – ist sehr groß, sehr schwer – gerade – gerade für Sie; ich – ich weiß es; aber – – – Wollen Sie? Jeden Dienst?“

Er nickte.

„Reichen Sie mir Blei und – und Mappe, Papier! Helfen Sie mir, mich aufrichten!“

Er tat es mit bebenden Fingern, stumm.

„So,“ fuhr sie fort. „Ich schreibe, und Sie besorgen Brief an – an Adresse.“

Sie begann zu schreiben. Aber nach den ersten Worten mußte sie davon ablassen. Es war ihr unmöglich, den Stift in den Fingern zu halten, unmöglich, den Arm zu regen. Das tat zu weh. Sie machte Rüttinger ein Zeichen und sank zurück.

Er hatte verstanden: er sollte für sie schreiben. Er nahm den Bleistift und das Blatt. Da erschauerte er über und über; ein leises Wimmern, das nicht einmal die Lippen trennte, hallte durchs Zimmer. „Cary, mein Prinz, mein Geliebter, mein All,“ hatte er gelesen.

„Wenn ich – sterben – sollte,“ diktirte Maja mühsam, „dann – dann vergiß deine – deine Königin nicht ganz! Bis – bis zum letzten – Atemzuge – be – betet sie dich – dich an.“

Und Rüttinger schrieb, schrieb ganz mechanisch.

„Carl Rudolf selbst – besorgen,“ stieß Maja hervor. Schwach wie ein Hauch war ihre Stimme. Dann ward sie bewußtlos. Ihr Haupt neigte sich zur Seite.

Rüttinger sah es. Da schrie er auf: „Maja!“ und ließ Stift und Mappe fallen.

Die Wärterin hatte den Schrei vernommen und eilte wieder herbei. Sie fühlte das Herz der Kranken. „Es ist nichts,“ sagte

sie, „der Gottesmutter sei Dank. Aber nun wird sie wohl für lange bewußtlos bleiben. Bei der Liebe Gottes, gehen Sie jetzt, Herr! Wenn der Herr Hofrat —“

Rüttinger nickte. Wie steif sein Nacken, seine Glieder waren! Es wurde ihm schwer, sich zu bücken, um das Gefallene aufzuheben. Den Brief faltete er langsam mit schweren Fingern, zog langsam seine Briefftasche, legte umständlich und schwerfällig das Blatt hinein und ging mit gebeugtem Haupte, ohne sich umzusehen.

Als er das Haus verließ, fuhr gerade ein Wagen vor, dem der Hofrat Rattenreier entstieg.

„Ah, mein Freund Rüttinger,“ sagte der Arzt heiter und streckte ihm die Hand entgegen.

Der andere starrte ihn verständnislos an; die hingestreckte Hand schien er gar nicht zu bemerken.

Da blickte ihm der Hofrat forschend in die Augen und nickte. „So, so,“ brummte er. Dann faßte er den Journalisten unter dem Arme und zog ihn gewaltsam vom Tore einige Schritte fort. „Lieber Freund,“ sagte er leise, „ich hab’ Sie gern, und darum sag’ ich’s Ihnen. Aber behalten Sie es für sich! Hängen Sie nicht Ihr Herz an ein Mädchen, verlieren Sie nicht den Kopf und sich selbst für ein Mädchen, das einen anderen liebt! Adieu! Reisen Sie ein wenig!“

Rattenreier ließ Rüttinger los und trat ins Palais.

Rüttinger schien nichts vernommen oder wenigstens nicht verstanden zu haben; wie eine künstlich getriebene hölzerne Puppe setzte er den Weg fort. Welchen Weg? Gleichviel. Ach nein, den Weg zum Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Carl Rudolf. Diesem mußte er einen Brief überbringen, ganz richtig, einen Brief Majas. Und dann? Dann — nun, dann war es wohl am besten, sich einen Strick zu kaufen. Oder nein, dann in den Strom. Ach, wie und wo, war ja so gleichgültig, so gleichgültig. Zuerst aber den Brief besorgen. Das war ein Liebesdienst, wirklich ein letzter, aber in einem anderen Sinne, als ihn diese Worte auf den Lippen Majas trugen.

Mit dem Türhüter des Palastes Seiner königlichen Hoheit sprach eben ein Offizier. Wer war das doch nur? Rüttinger schritt näher.

„Wann denn?“ hörte er den Offizier in erstauntem Tone fragen.

„Vor einer Stunde ist Seine königliche Hoheit abgereist, Herr Oberst, untertänigst zu melden.“

„Ja, aber —“

„Es ist erst gestern abend oder heute nacht von Seiner königlichen Hoheit beschloffen worden, untertänigst zu melden, Herr Oberst. Wenn Herr Oberst befehlen, werde ich dem Herrn Adjutanten Seiner königlichen Hoheit, dem Herrn Oberleutnant, der jetzt gerade nicht anwesend, aber nicht verreist ist, melden, daß — — —“

„Nein, nein, lassen Sie nur!“

Der Offizier wandte sich zum Gehen. Rüttinger erkannte den Grafen Rhonck. Auch dieser mußte ihn erkannt haben; er blieb einen Augenblick lang stehen; dann schritt er ohne Gruß vorüber und bestieg den harrenden Dienstwagen.

Rüttinger trat zum Portier. „Also verreist?“ sagte er.

Der Livrierte musterte den Herrn, der so verstört aussah, von Kopf zu Füßen und erwiderte dann herablassend: „Jawohl.“

Rüttinger wandte sich und ging langsam weiter. Was sollte nun geschehen? Abgeben mußte er den Brief, ehe er sterben ging. Also heute noch nicht. Wann endlich? Wann? Er wollte doch heute, jetzt gleich sterben. Konnte er nicht den Brief in einen Umschlag stecken? Gewiß, das mußte er sogar. Und dann versiegeln und abgeben. Er brauchte doch nicht persönlich? Doch, doch, persönlich. Er mußte ihn ja auch sehen — den Mann, den sie liebte, mußte sehen, wie er zusammenbrach, wie er schluchzte, wie er sich aus Verzweiflung tötete. Denn anderes war doch nicht möglich. Also warten, warten. Nur nicht zu lange, nicht zu lange! Denn inzwischen — inzwischen konnte der Wahnsinn kommen. Rüttinger glaubte, ihn nahen zu fühlen. Wenn der — der Prinz nur bald käme, bald! Wo weilte er denn, während sie krank daniederlag und vielleicht starb? Gleichviel.

Zu Hause angelangt, schloß sich Rüttinger in sein Zimmer ein, setzte sich an den Schreibtisch, nahm die Feder zur Hand und wollte in der Arbeit dort fortfahren, wo er unterbrochen worden war. Ein Wort schrieb er, noch eines und noch eines. Dann warf er die Feder fort. Und plötzlich löste sich die furchtbare Spannung, und Rüttingers Leib zuckte und wand sich unter dem Beh wild hervorbrechender Tränen.

XVIII.

Den Kammerherrn Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert hatte die Besorgnis zum Palais des Prinzen Carl Rudolf geführt; aus eigenem Antrieb war er gekommen.

Das war aber eine peinliche, höchst peinliche Geschichte: um elf Uhr hatte Prinz Albert seinen Sohn zu sich befohlen, schon vor mehr als zwei Stunden hatte er den Befehl hierher gesandt, und zur festgesetzten Zeit war Carl Rudolf nicht erschienen. Da hatte sich der Oberst auf den Weg gemacht, um den Prinzen, der vielleicht noch schlief, vielleicht vergessen hatte, untertänigst daran zu erinnern, daß sein Vater ihn erwartete, und gleich mit ihm ins Palais zu fahren und ihn darauf vorzubereiten, was ihm bevorstand. Und nun war Seine königliche Hoheit auf und davon, offenbar, weil er recht gut wußte, welche unangenehme Begrüßung er seitens seines Vaters zu gewärtigen hatte, welche unerfreuliche Strafpredigt ihm dann noch seitens des allerhöchsten Onkels bevorstand, und weil er auch sonst üble Folgen voraussah.

Graf Rhonek sah sich schon vor Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Albert stehen und die untertänigste Meldung erstatten, daß Seine königliche Hoheit Prinz Carl Rudolf vor einer Stunde abgereist sei. Teufel, das wird ein Donnerwetter geben! Denn der Alte war, obzwar sonst so voll Selbstbeherrschung und überlegener Ruhe, wütend aufgefahren, als Oberst Graf Helbing, der schon um acht Uhr morgens sich in dringlicher Angelegenheit eine sofortige Audienz erbeten hatte, über den fatalen Vorfall Rapport erstattete, über diesen verdammtten Vorfall. Oh weh, das wird ein böser Tag, heiß Wetter mit Sturm und Wolkenbruch.

Der fatale Vorfall, an den Graf Rhonek mit solchem Unbehagen dachte, hatte sich gegen Mitternacht im Hotel „Zu den Monarchen“ abgespielt. Prinz Carl Rudolf, der mit seinem Adjutanten und zwei Balletteusen dort speiste und noch mehr trank, war zu dieser späten Stunde offenbar nicht mehr ganz nüchtern gewesen. Als er sich für einen Augenblick aus dem cabinet particulier entfernte, öffnete ein Kellner just die Türe des gegenüberliegenden Zimmers, und der Prinz sah dort eine Dame, die er schon kannte, in Gesellschaft eines Husarenoffiziers sitzen. Dieser Offizier war der Leutnant Baron Twiel. Seine königliche Hoheit hatte wirklich nichts anderes vor, als einen Akt der Teufeligkeit zu begehen, und betrat unaufgefordert das Zimmer, in dem die beiden weilten und sich auf eine nicht ganz einwandfreie Art vergnügten. Der Leutnant war offenbar schwer betrunken und erkannte deshalb den hohen Gast nicht. Er fing zu schimpfen und zu drohen an, bis der Prinz, der harmlos mit der Dame sprach, die Geduld verlor und den Verauschten zurechtwies. Baron Twiel wurde aber noch gröber, und schließlich wurden die Herren handgemein. In ihrer Angst öffnete die Dame da die Türe und rief um Hilfe. Dieses unkluge, übereilte Vorgehen führte nun dazu,

daß nicht nur Mollwitz, sondern auch mehrere andere Gäste aus den Nachbarzimmern herbeieilten und Zeugen des unerquicklichen Vorfalles wurden. Es gelang zwar den vereinten Kräften der Herbeieeilten rasch, die zwei unjansft umschlungenen Herren zu trennen; aber die Stimmung war verdorben. Mollwitz brachte den Prinzen sofort heim, und Baron Zwiell war schnell ernüchtert. Sogleich in frühester Morgenstunde eilte der Leutnant zu seinem Regimentskommandeur, dem Obersten Grafen Helbing, erstattete Rapport über das Vorgefallene und stellte sich zur Verfügung. Und mit der Meldung dieser Geschehnisse kam dann Graf Helbing um acht Uhr früh ins Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert, der seinerseits sogleich seinen Sohn um die erste Stunde zu sich beschied.

Fatal, fatal! Und nun kam noch dazu, daß Prinz Carl Rudolf einfach auf und davon gegangen war. Das melden zu müssen, war dem Grafen Rhonck höchst unangenehm.

Zur größten Überraschung des Obersten, der nicht ohne Herzklopfen rapportierte, blieb Prinz Albert ganz ruhig; nur die Röthe stieg ihm ins Antlitz.

Nach einer Weile bemerkte er bloß: „Alles andere wäre mir lieber gewesen als gerade das.“ Dann trat er an ein Fenster, blickte hinaus, und Rhonck, der scharf hörte, vernahm aus halbgeschlossenen Lippen das Wort ‚Feigling‘.

Dann wandte sich Prinz Albert zu ihm und sagte streng: „Herr Oberst, Sie hatten nicht den Befehl, Seine königliche Hoheit aufzusuchen und zu holen.“

„Königliche Hoheit,“ entschuldigte sich Rhonck, „ich hielt es für meine Pflicht, da Königliche Hoheit befohlen hatten, um elf Uhr —“

„Ich weiß, daß es gut gemeint war, Herr Oberst,“ unterbrach Prinz Albert. „Aber merken Sie sich, ich wünsche nicht, daß Sie irgendetwas in meinem Interesse, in meinem Dienst unternehmen, das ich nicht ausdrücklich befehle. Vor allem, Herr Oberst, sollen Sie sich niemandem als getreuer Eckart aufdrängen oder antragen, niemandem. Es ist gut; ich brauche Sie jetzt nicht.“

Graf Rhonck biß sich auf die Lippen, verneigte sich militärisch stramm und ging.

Donnerwetter, der Alte wurde immer ungemütlicher, immer strenger ihm gegenüber. Man mußte verflucht auf der Hut sein und durfte sich nicht das Leiseste mehr zuschulden kommen lassen. Kalt gestellt werden wollte Rhonck noch nicht. Er selbst hing zwar nicht sonderlich an seiner Stellung, die schließlich mehr Ehre als Ruhe und Bequemlichkeit bot. Nötig hatte er sie auch nicht; mit der Erbschaft seiner Frau und dem Gelde, das ihm nach

dem täglich zu gewärtigenden Tode seiner alten Mutter zu fallen mußte, konnte man sehr bequem, sehr reichlich leben. Aber es gab noch andere Gründe, die ein Verbleiben im Amte bei Seiner königlichen Hoheit ratsam machten. Erstens war das in gesellschaftlicher Beziehung nicht zu unterschätzen, und darauf hielt Gräfin Nora ungeheuer viel; dann war es für die Karriere der Söhne vorteilhaft, und schließlich ermöglichte es der Posten, hier und dort Leuten gefällig zu sein und Dienste zu leisten, die wertvolle Gegenstände eintrugen. Ja, die Kammerherrenherrlichkeit mußte fortbestehen und deshalb die nötige Vorsicht geübt werden. Nur keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, nur nicht den Verdacht erwecken, daß man so ein klein wenig oder viel auf eigene Faust und zu eigenem Nutzen und Vergnügen intriguierte und konspirierte! Übrigens – daß die Zusammenkünfte Pater Adams mit Degeling, Greiling und tutti quanti jetzt immer außer seinem Hause stattfanden, war dem Obersten sehr recht; die sahen am verdächtigsten aus, zumal wenn nun über kurz oder lang die Bombe platzte und just die Herren ans Ruder kämen, die sich in seinem Hause getroffen hatten. Rhonek hatte natürlich nicht verabsäumt, dem Alten jüngst einmal unauffällig seinen guten Willen vor Augen zu führen. Als der Gesprächsstoff es just erlaubte, hatte er die Äußerung fallen lassen: „Ich habe mir übrigens erlaubt, die Kirchengängerkongresse bei meiner Frau zu kassieren, Königliche Hoheit. Es hat zwar einen harten Kampf mit der frommen Dame gegeben; aber schließlich hat sie doch nachgeben müssen, und die langweilige Gesellschaft bin ich los.“ Befriedigt hatte Prinz Albert genickt und bemerkt: „Das ist mir Ehrentwegen lieb.“ Ja, ja, man mußte vorsichtig sein und immer hübsch viel Sand in Bereitschaft haben, um ihn da und dort den Leuten in die Augen zu streuen und neugierige Blicke zu trüben. Daß heute der Pfarrer Conte Worm zum Speisen kam, konnte bei der bekannten Harmlosigkeit und Bedeutungslosigkeit dieses Mannes nicht auffallen. Und überdies war dieser Besuch absolut nicht zu umgehen. Die Intrigue mit den Gussenheims oder eigentlich gegen diese Kanakillen, die angeknüpft worden war, mußte der Oberst fortführen – schon um seiner selbst willen, damit diese Bestien nichts Böses anzettelten. Und Conte Worm mußte auf dem Laufenden erhalten werden; denn der hochwürdige Herr, den Rhonek zum Entsetzen Noras unter vier Augen gewöhnlich ‚das geistliche Vieh‘ nannte, konnte alles verderben, wenn er nicht auf jede einzelne Möglichkeit, die an ihn herantreten konnte, vorbereitet war. Pater Adam hatte den Contrecoup in großen Zügen ersonnen und entworfen; die Ausführung blieb Rhonek überlassen, und darum mußte auch er die Unterweisung

und Abrichtung des Hausenbacher Pfarrers vornehmen, der willig, folgsam und zu allem bereit war, aber in seiner Dummheit so gefährlich werden konnte, wenn ihm nicht jeder Schritt vorgezeichnet wurde. Das Beste an diesem Schafskopf war zweifellos seine unbeschreibliche Schüchternheit, die ihn wenigstens bezüglich alles dessen, was Sinn und Inhalt hatte, wortfarg machte und hiermit die Gefahr ausschloß, daß er sich jemals zu einem Herzenserguß hinreißen lassen und irgend etwas ausplaudern würde.

Zu Hause angelangt, fand der Oberst bereits den erwarteten Gast im Gespräche mit seiner Frau.

Der Pfarrer erhob sich sofort, als der Hausherr eintrat, und ging ihm mit einer Verbeugung entgegen. „Ich habe die Ehre, Herr Graf.“

„Guten Tag, Hochwürden. Es freut mich sehr, daß sich Ihre Befürchtung, die Sie brieflich bekannt gaben, nicht bestätigt hat.“

„Ja, Herr Graf, ich glaubte wirklich, daß es mir an diesem hohen Festtage der Kirche nicht möglich sein würde, meine liebe Gemeinde zu verlassen. Ich erlaubte mir, dies Ihnen mitzuteilen und gleichzeitig meinen hochwürdigen Freund Pater Aldam brieflich zu fragen, ob es nicht Argernis erregen und der Würde der Kirche Abbruch tun könnte, wenn ich am Tage der Himmelfahrt unseres Herrn und Heilands die heilige Messe – ich meine: das feierliche Hochamt von meinem Kaplan abhalten lasse statt dies in eigener Person zu tun. Mein hochwürdiger Freund nun antwortete, wie ich eben der hochverehrten Frau Gräfin auseinanderlegen wollte, – –“

Ungeduldig unterbrach der Oberst den Pfarrer: „Ich verstehe, Hochwürden. Ihr Hiersein ist die Antwort Ihres hochwürdigen Freundes. – Guten Tag, Schatz. Wie geht's?“

„Danke, Schatz. Gut.“ Gräfin Nora beantwortete die Frage ihres Gatten nicht weniger freundlich, als sie gestellt war; ja, sie legte sogar einen zärtlichen Ton hinein. Vor einer Woche, als Rhoné von der ersten Versammlung bei Zellmayer heimgekehrt war, hatte er seine Gattin trotz der späten Stunde noch wach gefunden. Sie hatte auf seine Rückkehr gewartet und ließ ihn so gleich zu sich bitten. Auf ihrem Lager sitzend, hatte er den Schlachtplan Pater Adams entwickelt und mit ihr besprochen. Im Verlaufe dieses Gespräches nun hatte eine unvorhergesehene tiefe Rührung die Gräfin übermannt und ihrem überraschten Gatten unter Tränen an den Hals geworfen. Dann war eine ausgiebige und zärtliche Versöhnung erfolgt, und Nora hatte, so wie sie es einst im Mai ihres Lebens vor dem Altare getan, Wolf von neuem Treue und Unterwerfung zugeschworen. Und seither war sie zärtlich

und verliebt geblieben wie ein junges Mädchen, was der Oberst als leutseliger, großer Herr hinnahm.

Der Pfarrer glaubte sich anbetrachts der zärtlichen Begrüßung der Gatten zu einer höflichen Äußerung verpflichtet. „Frau Gräfin,“ bemerkte er, „es ist wirklich herzerquickend, in hohen Kreisen ein solches Musterbild einer christlichen Ehe zu erleben. Ich werde dies, wenn Sie gestatten, in einem nächsten Predigttexte meinen lieben Pfarrkindern als Vorbild vorführen.“ Etwas befangen fügte er hinzu: „Natürlich ohne Nennung der Namen.“

Der Oberst verbiß ein Lächeln und ein ‚Bieh‘, das ihm auf der Zunge lag. Nora aber lächelte hold und entgegnete: „Das dürfen Sie mit vollem Rechte, Hochwürden.“

„Wir haben bis zum Speißen noch reichlich Zeit,“ nahm der Oberst das Wort. „Da könnten wir eigentlich gleich von der Hauptsache sprechen.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich mich zu so ungebührlich früher Stunde einstellte,“ bat der Geistliche. „Ich konnte im Fahrplane keinen anderen passenden Zug finden, und da mein hochwürdiger Freund Pater Adam mir schon früher einmal empfahl, meine Fahrten in diese Hauptstadt sowie meine ganze Mission geheim zu halten, hielt ich es für ein Gebot der Vorsicht, mich nicht erst auf den Straßen oder sonstwo in der Stadt zu zeigen, sondern kam vom Bahnhofe sogleich zu den Herrschaften. Wenn ich aber störe — —!“

„Aber, aber, im Gegenteile, Hochwürden. Wenn Sie stören würden, hätte ich Sie doch nicht zu uns gebeten. Zum Vergnügen sind wir nicht da.“ In schlecht verhehlter Ungeduld sprach es der Oberst beinahe grob.

Die Gräfin warf ihrem Manne einen sanft strafenden Blick zu, in dem eigentlich mehr eine Bitte um Nachsicht lag, und sagte sehr freundlich: „Wir, mein lieber Wolf und ich, haben uns so sehr gefreut, Sie einige Stunden lang als unseren lieben Gast sehen zu dürfen, Hochwürden. Wie können Sie da nur von Störung reden?“

„Bitte, wollen Sie mir folgen, Hochwürden,“ forderte der Graf den Geistlichen auf und schritt ins Rauchzimmer voran. Die Gräfin raffte das Meßgewand und das Körbchen mit den Stickerien und anderem Arbeitszeug zusammen.

„Wenn Sie mir gestatten wollen, Frau Gräfin,“ sagte Conte Worm, „werde ich mir erlauben, Ihnen behilflich zu sein und Ihr edles, frommes Werk zu tragen.“

„Sehr lebenswürdig, Hochwürden,“ entgegnete Nora mit dankbarem Lächeln und belud den Priester mit dem Körbchen, das

dieser mit ängstlicher Vorsicht in beide Hände nahm und der Voranschreitenden nachtrug.

Im Eckgenach, dem Herrensalon, den Graf Rhonet für alle wichtigen Unterredungen wählte, weil dort ein ungesehenes Belauschen unmöglich war, nahmen die drei Platz.

„Rauchen Sie, Hochwürden?“ fragte Rhonet.

Der Gefragte errötete leicht. „Nur sehr selten, Herr Graf, und eigentlich nur im geheimen an Sonntagsnachmittagen. Denn ich schäme mich, daß ich als Priester von diesem Laster – Sie verzeihen, wenn ich es so nenne – nicht ganz frei bin.“

„Na, unter Freunden können Sie sich's schon leisten, Hochwürden,“ meinte der Graf. „Und außerdem ist ein Feiertagsvormittag so ziemlich dasselbe wie ein Sonntagsnachmittag.“

„Wenn Sie meinen, Herr Graf!“

„Gewiß.“

„Bitte, eine ganz leichte Zigarre!“

„Hier, Hochwürden. Und hier ist Feuer. So. Ich rauche auch, wie Sie sehen; allerdings schwerere Ware.“

„Frau Gräfin gestatten?“ fragte Conte Worm, ehe er die Zigarre in Brand steckte.

„Aber gewiß, Hochwürden. Ich bin es von meinem lieben Wolf gewöhnt.“

„Siegst du gut, Schag? Hast du alles?“ fragte der Graf zuvorkommend.

„Danke, Schag, ja.“

„Also dann los,“ sagte der Oberst. „Nun hören Sie gut zu, Hochwürden! Erst eine Frage! Haben Sie schon einmal von einem Fräulein von Gussenheim, respektive von zwei Fräuleins dieses Namens gehört?“

Conte Worm dachte eine Weile nach; dann errötete er und erwiderte mit gesenkten Blicken: „Ich glaube, mich zu erinnern.“

„So? Und was war das?“

„Wenn ich nicht muß, Herr Graf – –“

„Doch, Sie müssen, Hochwürden. Denn es ist jedes einzelne von höchster Wichtigkeit. Wenn Sie etwas verschweigen, könnte Ihre Mission scheitern.“

„Meinen Sie wirklich, Herr Graf?“ fragte der Pfarrer bestürzt.

„Sie können Ihren hochwürdigen Freund Pater Adam fragen; der wird meine Worte bestätigen.“

„Ich habe etwas gehört, Herr Graf, das ich aber bloß für eine Verleumdung halten möchte; denn – –“

„Heraus mit der Sprache, Hochwürden!“

„Man sagte einmal in meiner Gegenwart, daß ein Fräulein Josefine —“

„Pepesch,“ verbesserte die Gräfin.

„Ja, Frau Gräfin, ein Fräulein Pepesch von Eussenheim in sozusagen — in — — fleischlichen, unerlaubten Beziehungen zu — zu einer Persönlichkeit stand, die — —“

„Zum Regierenden,“ unterbrach der Oberst gelassen.

„Ja, Herr Graf, zu allerhöchst demselben. Doch kann ich das nicht glauben. Denn ein so hoher Herr in solch einer geradezu exponierten Stellung könnte eine solche Sünde doch nicht — —“

„Regen Sie sich nicht auf, Hochwürden,“ fiel Rhonek ironisch ein. „Es ist ja schon hübsch lange her, also beinahe nicht mehr wahr. Und weiter haben Sie nichts mehr über diese edlen Damen gehört?“

„Ja, Herr Graf. Ein Fräulein dieses Namens soll Hofdame bei Ihrer königlichen Hoheit der hochseligen Prinzessin Maria Eugenia gewesen sein.“

„Das ist die andere, die Schwester,“ erklärte Nora.

„Wie Sie meinen, Frau Gräfin.“

Der Oberst nahm wieder das Wort. „Na also, um fortzufahren, Hochwürden: wundern Sie sich, bitte, nicht, wenn Sie in sehr absehbarer Zeit mehr hören, vielleicht sogar den Besuch einer dieser Damen, respektive beider empfangen oder selbst um Ihren Besuch gebeten werden. Für diesen Fall nun möchte ich Ihnen im Einverständniß mit unserem gemeinsamen hochwürdigen Freunde Pater Adam Erklärungen geben, und, wenn es Ihnen lieb ist, Verhaltensmaßregeln erteilen. Denn es geht um Ihre Mission.“

Der Geistliche sah den Hausherrn erschrocken an. „Herr Graf, Sie glauben doch nicht, daß diese Damen, denen mich mein Gott und Herr noch niemals in den Weg führte, Böses gegen mich finnen?“

„Ja, das glaube ich.“

„Bitte, Herr Graf, raten Sie mir!“

„Das will ich ja. Hören Sie also die ganze Sache! Diese Damen lieben mich nicht, sondern sind mir im Gegenteil spinnefeind, taten nichts mir zuliebe, aber alles mir zuleide und sind jedenfalls gleich bei der Hand, wenn sie irgendwo die Möglichkeit sehen, mir einen Streich zu spielen und einen Strich durch die Rechnung zu machen.“

„Oh, das ist aber höchst unchristlich,“ bemerkte Conte Worm, „und ich begreife nicht, warum — —“

„Ist auch nicht nötig, Hochwürden. Hören Sie nur, bitte, gelassen weiter zu! Ich beabsichtige nun, den Damen die Gelegen-

heit, die vielersehnte, zu bieten, mir einen vermeinten Strich durch meine vermeinten Rechnungen zu machen, und zwar mittels Ihrer werten Persönlichkeit. Sie wissen, daß der Bischof Flemming von Kornburg dieser Tage eine Berufung nach Rom erhalten hat, vermutlich um sich betreffs der verschiedenen schwerwiegenden Anklagen, die seitens eines geschätzten und verbreiteten Blattes gegen seine Lebensführung und Amtsgebarung erhoben wurden, zu rechtfertigen."

"Er reiste gestern ab," bemerkte der Pfarrer, senkte bescheiden die Augen und legte die Hände in Brusthöhe über einander. In dieser Stellung verharrte er, während der Oberst fortfuhr:

"So? Schon abgereist? Na, gut. Auf weissen Veranlassung diese Berufung geschah, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis. Ich vermute, daß eine löbliche Regierung selbst zur Einsicht kam, daß ein derartiger Skandal, ein derartiges Ärgernis nicht stillschweigend geduldet werden kann, und sich mit der Kurie in Verbindung setzte. Na, wie immer, jedenfalls ist Flemming nun einmal in Rom. Die Damen Gussenheim glauben nun oder werden zum wenigsten in wenigen Stunden glauben, daß Sie, Hochwürden, für den voraussichtlich eintretenden Fall der Absetzung Flemmings der bei der Regierung höchst beliebte und von ihr bereits designierte Nachfolger auf dem vakanten Bischofsitz sind. Ebenso glauben oder werden die Damen glauben, daß ich, der Oberst Graf Wolf Rhonek, Ihr, des hochwürdigen Pfarrers Conte Worm, erbitterter Feind bin und daß ich gegen Ihre in Aussicht genommene Erhöhung in jeder Weise intriguiere, Sie bei der Regierung zu verdächtigen versuche et caetera et caetera. Ich will nämlich partout den Bischof Flemming stützen und halten und habe mich zu diesem Zwecke mit Vater Adam, dem Justizrat Doktor Greiling, dem Sektionschef Baron Degeling und einigen anderen Herren verbündet. – Na, erschrecken Sie doch nicht, Hochwürden! Ich habe ja nicht, sondern die Damen Gussenheim werden nur glauben, ich hätte. Merken Sie sich, bitte, gefälligst sehr gut die Namen des Sektionschefs Baron –"

"Einen Augenblick, bitte, Herr Graf," bat Conte Worm. "Ich werde mir doch vielleicht zur Vorsicht die geschätzten Namen der verehrten Herren notieren. Ich lerne sie auswendig und verbrenne dann natürlich aus Vorsicht das Blatt oder lieber das ganze Büchlein." Er zog einen kleinen Bleistift und ein Büchlein aus einer Tasche und setzte sich schreibbereit hin.

Der Oberst blickte ihn belustigt an. "Sehr klug, sehr klug, Hochwürden," sagte er anerkennend. "Ich bewundere Ihre Vorsicht aufrichtig. Ja, ja, verbrennen Sie dann nur das ganze Büchlein! Sicher ist sicher. Also: Sektionschef Baron Degeling, Justizrat

Doktor Greiling. Haben Sie? Gut. Nun ist es, wie ich meine Freundinnen Gussenheim kenne, mehr als möglich, daß sie die erste beste Gelegenheit ergreifen, mit Ihnen persönlich in Verbindung zu treten. Entweder machen sie einen hübschen Maiausflug nach Hausenbach oder laden Sie, Hochwürden, in einer Angelegenheit bedrohten Seelenheil's oder dergleichen dringend zu sich. Denn wo sie einen Feind von mir wittern, der über mich mit ihnen schimpfen könnte, und besonders, wo sie die Möglichkeit sehen, gegen mich zu intriguierten, da werden die Damen gewiß auf Engelsfittichen herbeieilen und ihre Engelszungen wehen. Nun bitte ich Sie also, Ihre bereits rühmlich bekannte und mir von Vater Adam sehr gepriesene Diplomatenkunst ins Treffen zu führen, wenn die Damen mit Ihnen in Verbindung treten wollen. Sie kommen den Schwestern, bitte: beiden, aufs allerliebstenwürdigste entgegen – gleichgültig, ob in Hausenbach oder hier. Wenn die Rede auf mich kommt, lassen Sie durchblicken, daß Sie wissen, wie feindlich ich Ihnen gesinnt bin, und lassen auch die Namen, die Sie bis dahin gewiß auswendig wissen, als die von feindlich Gesinnten fallen. Verstehen Sie? Wenn ferner die verehrten Damen Ihnen, Hochwürden, ihre Dienste zur Verfügung stellen wollen – das ist möglich –, so lehnen Sie so bescheiden ab, daß Sie schließlich sich überreden lassen können, anzunehmen. Nämlich, Sie lassen sich auch schließlich überreden. So, das wäre so beiläufig fürs erste alles. Sobald Sie irgend eine weitere Aufklärung wünschen, stehen Ihnen sowohl Ihr hochwürdiger Freund Vater Adam wie auch meine Wenigkeit ganz zur Verfügung.“

„Aber,“ stammelte der Geistliche erschrocken, „da müßte ich ja gegen den heiligen Geist der Wahrheit verstoßen, Herr Graf, und das wäre eine Intrigue!“

„Sehr richtig, Hochwürden,“ entgegnete Rhonek mit unerschütterlichem Gleichmut. „Aber bedenken Sie, daß der Zweck die Mittel heiligt! Und welcher Zweck liegt hier vor! Ihre heilige Mission! Bedenken Sie! Übrigens – es ist auch nur eine Gegenintrigue, zu der wir im Dienste der Kirche gezwungen werden.“ Der Oberst lächelte in sich hinein, als er diese Worte sprach; denn er dachte sich: „Donnerwetter, ich bin schon ein ganzer Jesuit. Das färbt ab; man lernt.“

„Wolf,“ sagte Gräfin Nora halblaut und räusperte sich.

Der Graf folgte den Blicken seiner Gattin. „Ich sehe, man kommt, den Luch melden. Ich bin auch schon hungrig. Sie, Hochwürden, hoffentlich auch.“

„Frau Gräfin, es ist serviert,“ meldete der eintretende Diener. Während des Speisens bemerkte der Oberst im Tone tiefsten

Bedauerns: „Es tut mir schrecklich leid, Hochwürden, daß wir Sie heute nur so kurz unsern Gast nennen dürfen. Ich muß nach dem Essen gleich wieder in den Dienst zurück, und die Gräfin muß bei zwei Stiftsdamen, die Sie dem Namen nach kennen, bei den Fräuleins von Gussenheim, einen Besuch machen. Sie verzeihen also!“

„Bitte, bitte, Frau Gräfin, bitte, Herr Graf, sich nur nicht stören zu lassen. Ich gehe dann zu meinem hochwürdigen Freund – je ne le nomme pas à cause des domestiques –.“

„Toujours de la précaution. C'est très sage,“ orafelte Rhonek.

Als sich Conte Worm bald nach dem Speisen verabschiedet hatte, schüttelte der Oberst das Haupt. „Ein geistliches Kapitalvieh! Mit dem werden unsere Freunde allerdings Wände niederrennen. Der Schädel hält einen tüchtigen Puff aus. – Liebe Nora, auf, in die Schlangenhöhle!“

Die beiden Fräuleins von Gussenheim empfingen ihre wiederhergestellte Freundin Nora, von der sie vor drei Tagen bereits ein sehr liebes Rärtchen erhalten hatten, mit allen äußeren und inneren Anzeichen lebhafter Freude und wurden bald ganz warm und zärtlich, als die gute Nora sich in Klagen über dieses Ungeheuer Wolf zu ergehen begann. Die Gräfin spielte ihre Rolle aber auch vortrefflich, und ihr großer Ausbruch, bei dem ihr die ganze Geschichte von der mit Pater Adam, dem Baron Degeling, dem Justizrat Greiling und anderen Schurken zugunsten des unwürdigen Flemming gegen Worm gesponnenen Intrigue ent schlüpfte, war durchaus glaubwürdig. So hastig kamen die Worte hervorgesprudelt, so echt war die zur Unbesonnenheit verleitende Erregung und so naturgetreu das nachfolgende verlegene und bereuende Verstummen, daß sich auch klügere Leute als die Schwestern hätten täuschen lassen.

Als Gräfin Nora, scheinbar wütend auf sich selbst und ganz zerfnirscht über ihre Unklugheit, von den Damen schied, sahen diese einander eine Zeitlang stumm an. Dann begannen sie, von den gleichen edlen Gefühlen durchbebt, gemeinsam einen geradezu wüsten Tanz aufzuführen, bis sie atemlos auf ihren wappengeschmückten Stühlen zusammenbrachen.

Bepsch, die zuerst wieder Lust bekam, meckerte: „Die gute Nora!“

„Die blöde Gans,“ blötte Riki und fuhr fort: „Wart', du Stallknecht, jetzt hab' ich dich!“

„Jetzt hab' ich dich,“ echote die Schwester.

„Die Suppe wird dir versalzen,“ hob Riki wieder an.

„Wird versalzen,“ tönte das schwesterliche Echo.

„Der arme Conte Worm! So ein würdiger Mann,“ sagte Riki voll Herzensgüte und Mitgefühl.

„Kennst du ihn?“ fragte die Schwester.

„Nein, noch nicht, Pepsch. Aber ich bitte dich, kann ein Mensch, den dieser Stallknecht verfolgt, anders als würdig und nett sein?“

„Nein. Da hast du recht, Riki. Ich muß ihn kennen lernen, ce digne homme.“

„Ich auch. Wo ist er?“

„Hausenbach, hat die gute Nora gesagt.“

„Pepsch, ich bitte dich, hol' den Fahrplan! Und den ‚Gotha‘ bring' auch gleich mit!“

„Er ist doch nur römischer Graf, Riki.“

„Vielleicht schon seit mehreren hundert Jahren. Bring' die Bücher, Pepsch!“

Die Fräuleins von Gussenheim vertieften sich in standesgemäße Lektüre, die eine im ‚Gotha‘, die andere im Fahrplan.

„Der Großvater ist geadelt worden,“ erklärte Riki endlich triumphierend.

„Hausenbach ist kaum eine Stunde weit,“ berichtete Pepsch nach langem Suchen fröhlich.

„Er muß ein reizender Mensch sein,“ meinte Riki.

„Hausenbach scheint ravissant zu sein, idyllisch gelegen,“ behauptete Pepsch.

„Ach ja, Pepsch, die Landluft täte uns gut.“

„Ich schwärme für Pfarrhöfe und trinke so gerne frischgemolkene Kuhmilch, Riki.“

„Ich auch, Pepsch. Wenn Sonntag schönes Wetter ist, könnten wir einen Ausflug —“

„Ja, ja,“ fiel die Schwester ein.

„Nein, lieber morgen,“ erklärte Riki. „Denn der Stallknecht könnte bis Sonntag schon tausend Gemeinheiten gegen diesen armen, würdigen Pfarrer begangen haben.“

„Mon Dieu, da hast du recht, Riki.“

„Also morgen früh, Pepsch.“

„Ja, c'est cela.“

Während sich die Fräuleins von Gussenheim in so freundschaftlicher Weise mit der Zukunft des ihnen noch unbekannten, aber bereits sympathischen Pfarrers Conte Worm beschäftigten, nahm dieser selbst in der Clavergasse von seinem hochwürdigen Freunde Pater Adam Abschied. Sein Schicksal wollte es, daß ihm an diesem Tage kein Mensch viel Zeit widmen konnte.

Hatten ihn die Rhonefs gleich nach dem Speisen höflich vor die Türe gesetzt, so empfing ihn Pater Adam – abgesehen von einer freundlichen Begrüßung – sogleich mit der Bemerkung, daß er seinen lieben Bruder bitten müsse, sich einen Augenblick zu gedulden, da er noch rasch Dringliches zu erledigen habe. Und dann mußte der Pfarrer mehr als eine halbe Stunde lang stummer Zeuge der Tätigkeit Pater Adams werden. Diese bestand zuerst in der Erledigung einiger kleiner Brieflein, die unverkennbar von zarter Hand herrührten. Das waren Briefe hoher Damen, die regelmäßig die Predigten des Jesuiten besuchten, und enthielten inständige Bitten um Aufklärung irgend eines das Seelenheil bedrohenden Zweifels, der sich in die frommen Gemüter eingeschlichen hatte. Solcher Briefe erhielt der Kanzelredner viele; die meisten pflegte er in Predigtform *ex cathedra* zu beantworten; bei einigen aber, die von besonders hochgestellten Damen verfaßt waren, mußte er wohl oder übel zur Feder greifen.

Als diese Schreiben erledigt waren, atmete Conte Worm auf; denn nun hoffte er Gehör zu finden. Aber nochmals wurde er enttäuscht. Denn Pater Adam begann jetzt einen Brief zu schreiben, der sehr lang wurde.

Endlich stellte er sich seinem lieben Bruder zur Verfügung – allerdings mit der Einschränkung, daß er in zehn Minuten zur Predigt müsse. Die kurze Zeitspanne, die ihm vergönnt war, nützte der Pfarrer von Hausenbach nach Kräften und erfuhr denn auch, daß er dem verehrten Grafen Rhonef blind vertrauen dürfe und ganz so vorgehen solle, wie der Graf ihm geraten hätte. Dann bat ihn Pater Adam, den eben geschriebenen Brief gütigst besorgen zu wollen, da er selbst jetzt keine Zeit mehr hätte und die Ablieferung drängte.

Und dann stand Conte Worm plötzlich vor dem Tore des Jesuitenhauses, sah seinen hochwürdigen Freund in einem Wagen davonrollen, den eine dankbar und verehrungsvoll ergebene, getreue Zuhörerin zur Verfügung gestellt hatte, und hielt ziemlich ratlos das Schreiben in der Hand.

Er blickte auf die Uhr. Der nächste Zug nach Hausenbach ging in zweiunddreißig Minuten ab. Den konnte er noch bequem erreichen, wenn ihn dieser Brief, den er offenbar in geheimer Mission persönlich abzugeben hatte, nicht allzu sehr aufhielt. Der Pfarrer blickte auf die Adresse. Die Straße, die da angegeben stand, kannte er; sie lag auf dem Wege zum Bahnhofe.

Er bestieg einen Wagen und ließ sich in die Gürtelstraße führen. „Nummer 45,“ stand auf der Adresse. Aber Conte Worm

beschloß, vorsichtshalber den Wagen schon etwas früher, etwa bei Nummer 39 oder 41 halten zu lassen. Der Kutscher brauchte nicht zu wissen, in welches Haus seinen Fahrgast dessen Mission führte. Aber bereits bei Nummer 35 gab dieser das Zeichen, zu halten, stieg aus und ließ den Wagen warten, bis er wiederkäme.

Im zweiten Stockwerke des Hauses Nummer 45 gewahrte der Geistliche hocherfreut an einer Türe ein Täfelchen, das denselben Namen trug wie die Aufschrift auf dem Briefe. Dem Herrn und Heilande sei Dank! Er hatte schon gefürchtet, bei fremden Menschen anzuläuten und unliebsames Aufsehen zu erregen.

„Ist der Herr Armenrat Zellmayer hier anwesend?“ fragte er das Mädchen, das ihm die Türe öffnete.

„Ja, bitt' schön.“

„Wollen Sie, bitte, dem Herrn Armenrat sagen, es sei ein Brief für ihn gekommen?“

„Bitt' schön, ich werd' den Brief 'neintragen.“

„Nein, nein, ich muß ihn persönlich übergeben.“

„Also, bitt' schön, nur weiter zu spazieren, Hochwürden!“

Conte Worm fuhr mit der Hand ängstlich an das verräterische Kollar und schob es tiefer hinab. „Bitte, wollen Sie den Herrn Armenrat freundlichst rufen! Ich habe nämlich gar keine Zeit.“

„Sofort, Hochwürden.“

Herr Zellmayer erschien rasch. „Aber ich bitte, doch nur einzutreten, hochwürdiger Herr Graf,“ bat er, als er den Besucher erkannte.

„Nein, nein, ich danke, Herr Armenrat. Hier ist ein Brief. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen. Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit. Amen,“ erwiderte Zellmayer und sah mit offenkundiger Verwunderung dem hochwürdigen Herrn nach, der in größter Eile die Treppen hinabstieg.

Conte Worm suchte wieder den Wagen auf und fuhr dem Bahnhofe zu. Den Zug erreichte er rechtzeitig. —

Das Schreiben Pater Adams veranlaßte den Armenrat Josef Zellmayer, statt am Sonnabend schon am nächsten Tage, einem Freitag, das Redaktionsgebäude der Tageszeitung „Heimat“ aufzusuchen. Doch tat er dies zu einer Zeit, da Herr Berthold Auermann, dem sein Besuch galt, noch niemals im Hause erblickt worden war: um die zehnte Vormittagstunde. Ärgerlich ging der Armenrat und hinterließ die Botschaft, er werde am Nachmittage zwischen zwei und drei Uhr wiederkommen.

Auermann saß in seinem Redaktionszimmer, als Zellmayer wiederkam.

„Es ist ein wahres Glück, daß man Sie endlich einmal an=

trifft, Herr Auermann," sagte der Devotionalienhändler mit schlecht verhehltem Ärger.

"Sie können es kühnlich eine Gnade des Himmels nennen, Herr Armenrat," meinte der Journalist. „Denn wahrlich, wahrlich, sage ich Ihnen: wäre mir vor etwa zweien Stunde nicht ein göttlicher Bote in holder Mädchengestalt erschienen und hätte mir, dem Träumenden, geoffenbaret, daß Sie mich um diese Stunde hier heimsuchen werden, ich läge noch am Orte meiner Zeugung, meiner Geburt und meines Todes.“ In der That war Flora Piffal bei Auermann gewesen, um ihn zu verständigen.

Der Armenrat schüttelte bedenklich das Haupt. „Herr Auermann, ich warne Sie als Freund vor dieser Lebensweise. Sie ist für das leibliche und seelische Wohl verderblich.“

„Herr Armenrat, Sie irren, glaube ich. Denn sehen Sie, während man im Bett selten zu mehr als höchstens zu zweien sündigt, sündigt man außer Bett, zum Beispiel in Gesellschaft oder im Beruf durch Betrug, Verleumdung und Ähnliches in ganzen Horden. Ich bleibe nun so viel im Bett, um wenig zu sündigen. Und dem Körper tut es gut, verlassen Sie sich darauf! Sie, der Sie zu geradezu unchristlichen Stunden selbst arbeiten und Mitmenschen an der Arbeit finden wollen, sind dabei bedeutend mehr gealtert als ich.“

„Ich bin aber doch überhaupt älter als Sie.“

„Das trägt Ihnen Ihre selige Mutter auch bis heute nach; verlassen Sie sich darauf!“

„Ach, mit Ihnen kann man wirklich nie ernst reden. Sie sollten sich an Ihrem Vetter, dem Herrn Doktor Bleisurter, ein Beispiel nehmen. Das ist ein so ernster Herr.“

„Herr Armenrat, ich bin noch nüchtern und bitte Sie deshalb, mir nicht von einem Fettpagen zu reden, der mir den leeren Magen verdirbt. Mein Vetter ist ein Weizhals unchristlichster Sorte. Würden Sie mir glauben, daß er mir gestern abend die zwei ganz kleinen blauen Scheine verweigert hat, die Sie mir jetzt so großmütig geben?“

„Herr Auermann," sagte Zellmayer vorwurfsvoll, „heute ist erst der Neunte! Was fangen Sie denn nur immer mit dem Geld an?“

„Das ist's eben. Ich fange nie an, sondern höre immer gleich auf.“

„Ich kann Ihnen heute wirklich kein Geld geben. Wie könnte ich das meinen Auftraggebern verrechnen, wie mich verantworten?“

„Herr Armenrat, hören Sie, der Sie so gerne ernst reden

hören, ein ernstes Wort Berthold Auermanns! Ich hafte an der beschränkt haftenden Gesellschaft nur so lange, als sie mich heftet. Ohne blaue Pflaster hafte ich nicht. Mein Sold ist farg anbedachts der Riesensumme, die ich, um mich für meine Artikel zu entschünnen, dem Kirchenkerzenweib in den zahnlosen Rachen schleudere. Aber das ist es nicht so, was ich ins Beschwerdebuch eintragen will, als vielmehr folgendes: Meine Arbeit wird gezahlt. Schön. Aber der Entgang des Ruhmes? Wer ist Florus? Ein berühmter Mann, diemeil der ungleich bedeutendere Berthold Auermann im Dunkel der Unerühmtheit schmachtet. Dies bitte der beschränkten Gesellschaft zu vermelden und zu postskribieren, daß ich nicht eine Zeile mehr schreibe, ehe nicht an mir das Wort der Schrift erfüllt wurde: „Wer sich vor den Menschen erniedrigt, soll im Gehalte erhöht werden.“ — So, jetzt dürfen Sie sprechen.“

Der Devotionalienhändler schien peinlich berührt. „Das ist Ihr Ernst, Herr Auermann?“

„Kennen Sie etwas Heiligeres als die Ehre eines Menschen?“

„Warum fragen Sie?“

„Antworten Sie, bitte!“

„Nun, außer Gott und der heiligen Kirche nicht.“

„Nun, so schwöre ich Ihnen, so wahr die Ehre eines Menschen anderen Menschen heilig ist, daß ich im Ernste sprach.“

Zellmayer hatte offenbar nicht genau zugehört und glaubte deshalb, Auermanns Absicht wäre unerschütterlich. Besorgt blickte er drein. „Ich kann aber Ihren Gehalt nicht erhöhen und werde es nicht. Hingegen bringe ich Ihnen gerade einen Auftrag für einen Artikel, der am Sonntag veröffentlicht werden soll.“

Der Journalist blickte furchtbar finster und wehrte pathetisch ab. „Lieber an Steinen nagen und aufs Hungertuch klopfen, als seinem Schwur untreu werden!“

„Nun,“ lenkte der andere ein, „wenn der Artikel zur Zufriedenheit unserer verehrten Aktionäre ausfällt, könnte ich vielleicht eine Extrahonorierung für Sie verlangen.“

Scheinbar maßlos empört schrie Auermann in schrillum Diskant: „Zur Zufriedenheit? Herr, wissen Sie denn, wer ich bin?“ Schnell besänftigt fuhr er in natürlichem Tone fort: „Ich verstehe, Sie streben ein Kompromiß an. Kompromiß kommt von kompromittieren. Es handelt sich also um einen kompromittanten Artikel. Lassen Sie hören!“

„Dem Abgeordnetenhaus, Herr Auermann, liegt eine Schulnovelle Dingsda vor.“

„Dingsda weiß ich, Herr Armenrat.“

Erschrocken blickte dieser den Journalisten an. „Wie? Woher wissen Sie?“

„Das ist eben kein Kunststück. Ich kann Ihnen hunderttausende von Zeitungslesern zeigen, die es fast schon vergessen haben; so lange wissen sie's schon. Aber was erschreckte Sie, werter Herr? Sind Sie nicht ganz päßlich?“

„Nein, nein. Danke. Ich dachte nur — —“

„Tun Sie das nicht! Ich warne Sie freundschaftlich. Mein Großvater von tantlicher Seite war Arzt und pflegte immer zu sagen: ‚Es gibt Menschen, denen das Denken direkt gesundheits-schädlich ist.‘ Vielleicht gehören Sie zu diesen Menschen, Herr Armen-rat. Nur keine Überanstrengung!“

„Ich bitte Sie, Herr Auermann, die Sache ist wirklich zu wichtig und meine Zeit zu beschränkt, als daß ich jetzt Lust hätte, Ihre Scherze anzuhören,“ sagte Zellmayer, ernstlich böie.

„Ach Gott, so lange nur die Zeit beschränkt ist und nicht auch noch anderes, ist man unwürdig, in der Ewigkeit Gottes Angesicht zu schauen. Aber ich bin jetzt ganz Ohr.“

„Auf diese Debatte also, die gewisse Überraschungen bringen könnte, soll ein Artikel von Ihnen, gerade von Ihnen im Sonntagsblatt der ‚Heimat‘ vorbereiten, ein fulminanter Artikel. Verstehen Sie?“

„Werter Herr Armenrat, was ich schreibe, ist immer fulminant. Und daß ich, gerade ich ausdrücklich ausersehen werde, sagt mir genug. Wenn die Beschränkten Gift brauchen, dann drücken sie auf Herrn Auermann, als ob der eine Kröte wäre, die auf Befehl spritzen kann. Ich streife.“

Das war so ernst und sachlich, so unabänderlich entschlossen gesprochen, daß Zellmayer zuerst betreten schwieg. Dann zuckte er die Achseln und erhob sich.

„Wie Sie wollen, Herr Auermann. Ich werde über Ihre Stellungnahme Bericht erstatten. Die Folgen haben Sie sich dann natürlich selber zuzuschreiben.“

Der Journalist lachte laut auf. „Herr Armenrat, Sie sind so unbezahlbar, wie ich bezahlbar bin. Gehen Sie, wenn Sie einen Sohn haben, mit diesem, sonst mit dem heiligen Geiste zum Vater der Gesellschaft Jesu und suchen Sie sich dann rasch einen zweiten Florus, der Ihnen den nötigen Artikel auch nur ähnlich liefert!“

‚Er hat recht,‘ dachte der bevollmächtigte Vertreter des ‚Heimats‘-Konsortiums, ‚er hat recht und ist deshalb so frech, der Kerl. Aber das geht nicht so weiter. Von Woche zu Woche saugt er mehr Geld aus uns heraus. Ich glaube, ich handle aber

im Interesse meiner hochwürdigen Gönner, wenn ich ihm dieses Mal noch den Willen lasse, dem Expreßer. Den Artikel brauchen wir. Aber dann – ich werde mit Pater Adam reden – dann müssen wir ihn los werden. Da ist sein Vetter doch ganz anders. Der ist ein bescheidener, ehrenwerter Mann voll christlicher Gesinnung, während dieser da bloß ein verteuftelt gescheiter Mensch, aber ein gefährlicher Patron und durchaus unchristlich ist. So geht das nicht weiter. Ich muß mit Pater Adam reden.“

„Nun, Herr Rat,“ fragte Auermann, „so verstummt? Bei wem suchen Sie sich – ich meine: Rat? Ein Vorschlag zur Güte: Rat, wenn er gut ist, ist teuer; viel billiger ist ein vorzüglicher Artikel. Entschließen Sie sich als kluger Geschäftsmann, der das Himmelreich entvölkert, indem er dessen gesamte Insassen auf Erden tilowweise verkauft!“

Der Devotionalienhändler verzog den Mund zu einem süß-sauren Lächeln. „Man kann Ihnen wirklich nicht böse sein, Herr Auermann,“ erwiderte er. „Ihre geistreichen Scherze veröfñen stets wieder mit Ihnen – – Nun, also sprechen wir nicht davon! Ich stelle Ihnen eine Extrahonorierung abemals in Aussicht, obgleich ich keineswegs sicher bin, ob ich sie nicht aus meiner eigenen Tasche bestreiten muß, was bei dem flauen Geschäftsgang sehr empfindlich für mich wäre.“

„Verkaufen Sie einen heiligen Pasnuzius um die entsprechende Summe teurer, recht, recht teuer! Ihm schadet das nichts, und mir nützt es nur. Das nennt man das praktische Christentum, Herr Armenrat.“

„Hier haben Sie also die gewünschten – –“

„Bitte sehr, erfleht,“ verbesserte Auermann.

„Zwei Scheine,“ fuhr Zellmayer fort.

Der Journalist nahm die Papiere mit einer großen Gebärde entgegen und stopfte sie vor den entsetzten Blicken des ob solchen Leichtsinnes empörten Armenrates in zerknülltem Zustande in eine Westentasche. „Aber Sie sehen doch meine Ungeduld,“ drängte er. „Warum erzählen Sie nicht endlich einmal von dem Artikel, der mich doch mehr als alle anderen Dinge interessiert? Ich bin gespannt, um nicht zu sagen: überspannt.“

„Jetzt wenigstens werden Sie doch ernsthaft zuhören. Also dieser Artikel in der Sonntagsnummer der ‚Heimat‘ – –“

„Soll Heimatskunst sein.“

„Soll,“ fuhr Zellmayer fort, ohne die neuerliche Unterbrechung zu beachten, „soll – nun, wie heißt das nur? ich glaube: ausschlaggebend für Dingsda – – Warten Sie, bitte, Herr Auermann! Ich werde lieber nachsehen.“

Er entnahm der Briefftasche das Schreiben Pater Adams und legte es neben sich auf Auermanns Schreibtisch. Dann zog er mit der Bemerkung: „Ich bin weitsichtig, ich brauche sie beim Lesen!“ ein Brillenfutteral aus einer Tasche.

„Oh, so viel Mühe,“ sagte der Journalist bedauernd. „Vereinfachen wir die Sache!“ Mit raschem Griffе bemächtigte er sich des Briefes und begann zu lesen.

„Ich muß sehr bitten,“ fuhr der Devotionalienhändler auf und streckte die Hand nach dem Schreiben.

Der andere wehrte ab. „Beruhigen Sie sich! Ich bin schon beinahe fertig. Außerdem sind Sie ja doch nur Mittelsperson, allerdings eine scharmante.“

„Oh, du Kanaille,“ dachte Zellmayer. Aber schließlich stand in dem Briefe wirklich nichts, das sich nicht auf diese eine Angelegenheit bezog und völlig sachlich gehalten war. Mochte der Kerl lesen!

Dennoch betrachtete der Armenrat den Journalisten mit giftigen Blicken, voll Wut und Mißtrauen, und entriß ihm sofort nach beendeter Lesung das Schreiben.

Auermann lächelte sarkastisch. „Na, na, na, na. So viel wert ist der Schatz gar nicht, verehrter Herr, obgleich ich Sie bitten muß, Seiner Hochwürden meine Hochachtung vor seiner politischen Begabung auszudrücken. Schade, daß meine schwarzen Brüder im Gifte mich nicht nur verachten, sondern auch brauchen und bezahlen. Denn sehen Sie, mein Vester, brauchten und bezahlten sie mich nicht, so ständen wir auf gleich, und es wäre ein sehr angenehmer Verkehr zwischen uns auf dem Fuße gegenseitiger Verachtung möglich. Wirklich schade!“

Zellmayer bezwang mühsam die aufsteigende Entrüstung über die maßlose Frechheit dieser Äußerung; er wäre am liebsten aufgesprungen und hätte dem kleinen Menschen da, vor dem er, ehe er ihn näher kannte, einen so großen Respekt gehabt hatte, ins Gesicht geschlagen. Er verachtete und haßte ihn, aber er fürchtete sich auch vor dem gefährlichen Patron. Da hatten sich die hochwürdigen Herren einen schönen Murrat ins Haus genommen. Wie ihn wieder hinaus schaffen, ohne das ganze Haus in üblen Geruch zu bringen? Zellmayer war fest entschlossen, mit Pater Adam darüber zu sprechen. Dieser mußte das Wie finden; denn daß dieser Lump entfernt werden mußte, war gewiß. Sonst konnte man eines Tages Schönes erleben.

Er schlug den sanftesten Ton an, den er in diesem Augenblicke zu finden vermochte, und sagte ernst warnend: „Herr Auermann, als Ihr Freund will ich das, was Sie gesagt haben, ver-

geffen und es nicht dem hochwürdigen Herrn sagen. Denn das kostete Sie Ihre Stellung.“

„Bah, umgekehrt, werter Herr. Denn – hören Sie eine Fabel, die ich vielleicht demnächst im Dienste der guten Sache schreibe! Es waren einmal zwei Hunde, ein schwarzer und ein weißer. Der schwarze wollte dem weißen nicht wohl – wau, wau, wau – und dachte nach, wie er ihn ärgern könnte. Da er schwächer als der weiße war und außerdem zu feig, um selbst etwas zu riskieren, versiel er auf das Mittel, einen Floh zu suchen und, mit diesem im Felle, freundschaftlich dem weißen zu nahen und auf diesen den Floh zu übertragen. Kaum aber saß das rote Beißetier im schönen, dichten Pelz des fetten, schwarzen Rötters, weigerte es sich, ihn zu verlassen. Da ward der schwarze Hund wütend und bellte: ‚Wenn du nicht gleich gehst, Floh, fange und zerbeiße ich dich.‘ – ‚Versuch’s,‘ lachte der Floh, verkroch sich an einem warmen Platz, wohin des Hundes Schnauze nicht gelangen konnte, und juckte und figelte und saugte dort gemütlich. Da begann sich der Hund wie toll zu fragen. Aber den Floh erwischte er nicht, sondern fragte nur sich selbst blutig, so blutig, daß er darob die Räude bekam und alle es sahen. – – Schöne Fabel, was, Herr Armenrat? Aber die bringt mich auf einen genialen Gedanken für meinen Artikel. Wenn Sie wollen, gehen wir jetzt essen. Mich jucken meine Blauen, und ich lebe seit drei Tagen nur von Rindfleisch, mit Gebeten garniert. Gehen wir!“

Er erhob sich.

Auch der gänzlich verstummte Zellmayer nahm seinen Hut. „Adieu,“ murmelte er hastig und lief aus dem Zimmer, ehe Auermann ihm folgen konnte.

„Das sitzt,“ sagte sich dieser und rieb sich vergnügt die Hände. „Auermann Bertholbus, ehe die Iden des Majus um sind, wirst du in der Lage sein, dir deine kalipodige Schwägerin Irma nur für ein Vierteltündchen zu kaufen.“

Am Sonntag brachte die klerikale Zeitung „Heimat“ einen langen Leitartikel aus der Feder ihres bewährten Mitarbeiters Florus. Was in den Zeilen zu lesen war, konnte man füglich, trotzdem es der Gipfel heißend niederträchtiger Bosheit war, harmlos nennen im Vergleich zu dem, was Eingeweihte zwischen den Zeilen lesen konnten. Da der Verfasser in seiner gewohnten Art mehr von Tieren, Blumen, Gegenständen sprach als von Personen, fehlte den Angegriffenen auch jede Handhabe, Florus zu belangen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, als Schuldbewußte und Geständige sich bloßzustellen. Denn von ihnen selbst war nur an

unverfänglichen Stellen die Rede, und durch die verfänglichen Stellen unter den Bezeichnungen von Tieren sich betroffen zu erklären, hätte nur gegen sie gesprochen. Immerhin unterlag es keinem Zweifel, daß jene, die mit Gemeinheiten überschüttet und mit ehrenrührigen Anwürfen bedacht wurden, in erster Linie die Exzellenzen Gollfeld und Zeuner waren. Auch Menschen, die, ohne selbst religiös gesinnt zu sein, sich doch noch etwas wie Achtung vor den religiösen Überzeugungen anderer bewahrt hatten, mußten, wenn sie die mit solcher Wahrscheinlichkeit vorgebrachten Anschuldigungen lasen, diesen Männern, die offenbar den Staat der Anarchie zuführen wollten, ihre Unterstützung verlagen.

Der Artikel des Florus erregte jedenfalls das beabsichtigte Aufsehen, und der Eindruck, den er hervorbrachte, war deutlich in den Ereignissen wiedergespiegelt, die am nächsten Tage im Abgeordneten=haufe die Debatte über die Schulnovelle zeitigte.

Diese Debatte verlief ziemlich programmäßig — das heißt: nach jenem Programm, das im Hinterzimmer der Devotionalien=handlung „Zu den fünf Wunden Christi“ ausgearbeitet worden war. Als der Ministerpräsident auf den heftigen Anwurf hin, den Graf Wangenau, der verehrte Führer der Rechten, gegen den Unterrichts=minister erhoben hatte, sich zu einer persönlichen Entgegnung bemüht sah und sich mit seinem Kollegen vom Unterrichtsportefeuille solidarisch erklärte und schließlich nach einem unerwarteten Angriff Doktor Lengs die Vertrauensfrage stellte, war das Schicksal des Ministeriums entschieden. Das Ergebnis der Abstimmung war ein von einer überraschenden Majorität abgegebenes Mißtrauensvotum, dem die Demission folgen mußte. Die Brüder Degeling waren die Männer des Tages, und es wurden, während die Abgeordneten noch in den Couloirs das Ereignis besprachen, bereits Stimmen laut, die den Sektionschef Baron Degeling als kommenden Mann bezeichneten.

Das allerdings war verfrüht, und um es zur vollendeten Tatsache zu machen, bedurfte es noch einer Stimme, die dem Ohre des Regierenden vertraut und lieb war und andere Stimmen, die sich jedenfalls im gegenteiligen Sinne erheben würden, zu übertönen vermochte. Pater Adam aber hatte auch hierin bereits Fürsorge getroffen. Es unterlag keinem Zweifel, daß sein durchlauchtigstes Beichtkind, die Frau Herzogin Sofie, ihren ganzen Einfluß auf Seine Majestät im Sinne der Jesuiten aufbieten und die Berufung Degelings und dessen Betraung mit der Bildung eines neuen Kabinetts auch durchsetzen würde. Im ganzen Heerlager der offenen und geheimen Mitglieder und Anhänger der Reaktion herrschte an diesem Siegestage des Ministersturzes eitel Freude.

Nur Berthold Muermann, der zwar an den hochwürdigen Siegern nichts liebens- und lobenswerth fand als deren gutes Geld, aber als ungekannter und doch vielgenannter Florus sein tüchtiges Scherflein zu den politisch bedeutsamen Ereignissen beigetragen hatte, erwachte an diesem Tage um die Mittagstunde in übelster Laune. Kreuzdonnerwetter, was für ein miserables Gefühl im Magen, was für eine Ödigkeit in dem verdamnten Brummschädel! Und die Trockenheit in der Kehle und der Durst! Pfui Teufel, so ein Schandfater!

Der Journalist blieb mit geschlossenen Augen liegen und strengte sich an, dem Gedächtnis die Erinnerung an den Ursprung seines augenblicklichen Zustandes abzuwingen. Allmählich gelang es ihm, ein, wenn auch nur lückenhaftes und stellenweise ganz dunkles Bild seiner jüngsten Erlebnisse herzustellen.

Gestern, Sonntag, abends hatte er mit Flörchen ein Tangel-Tangel aufgesucht; das wußte er ganz genau. Das war zur Feier des erfolgreichen Artifels und zum Verjubeln der kleinen Blauen geschehen, die am Freitage den Herrn gewechselt hatten. Die Sache hatte ungeheuer vergnügt begonnen, Florettchen war ausgelassen heiter und er in rosigster, übermütigster Stimmung gewesen. Zwei Flaschen ‚Ausbruch‘ und drei Flaschen Champus hatte er gleich auf ein Mal bestellt und sofort alles im Durcheinander zu trinken begonnen. Florinde hatte wacker mitgezecht, wenn auch infolge ihrer weiblichen Schwäche erheblich mäßiger als er. Ja, und dann – dann war er wohl betrunken gewesen, – wenn er sich recht erinnerte, sogar knallbesoffen. Und da mußte sich etwas Ungewöhnliches ereignet haben. Was war denn das nur? Ah richtig, ein Krawall war entstanden. Wie nur? Hatte sich nicht – ? Ja, es hatte sich ein Herr auf den leeren Stuhl am Tische niedergelassen. Dagegen hatte er protestiert, daran erinnerte er sich jetzt außerordentlich gut, und war etwas grob geworden. Schließlich aber hatte er es grollend dulden müssen; denn da er nur die zwei Plätze für sich und Flörchen bezahlt hatte, war es das gute Recht des Dritten gewesen, sich den leeren Platz zu kaufen. Das hatte auch der Kellner, dieser schwarzröckige Schuft, gemeint. Weiter entsann sich Muermann, daß er in seinem Rausch eine Zeitlang gar nicht mehr zu reden vermocht und mit gläsernen Augen zugeesehen hatte, wie der unverschämte Herr am Tische aufs eifrigste dem Florinellen den Hof zu machen begann und das Satansmädel in seiner Weinseligkeit anfang wie ein Läubchen zu girren und zu gurren und immer zutraulicher zu dem Fremden wurde, – das Naß. Sie war ganz nahe zu dem Kerl, der irgendwo einen dicken, schwarzen Bart trug, hinübergerückt und hatte unter dem Tische mit ihren Händen

und Beinen Unfug getrieben, – die verdammte Kröte. Und dann – dann hatte er, wenn er sich nicht irrte, einen ganz ordentlichen Tritt oder so was Ähnliches unter dem Tisch abbekommen und war brüllend aufgesprungen. Daraufhin mußte ein sehr erregter Wort- und Gläserwechsel erfolgt sein und – – Wie war das denn nur? Ach ja, er hatte nicht genug Geld gehabt, um das Ganze zu bezahlen, Flörchen hatte wie ein Krokodil geheult, der eklige, schwarzbärtige Hund, der wie ein Kammerdiener oder wie ein Fürst oder so was Ähnliches aussah, hatte sie beschwichtigend in die Arme genommen, für sie gezahlt, und er selbst war von zwei schuftigen Kellnern gepackt und auf die Gasse gesetzt worden, während die Kröte mit dem dickwangigen Kerl im Saal blieb. Bei dem konnte sie auch bleiben; aus war's. So ein Luder!

Jetzt wunderte sich Auermann, wie es möglich war, daß er in dieser Nacht in einem derartigem Zustande seine Wohnung und sein Bett erreicht hatte. Wie kam denn das nur? Die Kröte war vielleicht nüchtern genug gewesen, um anzugeben, wer er war und wo er wohnte, und so hatte ihn irgendwer hierher geschafft. Oder hatte er selbst es noch zu sagen vermocht? Vielleicht hatte er während des Wortwechsels seinen Namen und seine Adresse genannt, vielleicht den Backenbart gefordert. Wer konnte wissen? Er hatte, wenn er sich recht erinnerte, fast eine halbe Stunde lang oder länger alles Mögliche geredet, geschrien. Was er da nur gesprochen haben mochte? Himmelfreuzdonnerwetter, war das blöds! Vielleicht hatte er den großen, starken Kerl mit dem vielen Haar wirklich gefordert und konnte sich nun auf den fatalen Besuch zweier Herren gefaßt machen. Wie man einen Säbel oder gar ein Florettchen – das Mas, diese Florette! – oder eine Pistole hielt, davon mußte er nicht viel. Gesehen hatte er solche Dinge auf dem Fechtboden und auf dem Scheibenschießstand zwar allerdings bereits; aber weiter reichte sein Erinnerungsvermögen auch nicht. Teufel, Teufel, Teufel, war das fatal! Wenn er nur wüßte, was er geredet hatte!

Auermann strengte sich furchtbar an, sich seine im Rausch gehaltenen Reden ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber es gelang nicht, und schließlich schloß er darüber nochmals ein. Daß er dem Herrn, der sich Floras angenommen hatte, die wildesten Drohungen entgegengeschleudert und ihn prahlend gefragt hatte, wie solch ein Philister nur wagen könne, gegen Berthold Auermann, den berühmten Florus der ‚Heimat‘, frech zu werden, und daß er sich dann noch öffentlicher Gotteslästerung schuldig gemacht und die Jesuiten aufs gemeinste beschimpft hatte, – davon hatte der Journalist nicht die leiseste Ahnung.

Um fünf Uhr nachmittags riß ihn ein ungestümes Läuten an der heiseren Glocke seiner Wohnungsthüre abermals aus dem Schlummer. Nun erwachte er vollends und fühlte sich ganz ausgeschlafen, ganz munter. Aber zu erinnern vermochte er sich jetzt noch weniger als vor einigen Stunden. Er sprang sofort aus dem Bette und eilte zur Thüre. Nun merkte er erst, daß er noch Kleider und sogar Schuhe am Leibe hatte.

Ein Briefträger brachte einen Rohrpostbrief. Auermann nahm den Brief entgegen und unterschrieb den Schein. Was war denn los? Himmelherrgott, da fiel ihm die Sache mit dem Bärtigen ein. War das die Forderung? Aber nein, schriftlich ging das ja nicht. Wo waren nur seine Augen? Das war doch Zellmayers Schrift, natürlich. Der Journalist riß den Umschlag auf und las:

Nach Geschäftsfluß werde ich zu Ihnen kommen. Bitte, mich bestimmt zu erwarten, da ich in einer sehr wichtigen Angelegenheit mit Ihnen sprechen muß.

Zellmayer.

Das war der ganze Inhalt des Schreibens. Um, was bedeutete das?

Auermann dachte nach. Dann bligten seine Augen auf, und er begann zu tanzen.

Heiliger Bertholdus magnificus, war er aber verkatert! Daß ihm das nicht sofort klar war! Zellmayer in wichtiger Angelegenheit? Das konnte nur eines bedeuten: die gewünschte Gehalterhöhung und ein prachtvolles Extrageschenk für den schönen Artikel. Zellmayer wußte doch genau, daß es für Berthold Florus nichts Wichtigeres gab als Moneten.

Auermanns Stimmung wurde mit einem Schlag wieder rosig. Gute Nacht, Fräulein Flora! Bleiben Sie bei Ihrem schwarzbärtigen Lumpenkerl! Guten Morgen, Fräulein Irma! Was kosten Sie und Ihre Beine? Morgen tanzen wir einen pas de deux auf dem Federnball! Oh, ihr braven Väter, Brüder und Söhne Jesu!

Der Journalist machte rasch Toilette, indem er den Kopf und die Hände ins Wasser steckte und sich mehrere Male mit den Fingern durch die Haare fuhr. So, jetzt war er fertig. Nun aber dem Zug des Herzens, das in den Eingeweiden grollte, folgen! Geld, Geld, wo ist denn Geld?

Auermann entdeckte nach langem Suchen in einer Westentasche ein großes, blankes Silberstück, das einzige Zahlungsmittel, das ihm — offenkundig durch göttliche Fügung — während dieser stürmischen Nacht treu geblieben war. Er suchte ein Wirtshaus auf und kehrte, nachdem er ein seiner Verfassung zuträgliches Mahl verzehrt, sogleich heim, ließ sich behaglich im Schaukelstuhle nieder

und las seinen Artikel vom gestrigen Tage und mehrere Zeitungen von diesem Tage, die er unterwegs gekauft hatte. Also richtig, in der Vormittagszeitung waren die Exzellenzen gestürzt worden, und der Artikel des Florus wurde allenthalb kommentiert. Übrigens – Florus hatte ausgespielt. Die verdammte Kröte, die eigentlich viel zu dünne Beine hatte und immer so ekelhaft nach Weihrauch stank, sollte nicht mehr geehrt werden. Vielleicht konnte man schon das nächste bligblanke Artikelchen „Erasmus“ oder „Erminius“ oder ähnlich unterzeichnen.

Als der Journalist alle Zeitungen durchgelesen hatte, langweilte er sich. Was nun? Ah, vielleicht war Vetter Egon schon daheim. Es mußte ja auch schon längst sechs Uhr vorüber sein. Auf, zu Egon, um ihn zu frozzeln! ———

Doktor Bleisurter hatte eben erst seine Wohnung betreten, als ihn sein Vetter aufsuchte. Graf Wangenau hatte ihn heute zwar schon eine volle Stunde früher als gewöhnlich entlassen, aber er hatte noch einige kleine Besorgungen gemacht und in der Devotionalienhandlung Zellmayers fast eine halbe Stunde verbracht.

„Der heilige Moysius segne dich, englischer Jüngling,“ begrüßte Auermann den Vetter, der ihm die Türe öffnete.

Dieser erwiderte nicht und schritt Berthold ins Empfangs- und Arbeitszimmer voran. In der Mitte des Raumes blieb er dann stehen, verschränkte die Arme über der Brust, sah den Vetter von Kopf zu Füßen, von Füßen zu Kopf mehrere Male an und sagte endlich, jedes Wort mit einem Kopfnicken begleitend: „Du bist ein schöner Lump.“

„Na, na, na, na, na, hast du dir wieder einmal mit doppel-moralinsaurem Natron den Wanst ausgeputzt?“ fragte Auermann.

„Ein schöner Lump,“ wiederholte Bleisurter im früheren Tone.

Auermann knixte zierlich. „Bin sowohl Lump als auch schön, kann ungeleitet nie zu Bette gehn.“

„Ins Zuchthaus wirst du aber ungeleitet gehen müssen.“

„Arm in Arm mit dir gerne,“ meinte Auermann. Dann setzte er sich nieder und fuhr fort: „Du verletzest die gewisse Sure des Korans, die da gebietet, Müden einen Sitz anzubieten. Ich ver-gebe dir, Egon, mein Sohn, und mache deine Sünde gut, indem ich das Gebot erfülle, zu nehmen, was einem nicht geboten wird. Das ist, glaube ich, die tausend und dritte Sure. Überhaupt Mohammed! Für den gebe ich dir den ganzen Krempel von Rom preis. Hättest du etwas Trinkbares hier, so nähme ich gerne an deinem Glase Anstoß, um den Erfinder des Harems hochleben zu lassen.“

Bleisurter ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, ohne zu sprechen.

Muermann sah ihm belustigt zu. „Du, Egon, es ist wirklich hohe Zeit, daß du diese Art von Entfettungskur beginnst. Du versumpfst sonst rettungslos; denn, wie ich sehe, läßt du dir von der verehrten Aufräumedame sogar schon im Sommer das Ofentürchen pugen.“

Aber alle diese Bemerkungen prallten heute wirkungslos ab; Bleisurter unterbrach seinen stummen Marsch nicht.

Endlich erklärte Muermann: „Du, wenn du heute nichts Besseres zu reden weißt, gehe ich, mein Teurer.“

Da blieb der andere vor ihm stehen. „Und was, glaubst du, wird nun aus dir?“

„Komische Frage, Egon. Oder hast du von unseren schwarzen Brotherren den Auftrag erhalten, mich zu sondieren, ob ich Zeuners Portefeuille übernehmen will? Wenn man die Akten herausnimmt und es mit Scheffs füllt, nehme ich an. Gehe hin und sage das!“

„Nein, den Auftrag habe ich nicht; ich habe überhaupt keinen Auftrag. Aber ich frage dich, wie du dir die Sache nach deinem ganzen bisherigen Erpreßerbenehmen und vor allem nach dem skandalösen Vorfall der letzten Nacht vorstellst.“

„Oha, davon weiß man schon? Wer hat denn da getratscht? Vielleicht Flora, mein einstiges Täubchen? Der drehe ich die Gurgel ab. Ja, du, hör' einmal, erzähl' mir doch, was es eigentlich gegeben hat! Ich habe keine Ahnung mehr von den welterschütternden Ereignissen dieser Nacht.“

„Das glaube ich dir. Du sollst dich besoffen und benommen haben wie ein Tier.“

„Ich protestiere im Namen meiner Mittiere. Mein Rausch und mein Benehmen dürften eher menschlich gewesen sein, allzumenschlich. Meinem Bruder Carl Rudolf ist unlängst etwas ganz Ähnliches passiert. Ich habe eben im Gegensatz zu deiner spießbürgerlichen Simpelei hocharistokratische Gewohnheiten.“

Bleisurter schlug die Hände zusammen und wiegte das Haupt. „Du mit deiner verfluchten Schürzenjägerei und deinem ganz und gar ungehörigen Synbaritentum bist ein unverbesserlicher Taugenichts, so weit du warm bist. Gewarnt habe ich dich oft genug, dir Ratschläge gegeben und dir ausgeholfen mehr, als ich konnte und sollte. Du hast dich noch in keiner Lebensstellung halten können, überall hast du die dümmsten Streiche gemacht, sinnlos dumme. Wenn du eine Gemeinheit oder so was begangen hättest, weil es dir Nutzen bringen und nicht hätte schaden können, dann gut. Aber so dumm, so bodenlos dumm zu sein, sich überall um

ein Nichts den Hals zu brechen! Ich schäme mich, daß ich dich den hochwürdigen Herren jemals genannt und empfohlen habe, ich weiß gar nicht, wie ich mich entschuldigen, wie ich das gut machen soll. Das ist nun dein Dank dafür, daß ich dir zu einem ausgezeichneten Posten verholfen habe, auf dem du dein Lebtage hättest bleiben können. Darin besteht dein Dank, daß du mich, weil ich dein Better bin, zugleich mit dir kompromittiert hast. Ich finde keine Worte für dein Benehmen, ich will nichts mehr von dir wissen, ich sage mich los von dir. Ich habe schwer genug kämpfen müssen, um dahin zu gelangen, wo ich bin. Und nun soll ich durch dich etwa aus dem Sattel geworfen werden? Ah nein, mein bester Berthold, so haben wir nicht gerechnet. Ruiniere dich selbst, wenn du schon nicht anders willst oder kannst! Mich wirst du nicht zugrunde richten. Wir sind fertig mit einander.“

Muermann hatte ganz still zugehört — tief betroffen. Herrje, herrje, das war aber verflucht ungemütlich und fatal! Die Warnungen und Drohungen seines Betters, auf den er schließlich pfeifen konnte, beunruhigten ihn nicht im geringsten, und die Predigt langweilte ihn bloß, zumal in diesem papierenen Tone philisterhaft moralischer Entrüstung. Aber was ihn lebhaft beunruhigte, waren die versteckten Hinweise auf das Geschehnis dieser Nacht und dessen voraussichtliche Folgen. Sapperment noch einmal, Tod und Teufel, wenn das wahr wäre? Ja, aber was hatte es denn eigentlich gegeben? Das wußte er nicht einmal, und das war doch schließlich das erste, das er wissen mußte.

„Ich bin erbaut und zerfnirscht, Egon,“ wandte er sich an den Better. „Deine Verachtung schmerzt mein weiches Gemüt, und die Aussicht auf den ewigen Verlust deines Anblickes ist mir gleichbedeutend mit Höllestrafe. Aber abgesehen davon bitte ich dich mit geziemendem Ernste, mir doch vielleicht die Hauptsache nicht vorenthalten zu wollen. Was habe ich Unschuldslamm denn heute nacht angestellt?“

„Das weiß ich nicht einmal genau. Zellmayer hat mir nur Andeutungen gemacht, die mir aber vollständig genügten. Er hat dir ja, wie ich hörte, schon geschrieben und wird dir persönlich alles Weitere sagen.“

Muermann stieß einen langen Pfiff zwischen den Zähnen hervor. „So, das ist die sehr wichtige Angelegenheit? Verflucht noch einmal! Da hat die Kröte Flora getratscht. Na, wart' du!“

Bleifurter hatte seinen Marsch vom Fenster zur Türe, von der Türe zum Fenster wieder aufgenommen. Muermann schwieg mehrere Minuten lang und überlegte.

Dann zuckte er die Achseln. „Bah, wie ich mich schon fürchte!

Geschehen wird mir gar nichts; ich werde den braven Herrn Zellmayer schon in Grund und Boden reden. Wer hat denn mehr Angst? Sie vor mir oder ich vor Ihnen? Mein verehrter Vetter, laß dir ein weises Wort sagen: wenn du dich von jemandem um deines Vorteiles willen ge- und mißbrauchen läßt, so Sorge, daß der Jemand dich vor allem fürchten lerne! Denn dann bleibst du in Vorteil und in Gebrauch – aus Angst. Das ist der große Unterschied zwischen mir und zwischen dir, der zu jeder Stunde aus dem berühmten Sattel, von dem du sprachest, geworfen werden kann, weil man sich vor dir nicht fürchtet. Ich aber –! Oderint dum metuant!“

„Ich glaube, du irrst ganz und gar,“ erwiderte der Doktor im Auf- und Niederschreiten. „Du dürftest mehr Grund zur Furcht vor ihnen haben als sie Grund zur Furcht vor dir. Wenn ich richtig verstanden habe, hast du dir nebstbei heute nacht Gotteslästerungen, in einem öffentlichen Lokale begangen, zuschulden kommen lassen. Es wird dir vielleicht bekannt sein, daß dich das in Konflikt mit dem Strafgesetz bringt. Und du kannst bestimmt auf eine ausgiebige Bestrafung rechnen; denn die hochwürdigen Herren mit ihrem großen Einflusse sind als Gönner nicht weniger angenehm, als sie als Gegner gefährlich sind. Du kannst ruhig das Kreuz über dich machen. Ich habe es schon gemacht.“

Was Auermann da über seine im Rausche verübten Greuelthaten vernahm, war ihm ebenso neu wie peinlich. So eine Dummheit zu begehen! Himmelherrgott, warum hatte er sich auch so lästerlich besoffen! Daran war diese Kröte schuld. Aber bah, als ob man für etwas im Rausche Begangenes verantwortlich wäre!

„Ja, wenn du in deinem frommen Herzen das Bedürfnis fühlst, das heilige Kreuzzeichen über mich zu machen, Egon, so steht es dir frei,“ sagte er. „Ich für meine Person mache es nicht; ich habe zu unchristliche Gesinnungen, um daran Vergnügen zu finden. Und schrecken lasse ich mir absolute nicht, Junge. Ich war besoffen; das können alle Kellner und der backenbärtige Schurke bezeugen. Was soll mir da geschehen? Nee, nee, bange machen gilt nicht.“

„Das sagst du aber nicht mit deiner sonstigen großartigen Sicherheit. Denke einmal nach, ob du nicht doch vielleicht etwas auf dem Kerbholz hast!“

Auermann sprang auf. „Tod und Teufel, Egon, was heißt das?“

Bleisurter zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, und es interessiert mich nicht. Daß du aber so aufgefahren bist, läßt mich vermuten, daß Zellmayer doch wohl mehr weiß, als dir lieb ist.“

Auermann verlor einen Augenblick lang die Fassung und er-

blaßte. „Zellmayer? Was will der wissen? Was hat er dir gesagt?“

„Gar nichts. Er hat nur, als ich meinte, du würdest dich zur Wehr setzen, wenn man dir auf den Leib rückte, eine unbestimmte Andeutung fallen lassen. Etwa so: ‚Ich weiß einen Knebel, der ihm den Mund stopft.‘ Daß ich dir das mitteile und dich auf alles, was dir bevorsteht, vorbereite, ist der letzte Freundschaftsdienst, den ich dir erweise. Denn, mein Junge, du hast dir schon wieder einmal den Hals gebrochen, hast deine Stellung verloren, und ich kann dir nur freundschaftlich raten, deine sieben Sachen zu packen und zu verschwinden.“

Bleisurter trat ans Fenster und blickte hinaus. Es herrschte eine Zeitlang Schweigen im Zimmer. Dann lachte Muermann auf. „Oh, der feine Herr Better, oh, die feinen Herren Pfaffen! Los werden wollt ihr mich auf billige Art, nachdem ich der sogenannten guten Sache, die – unter Brüdern Jesu – das denkbar Dreckigste ist, gute Dienste geleistet? Nein, meine Kinder, da kennt ihr Berthold Muermann sehr schlecht. Jetzt just nicht. Und wir werden doch sehen, wer den Kürzeren zieht. Ich weiß ein bißchen arg viel von Schleicherei und Kehrlicht und führe eine verdammnt gute Feder, wie männiglich bekannt ist.“

„Wirst es ja erleben,“ brummte Bleisurter halblaut, ohne seine Stellung zu verändern. „Jedenfalls sage ich mich los.“

„Das schöne Unglück,“ meinte Muermann. Zynisch fuhr er dann fort: „Junge, laß dir einmal die Sachlage, für die dir offenbar der Blick mangelt, erklären! Siehst du, ich bin ein Christ, allerdings ein hunds miserabler. Aber ich bin doch ein Christ, weil ich ehrlich alle meine Schwächen, alias Laster und Gemeinheiten, öffentlich bei Sonnen- oder Lampenlicht begehen will, begehe und zur Schau trage. Ich schäme mich ganz einfach ihrer nicht, und ich kann dir ganz ernstlich schwören, daß das einzige niederdrückende Gefühl, das ich augenblicklich kenne, das ist, daß ich Gift und Galle als heimlicher Florus spritzen mußte statt das schön öffentlich als Berthold Muermann zu besorgen. Du, mein Junge, hütetest deine – sagen wir: Schwächen, weil das höflicher ist, sehr ängstlich und willst vor der Öffentlichkeit bei Sonnen- und Lampenlicht recht schön sauber erscheinen, ohne es zu sein. Du bist kein guter Christ, oh nein, aber ein guter Jesuit. Und dabei um kein Atom weniger dreckig als ich. – Pst, nicht auffahren! Ich bin gleich zu Ende und empfehle mich dann. Siehst du, Wetterchen, das ist der Unterschied zwischen uns. Nun sage ich dir noch schnell, worin wir einander gleichen. Wir beide sind – das heißt: von mir kann ich wohl sagen: ich war – Werkzeuge der hochnichts-würdigen

Herren. Du, mein Kind, bist ein tadellos funktionierendes Gift, mit dem man ruhig morden kann, ohne daß äußerlich Spuren zu entdecken sind. Ich aber – das haben die Herren nicht gewußt – bin eine andere Art von Gift, weißt du, so eines, das äußerlich Spuren hinterläßt, die auf die Täter zurückführen. Aber, wie gesagt, Herr Doktor Egon Bleisurter und Herr Berthold Auermann – beide sind sie Gifte in klebrigen Fingern. Nun, mein Junge, laß mich einmal sehen, ob es nicht ganz verdammt offene Rißwunden an diesen noblen Fingern gibt! Ich empfehle dich deinem Herrn Jesus und erwarte den Mann, der Gott und dessen Gerechte öffentlich feilhält. Tjö!”

Auermann ging. Bleisurter sah ihm finster nach. „Der Kerl muß fort,” murmelte er. „Hätte ich ihn nur nie gerufen! Wenn ich nur etwas fände, etwas wüßte, um die Scharte auszuwegen und mich wieder ganz in Gunst zu setzen! Am liebsten wäre mir, ich würde mit einem Schläge reich und könnte mich zur Ruhe setzen!”

Er schritt zum Schreibtisch, sperrte eine Lade auf, entnahm ihr ein Buch und begann zu rechnen.

Berthold Auermann, der in gedrückterer Stimmung und kleinmütiger, als er sich gab, seinen Vetter verlassen hatte, war wieder voll Selbstvertrauen und leichtfertiger Ruhe, als eine Stunde später an der Glocke seiner Wohnungstür geläutet wurde. Das einzige überhaupt, das ihn nachdenklich gestimmt und eine Zeitlang aus dem Gleichgewichte geworfen hatte, war der Bericht Egons über die geheimnisvolle Äußerung Zellmayers: „Ich weiß einen Knebel, der ihm den Mund stopfen wird.“ Was wußte der Mann oder eigentlich: was mußten die Jesuiten? Nur von diesen gut organisierten Deuten, die über eine weit verzweigte Meute tüchtiger Spürhunde verfügten, konnte der Devotionalienhändler etwas erfahren haben. Aber was? Offenbar etwas aus Auermanns Vergangenheit. Nun ja, eine sogenannte Vergangenheit hatte er allerdings; es waren ihm sogar recht eklige Dinge widerfahren – wie zum Beispiel die Notzuchtsgeschichte mit der Marie im Hause des Bischofs Flemming und die beinahe noch unangenehmere Geschichte mit der mißglückten Abtreibung. Ach was, Geschichten, so alt, daß sie fast nicht mehr wahr waren, und schon verschollen, begraben! Lieber nicht daran denken! Davon wußten die Pfaffen doch nichts? Und sonst? Sonst konnte man ihm nichts vorwerfen, das ins Zuchthaus bringen konnte. Nein, nein, was der Zellmayer gesagt hatte, war eitel Dunst und Drohung. Aber bange machen gilt nicht, Herr Armenrat, und imponieren läßt sich Sieur Berthold Auermann einmal nicht, am

wenigsten von solch einem hirnarmen, stumpfnasigen, wasserblauäugigen, sommerprossigen, blattersteppigen Heiligenverkäufer!

Auermanns Selbstgefühl stieg, je mehr er die Lage überdachte und je lebhafter er sich den doch herzlich unbedeutenden Herrn von, auf und zu Zellmayer und sich selbst im trauten Zwiegespräche vorstellte. Er war überzeugt, daß dieser Zusammenprall unbedingt mit seinem Siege, also mit einer bedeutenden Schröpfung der Jesuiten und nebstbei mit der Festigung seiner Stellung enden würde. Gut war es, daß der dünnleibige Fetzbauch Egon ihn vorbereitet hatte. Der wird Augen machen, wenn er das Ergebnis der bevorstehenden Unterredung sehen wird. Heiliger Bimbam, da wird's ein blödes Schafsgesicht geben!

Der Journalist piffte eben kräftig und fröhlich einen eigens zu diesem Zwecke gerade erfundenen Siegesmarsch, als der heisere Glockenton erscholl.

Er öffnete die Türe, verbeugte sich tief und sprach als Begrüßung: „Herr Armenrat, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach. Aber du wirst eingehen, und zwar sehr.“

Ein eifiges, kurzes Kopfnicken Zellmayers war die Antwort.

„Herr, ich bin nicht würdig,“ wiederholte Auermann, der an dieser Begrüßungsart Wohlgefallen fand.

„Gewiß nicht, Herr Auermann,“ sagte der Armenrat kühl. „Außerdem bitte ich Sie dringend und ernstlich, Ihre Gotteslästerungen vor dem Staatsanwalt zu wiederholen und nicht vor mir.“

„So, so, also das ist's?“ dachte Auermann; und im Vollgefühle der Sicherheit, daß der Rausch einen überwältigenden Milderungsgrund abgab, lachte er. „Mein Irrtum ist verzeihlich, edler Herr Rat. Ihre Haltung und Ihre Mienen ließen mich glauben, daß ich bereits vor meinem Richter stehe. Ich beuge an allen Beinen.“

„Sie irren auch nicht, Herr Auermann. Und gewiß haben Sie allen Grund zu zittern.“ Der Devotionalienhändler sprach mit einer sachlichen, kühl überlegenen Ruhe, die geradezu überraschend wirkte. Auf den Journalisten wirkte sie allerdings vorüberhand nur erheitend.

„Sapperment, Armenrat, unseliges, haben Sie sich verändert, seit ich Sie nicht mehr gesehen! Aber das kleidet Sie; das ist endlich einmal eine Ihrer inneren Größe würdige Haltung.“

Zellmayer musterte den anderen von oben bis unten und ergötzte sich an dem Gedanken, daß er mit Genehmigung und über Auftrag seiner hochwürdigen Gönner diesen kleinen Kerl da, vor dem er trotz Haß und Verachtung so lange gezittert hatte, dessen

Fliegeleien er über sich hatte ergehen lassen müssen, — daß er diesen Menschen da endlich einmal klein und selbst zittern sehen durfte und sollte. Das war ein wonniger Augenblick der Rache, der nun bevorstand. Zellmayer fühlte seine Wichtigkeit und war entschlossen, sich auch nicht das Geringste zu vergeben. Die Unterweisungen, die ihm Pater Adam und der Justizrat Doktor Greiling erteilt hatten, waren so erschöpfend gewesen, daß er auf jederlei Angriff vorbereitet war und nie den festen Boden zu verlieren fürchten mußte.

„Sie haben ein Schreiben von mir erhalten, das Ihnen meinen Besuch in einer sehr wichtigen Angelegenheit ankündigte,“ begann er.

„Zu Befehl, ja, Guer Hoheit.“

„Wissen Sie vielleicht schon, um welche Angelegenheit es sich handelt?“

„Zu Befehl, nein, Guer Hoheit.“

Ich werde Ihnen in Kürze die ganze Sachlage auseinanderlegen,“ sagte der Armenrat, legte erst jetzt Hut und Stock aus der Hand und setzte sich.

Auermann schleppte den Schaukelstuhl herbei und nahm dem Besucher gegenüber Platz. „Wir setzen uns zu einander,“ meinte er, „während Sie etwas auseinanderlegen. Das ist hübsch.“

„Ich mache Sie aufmerksam, Herr Auermann, daß ich Ihre etwaigen Unterbrechungen nicht beachten, sondern fortfahren werde, bis ich fertig bin.“

„Herrje, sprechen Sie aber heute ein schönes Deutsch! Dächte ich häßlich, so vermutete ich, Sie hätten Ihre Rolle auswendig gelernt, Herr Armenrat. Aber Achtung, daß Sie nicht stecken bleiben, wenn ich extemporiere! Und nun fahren Sie, fahren Sie fort!“

Der Devotionalienhändler zog sein Portefeuille aus der Brusttasche.

Als Auermann es sah, stieß er einen Schrei aus. „Ja, Engel Gottes, wie schmäzlich habe ich Sie verkannt und wie unwürdig behandelt! Vergebung, Vergebung! Ich erwecke Demut und Reue und was sonst noch beliebt. Geld her!“

„Allerdings bringe ich Geld, sogar eine für Ihre Verhältnisse sehr beträchtliche Summe, die ich Ihnen einhändigen werde, wenn Sie gewisse Bedingungen erst einmal erfüllt haben.“

„Betrachten Sie sie als erfüllt und geben Sie, Vöte des Himmels, das köstliche Manna!“

„Warten Sie ab, Herr Auermann! Sie müssen doch erst die Bedingungen hören.“

„Ich höre.“

„Ich habe hier ein kleines Papier, das Sie gütigst unterschreiben werden.“

„Ah, Wechselchen?“

„Wenn Sie es so nennen wollen. Es ist ein Wechsel in Ihren bisherigen Lebensgewohnheiten.“

„Umgang adelt, edelt. Sie werden geistreich durch den vorteilhaften Verkehr mit mir. Aber das sage ich gleich: Pfaff werde ich nicht, höchstens Papst. Und auch das nur ohne Zölibat.“

Zellmayer entfaltete ruhig einen großen Bogen Papier. „Wollen Sie hören?“

„Wolfram von Eichenbach, beginne,“ sang Auermann. „Die Brille steht Ihnen vorzüglich; sie vergeistigt Ihr Antlitz,“ bemerkte er dann.

Der Armenrat rückte die Augengläser bedächtig zurecht und begann vorzulesen:

„Ich, Berthold Auermann, geboren zu Kornburg, am 3. Juli 1873 —“

„Ja, meine Mutter schwitzte furchtbar. Es war — ich erinnere mich genau — ein sehr heißer Sommer,“ unterbrach der Journalist. Aber der Scherz klang etwas gezwungen. Die Sache wurde entschieden ungemütlich. Was mochte diesem feierlichen Anfang folgen?

Zellmayer las weiter vor:

„als Sohn des Leopold Auermann und dessen ehelicher Gattin Anna, geborenen Bleisurter, bekenne hiemit, daß ich mich im Jahre 1893 des Verbrechens der Notzucht, begangen an Marie Hill im Hause des Bischofs Flemming in Kornburg, sowie auch in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1902 des Verbrechens der Religionsstörung, begangen durch gotteslästerliche Reden in dem öffentlichen Vergnügungs- und Saale des Kronenorpheums hierorts, schuldig gemacht habe, daß ich ferner von dem bevollmächtigten Vertreter der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Heimat“, dem Herrn Armenrat Josef Zellmayer, des öfteren in expressiver Absicht Geld verlangt habe. Indem ich dies einbekenne, verpflichte ich mich hiemit kraft meiner eigenhändigen Unterschrift, niemals mit einem wie immer gearteten Ansinnen an irgend ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und deren Vertreter heranzutreten, da ich hiezu keinerlei Recht habe, anerkenne ferner, daß ich mit dem heutigen Tage für meine schriftstellerischen Leistungen im Dienste der Tageszeitung „Heimat“ voll ausgezahlt und in aller Form aus dem Dienste entlassen wurde, so daß mir auch in dieser Hinsicht keine Ansprüche mehr zustehen, und verpflichte mich endlich, diese Stadt binnen achtundvierzig Stunden, also spätestens bis Mittwoch, den 14. Mai 1902 um

acht Uhr abends, für immer zu verlassen. Im Falle des Zuwiderhandelns gegen eine dieser meiner Verpflichtungen erwarte ich die mir für die obengenannten Verbrechen gesetzlich gebührende Strafe. — So, jetzt folgt Ort und Datum, und nur die Unterschrift fehlt. Die bezahle ich Ihnen mit fünf Tausendern, also fürstlich. — Ja, warum reden Sie denn gar nicht, Herr Berthold Auermann? Sie sind doch nicht jäh erkrankt? Laß sehen Sie allerdings aus.“

Während der Devotionalienhändler bedächtig und mit eingelernter Betonung das Schriftstück verlas, hatte Auermann mit keinem Worte unterbrochen. Seine dunklen Augen, die seinem Gesichte etwas Bedeutendes verliehen, hatten zuerst wild geflammt, als er sein altes Verbrechen, das er an Marie Gyll begangen, drohend wieder erstehen sah; er hatte sich entfärbt, seine Mienen waren verzerrt erschienen, die Lippen hatten sich geöffnet, so daß die zerbröckelnden Zahnreihen fletschend sichtbar wurden. Himmelsherrgott, die verdammten Spiegeln, diese schwarze Schwefelbande! Was war da zu machen? Daß sie das herausgefigelt hatten! Und dazu jetzt noch Religionsstörung! Wie den Schlag parieren? Eine Zeitlang hatte Auermann das zerschmetternde Gefühl, daß alles zusammenbräche, alles verloren wäre und daß er nichts Klügeres und Besseres tun könnte als zu unterschreiben, das Geld zu nehmen und zu verschwinden. Aber das hieße: sich ohne Kampf besiegt erklären. Nein, nein, das noch nicht. Obzwar fünf Tausender nicht zu verachten waren. Was konnte man sich für den Haufen Geld alles leisten!

Aber als Zellmayer die letzten Sätze sprach, und zwar in jenem boshaften, überlegenen Tone, den er sich so oft von Auermann hatte gefallen lassen müssen, da erwachte in diesem wieder der ganze starre Trotz, und voll Wut entschloß er sich, den Kampf aufzunehmen.

„Sind Sie schon zu Ende, werter Herr?“ fragte er und erhob sich.

„Ja. Ist Ihnen das noch nicht genug, Herr Auermann?“

„Nein,“ brach dieser ingrimmig los, „noch lange nicht genug, Herr Armenrat. Ich wünsche einen Zusatz. Der soll so lauten: Hingegen bekenne ich, Josef Zellmayer, Armenrat und Devotionalienhändler, mißgeboren in dem und dem Jahre des Unheils, daß ich ein blattersteppiges, verseuchtes, niederrächtiges, anrüchiges, feiges und willenloses Werkzeug der Jesuiten bin, und erkläre im Auftrage und Namen dieser unsauberen Gesellschaft, daß sie sich den Beruf erwählt hat, das Gemeinwohl und die Sicherheit des Staates auf alle erdenkliche Art zu ihrem eigenen Vorteil zu gefährden und zu vernichten und das Wohl und die Sicherheit der einzelnen

Staatsbürger mittels Seelenmeuchelei, begangen durch Bestechung, Kuppelei, Veruneinigung, Denunziantentum, Drohung, Erpressung, Verleumdung und andere strafbare Handlungen, zu untergraben. – So, Sie Herr Bevollmächtigter, schreiben Sie das gefälligst hinzu; dann setze ich meine Unterschrift ‚Berthold Auermann‘ darunter. Und ich will den Wahrheitsbeweis für jedes dieser Worte antreten, was Ihnen bezüglich der gegen mich erhobenen Anschuldigungen denn doch vielleicht nicht ganz gelingen wird.“

Zellmayer blieb unerschütterlich. „Meinen Sie, werter Herr? Sie irren doch vielleicht. Abgesehen von einem gewissen Herrn mit schwarzem Backenbart, mit dem ich heute sprach und den Sie bei einer Gegenüberstellung gewiß erkennen werden, und abgesehen von meiner Ladendame Flora Piffal, die Sie am Leben bedrohten, – –“

Auermann lachte wild auf. „Das Naß!“

„Die hochwürdigen Herren,“ fuhr der Devotionalienhändler unbeirrt fort, „wollen in ihrer christlichen Güte und Milde allen Einfluß aufbieten, um die öffentliche Anklage, die gegen Sie wegen Religionsstörung, Beschimpfung des heiligen Ordens, versuchten Totschlags – – Ja, mein guter Herr, Gläser und Flaschen haben Sie geschwungen – –“

„Tut mir leid, daß es erfolglos blieb.“

„Also diese Ihnen bevorstehende Anklage und strafgerichtliche Verfolgung wollen und werden die hochwürdigen Väter vermöge ihres weitreichenden Einflusses unterdrücken, wenn Sie sich unterwerfen.“

„Das zeige ich an. Beugung des Rechtes.“

„Bitte, ganz, wie beliebt. Fräulein Marie Hill ist bereit – –“

„Sich selbst einer falschen Aussage vor Gericht zu beschuldigen?“

„Ja. Sie ist eine Magdalena.“

„Uui, ui, ihr Schufte! Sie sind wohl auch so eine männliche Magdalena und haben schon tausend Schweinereien hinter sich. Schufte, Schufte!“

Zellmayer zog seine Uhr. „Ich könnte Ihnen auch noch anderes aus Ihrer Vergangenheit erzählen, das auf einem zweiten, ausführlicheren Bogen steht, etwas sehr Hübsches, Herr Auermann; aber meine Zeit ist sehr gemessen. Ich werde in einer halben Stunde vom Herrn Justizrat Doktor Greiling erwartet, der allernächsten gegen Sie vorgehen wird. Wenn ich ohne Ihre Unterschrift von hier fortgehe, ist einige Minuten nach mir ein anderer Besuch bei Ihnen, der anders reden wird. Bitte, entscheiden Sie sich binnen zehn Minuten!“

Jetzt begann der tödlich erblaßte Journalist an allen Gliedern

zu schlottern. Die Beine versagten den Dienst; wie angewurzelt blieb er an einem Flecke stehen. Seine Augen schossen Blitze ohnmächtiger Wut.

Zellmayer zog aus seiner Brieftasche fünf große Scheine, nahm sie in die eine Hand, das Schriftstück in die andere und hielt beides dem Feinde hin. „Acht Minuten noch. Wählen Sie,“ sagte er. „Verkaufen Sie mir Ihre Unterschrift? So gut wird sie nie mehr gezahlt werden im Zuchthause.“

Auermann atmete wild; seine Blicke hingen wie gebannt an den Scheinen. Aber plötzlich schüttelte er sich und schrie: „Nein, nein und neunhundertneunundneunzigmal, ihr Schweine, nein! Was habe ich schließlich zu verlieren? Ich werde eingesperrt, schön und gut. Kein Hahn kräht nach Auermanns Schicksal. Aber ihr, ihr Bestien, fürchtet euch ja, daß alle Hähne, von dem des Petrus angefangen bis zu dem auf dem Dreifaltigkeitsdorn oben, zu krähen beginnen und euer letztes Stündlein in diesem Reiche einfrähen, sobald ich nur das Hundertstel von euren Schandtaten auskräme. Ich unterschreibe nicht.“

Der Devotionalienhändler erhob sich gelassen. „Wie Sie wünschen, Herr Auermann.“ Er schob Geld und Schriftstück wieder in die Brieftasche, nahm Hut und Stock und schritt der Türe zu.

Mit einem Satz sprang ihm der Journalist nach, hielt ihn am Arme fest und schrie: „Halt! Es sind noch mindestens vier Minuten.“ Dann sank er auf seinem Schaukelstuhl zusammen und bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Zellmayer legte Hut und Stock wieder fort. „Wie Sie wünschen, Herr Auermann,“ sagte er äußerst höflich, nahm Platz und holte abermals das Portefeuille hervor.

Auermann verharrte eine Weile reglos. Er sah nicht das boshafte Siegeslächeln seines Gegners. Endlich zog er die Hände vom Antlitz und sprach mit heiserer Stimme: „Zeigen Sie den Wisch nochmals!“

„Bitte, bitte, gerne,“ erwiderte der Armenrat und breitete das Schriftstück aus. „Sehen Sie, hierher gehört die Unterschrift. Kommen Sie mit mir dort zum Tisch hin! Dort liegt auch, wenn ich richtig sehe, eine Feder.“

Er schritt dem Schreibtische zu, der andere folgte ihm langsam und begann dann zu lesen. Als er aufblickte, sah er Zellmayer, der mit höflichem Lächeln in der einen Hand die eingetauchte Feder, in der anderen das Geld hielt. Da packte ihn seine alte Leichtfertigkeit; sein Sinn für die Tragikomik des Lebens überwältigte ihn, und er begann herzlich zu lachen. Das überraschte den Armenrat denn doch, und er machte ein verdüstertes Gesicht.

Als Nuermann das sah, lachte er noch kräftiger. Dann erklärte er: „Alter Gauner Josef Mephisto, Bevollmächtigter der Hölle, versucht Berthold Faust, den Doktor der Naturwissenschaften.“

„Wollen Sie gütigst unterschreiben?“ fragte der Armenrat.

„Sechstausend.“

„Nein.“

„Ich bin kein Shylock. Fünftausend fünfhundert.“

„Bedauere.“

„Bitte, bitte, meinerseits bedauere ich. Ohne Schmerzensgeld tu' ich's nicht. Sie haben zwei Minuten Zeit zum Überlegen, Höllenfürst.“

„Ich will Ihnen aus meiner eigenen Tasche zwei Hunderter als Reisegeld geben, aber auch keinen Deut mehr.“

„Feder her!“

Zellmayer reichte Nuermann den Federstiel, und dieser wog ihn in der Hand. „Leicht,“ meinte er, „federleicht, papierleicht. Bah, Herr Armenrat Josef Zellmayer, verwenden werden Sie das Schriftstück, das zentnerschwere, nie, weil Sie sich und Ihre schwarzen Götter damit gleichzeitig unmöglich machen. Ich erlaube mir ferner, ergebenst zu bemerken, daß ich mir diese selbe Feder sehr gut aufheben werde, um sie einmal würdig zu gebrauchen.“

Der Devotionalienhändler zuckte die Achseln. „Ich persönlich habe auch keineswegs die Absicht, das Schriftstück zu verwenden. Dieses würde nur eines Tages, wenn Sie Ihre Verpflichtungen nicht einhalten sollten, ganz zufällig einer löblichen Behörde in die Hände fallen. Wollen Sie nun unterschreiben oder nicht? Meine Zeit ist um, und ich werde erwartet.“

Der Journalist warf Zellmayer einen scharfen Blick zu und tauchte dann nochmals die Feder ein. „Bah,“ sagte er, „man lebt so oft, als man sich häutet,“ und unterschrieb.

XIX.

Doktor Egon Bleisurter war über die Abreise seines Veters und Wohnungsnachbars Berthold Nuermann keineswegs betrübt; er atmete vielmehr wie ein Erlöster auf, als er am nächsten Nachmittage heimkehrte und an dem Haustore den Zettel aufgehängt sah, der die leerstehende Wohnung zur Miete ausbot. Gott sei Lob und Dank, den unbequemen Geist, den er selbst gerufen hatte, war er nun los. Wie oft hatte er im Laufe dieser kurzen Zeit,

dieser sechs Wochen, bereut, daß er dem hochwürdigen Vater Adam seine Verwandtschaft mit Auermann verraten und diesen empfohlen hatte! Das war zweifellos unklug gewesen, im höchsten Grade unklug. Bleisurter sagte sich, daß er seinen Vetter besser hätte kennen und es voraussehen müssen, daß dieser Lump, der nie und nirgends gut getan hatte, sich auch diesmal nicht behaupten können und nur Unannehmlichkeiten schaffen würde. Ein Glück, daß er fort war! Dafür mußte der Doktor seinen hochwürdigen Gönnern und dem braven Armenrate aufrichtig Dank, zumal der Kerl sich auch noch das zweifelhafte Vergnügen seiner Verwandtschaft bezahlen ließ. Keinen Pfennig hatte Egon von seinem Vetter je zurückerhalten, obzwar er ihm gerade genug gegeben hatte. Er konnte ganz blaß vor Wut und Geiz werden, wenn er an all' das dachte, was er für diesen Menschen hergegeben hatte – teils langsam in kleinen Summen Bargeldes, teils in anderen Dingen. Ein Glück, eine wahre Himmelsgnade, daß der Bursche fort war, der Taugenichts, der Haderlump! Das letzte Hemd hatte er einem schließlich vom Leibe gebettelt. Und – weiß Gott! – man hatte doch selbst nichts überflüssig, im Gegenteil.

Doktor Bleisurter seufzte tief auf. Ehe er die Treppe zum zweiten Stockwerk erreicht hatte, hörte er hinter sich schlürfende Schritte hastig die Stiegen erklimmen.

„Herr Doktor!“

Er blieb stehen und wandte sich.

Mit Briefen in der Hand, kam ihm die Hausmeisterin nachgeeeilt.

„Ich bitt' schön, Herr Doktor, da sind zwei Brief'. Den einen hat der Herr Doktor Auermann, wie er fort ist, für Ihnen bei mir gelassen. Den andern hat grad' vorhin ein Herr abgegeben.“

Bleisurter dankte, steckte die Briefe zu sich und stieg zum dritten Stockwerk empor. Er sah Briefe immer nur an, wenn er sich allein mußte; denn er wollte andere Menschen nicht zu Zeugen des Eindruckes machen, den dieses oder jenes Schreiben allensfalls auf ihn hervorbringen könnte. Und da schon der bloße Anblick einer Handschrift unter Umständen bedeutungsvoll genug war, um seine Wirkung in die Züge des Antlitzes zu graben, zog es der vorsichtige Doktor, der so reich an Geheimnissen war, stets vor, nicht einmal die Aufschriften der Briefe, die er empfing, vor den Augen Fremder zu betrachten.

In seiner Wohnung angelangt, setzte er sich, wie gewöhnlich, an den Schreibtisch. Dann zog er die Briefe aus der Tasche. Die Schrift des einen Umschlages kannte er genau. Das konnte

etwas überaus Wichtiges sein. Darum also zuerst der andere Brief! Bleifurter öffnete das Schreiben seines Veters und las:

„Hochachtungsbares Werkzeug Jesu,

es drückt mir das Herz ab, von Dir gehen zu sollen, ohne Dir etwas Liebes gesagt und getan zu haben. Ich bringe es nicht über mich und tu's auch nicht. Vernimm denn, daß ich als bescheidenes Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die vielen Wohltaten, die Du mir in Form von guten Ratschlägen, Leintüchern, Seifen, Gläsern, abgetragenen Hosen und ähnlichen Gemeinheiten erwieleist, Dich zum alleinigen Erben meines prunkvollen Eigentums einsetze, das ich des geringen Umfanges meiner Koffer wegen zurückließ. So rächen sich Wohltaten. Nimm sie denn hin – den Schaukelstuhl, das gestickte Kissen, den Paravent, das Viskörservice und was Du sonst noch an meinen sterblichen Resten findest. Ich weihe sie Dir und der Gräfin, die sich dereinst Deines ruhmvollen Namens zu schämen haben wird.

Ich gehe nunmehr den Weg alles Fleisches, das sich vergnügen will. Paris ist mein Reiseziel. Mein Diesseits werde ich dort den Männern widmen, die für mich des sous, und den Weibern, die für mich dessous verlieren, und im übrigen ein gottgefälliges Leben führen. Daß Du und die ganze Schwefelbande nicht ab und zu in recht fideler Weise an mich erinnert werden, brauchst Du nicht zu befürchten. Wartet nur! Indessen ersuche ich Dich geziemend, dem wackeren Armenrat und den schwarzrückigen himmlischen Hofunräten meine Erlaubnis zu übermitteln, sich als deutsche Kaiser zu betrachten und als Ritter mit der eisernen Faust

Deinen sich vor Dir verachtungsvoll übergebenden

Berthold Auermann.'

Doktor Bleifurter las dieses Schreiben trotz der Gefühle des Ekels und der Verachtung, die es in ihm wachrief und die sich in seinen Mienen spiegelten, bis zu Ende. Dann warf er es von sich. „Der Lump ist schadlos gemacht,“ dachte er voll Genngtuation und Freude; „wie ein getretener Wurm windet er sich in ohumächtigem Zorn und ratloser Rachsucht; er ist unschädlich gemacht.“

Nach einer Weile schmunzelte er zufrieden. Viel waren die Sachen, die Auermann ihm hinterließ, allerdings nicht wert; aber immerhin – es wäre schade um jeden Pfennig, den man aus der Hand ließ. Bleifurter beschloß, in die verlassene Wohnung seines Veters zu gehen, die Dinge anzusehen, einzuschätzen und dann teils zu behalten, teils zu veräußern. Aber erst einmal mußte er den zweiten Brief lesen. Er öffnete ihn behutsam.

„Lieber Doktor!

Kommen Sie heute abends neun Uhr zu mir. Es hat ein Unglück gegeben, ein großes Unglück. Der Baron S. hat sich erschossen. Was sagen Sie dazu? Schulden bis über den Kopf. Ob wir werden kommen zu unserem Gelde? Ich weiß nicht, ich bin wie geschlagen vor den Kopf. Ich werde sehen zu retten, was ist zu retten. Großer Gott, was für ein Unglück! Ich bin ruiniert.

S. M.‘

Der Doktor erbleichte furchtbar, seine Hände zitterten. Mit einem dumpfen Schrei sprang er auf und begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Aber seine Beine waren schwer, wie schlaggerührt. Achzend brach er wieder auf dem Sitz zusammen, legte die Arme auf den Schreibtisch und verbarg das Antlitz in ihnen. Sein Geld dahin, sein Geld, das er unter Entbehrungen gesammelt und gespart und nicht nur vorteilhaft, sondern auch sicher, todsicher angelegt geglaubt hatte! Todsicher! Ja, sicher war der Tod dieses Schuldners, nicht aber sein Geld. Großer Gott, das konnte, durfte nicht sein! Das wäre zu hart, das wäre —! Nein, nur das nicht! Sollte denn ein zweites Mal —?!

Bleisurters Gedanken verloren sich in die Vergangenheit zurück, und die Erinnerung ließ das Bild eines der schwärzesten Tage seines Lebens wiedererstehen.

Vor sechs Jahren sah sich Egon Bleisurter, der damals das siebente Semester seiner juristischen Studien auf der Universität der Hauptstadt absolvierte, außerstande, das Geld für die Kollegien und für seine bescheidenen täglichen Lebensbedürfnisse aufzubringen. Seine Eltern waren tot; Verwandte, die ihn unterstützen konnten, hatte er nicht, und das wenige, das der Nachhilfsunterricht einbrachte, den er in drei Häusern erteilte, genügte kaum zur Bestreitung des Unterhaltes, geschweige denn zu anderem. Der Student begrüßte es als einen glücklichen Zufall, als Rettung aus der drohenden Gefahr, die Studien unterbrechen, vielleicht für immer aufgeben zu müssen, als ihm ein Herr, dessen Bekanntschaft er in einem Kaffeehause gemacht hatte, eine Stellung bot, einen Gelderwerb wies. Hätte dieser Herr nicht aus verschiedenen Andeutungen, die der junge Mann im Laufe der Gespräche fallen ließ, dessen schlimme Lage und Bereitwilligkeit, um jeden Preis Geld zu verdienen, erkannt, so hätte er ihm wohl schwerlich angeboten, was er ihm anbot. Denn das Ehrenhafteste und Begehrtesten war es ja nicht. Der Herr war Geldleiher und wollte an seinem Geschäft einen strebsamen und verlässlichen Mann beteiligen, der hilfs=

bedürftige junge Menschen auskündete, ihm zuführte und schließlich die Schulden eintreiben half. Für diese Leistungen versprach er wenig festen Lohn, aber einen beträchtlichen Prozentanteil, so daß es ganz von der Geschicklichkeit und Tüchtigkeit des Gehilfen abhing, ob dieser viel oder wenig verdiente. Nach kurzem Zögern nahm der Student an, geblendet von den Zahlen, die der Werber als seinen Jahresverdienst nannte. Anfangs schüchtern, überwand er bald die Scheu und wurde so tüchtig und tatkräftig in dem neuen Berufe, daß sein Prinzipal sich vergnügt die Hände rieb und sich zu seiner kostbaren Entdeckung beglückwünschte. Er gewann sogar so viel Geschmack an dieser Tätigkeit, daß er darüber seine Studien ein wenig vernachlässigte. Das Geldverdienen hatte es ihm angetan, das Geld zog ihn mächtig in seinen schmutzigen Bann. Und doch gönnte er sich für sein eigenes Vergnügen nichts, sondern legte jeden Deut zurück, den er nicht dringend selbst brauchte. Er wollte reich werden, sehr, sehr reich – auf welchem Wege immer. Einmal war ihm das Glück besonders hold, und er verdiente mit einem Schlage eine größere Summe. Da begann er den Schuldnern seines Herrn, die ihm besonders sicher schienen, aber auch besonders geldbedürftig waren, auf eigene Rechnung heimlich zu leihen. Allerdings nahm er weit größere Provisionen und weit mehr Prozente als sein Herr und wurde, sobald es um sein Geld ging, ein noch unerbittlicherer Gläubiger und Mahner, der niemals stundete, – aus Prinzip, wie er es nannte. So hatte er auch einem jungen Adligen, der seinem Prinzipal verpflichtet war, Geld auf hohe Wucherzinsen geliehen, eigenes Geld. Der Schuldner war sicher, eine große Erbschaft stand ihm bevor. Aber er war auch leichtsinnig, unverbesserlich leichtsinnig, und so kam es, daß er enterbt wurde. Bleisurter erfuhr es früher als sein Prinzipal und stürzte, um sein Geld hangend, zu dem jungen Manne, präsentierte die Wechsel und verlangte die schon seit geraumer Zeit fälligen Beträge.

Der Doktor stöhnte auf, da er sich an den Blick erinnerte, den sein Schuldner ihm damals zugeworfen hatte. Es war der halb-irre Blick eines müdgehegten Wildes gewesen, das sich umstellt sieht und verloren weiß. Aber damals hatte Bleisurter nicht aufgestöhnt; ungerührt, unerbittlich war er geblieben, bis der Schuldner endlich zusagte, er würde noch am selben Abend zahlen. Da ging der Doktorand mit der Verheißung, pünktlich an diesem Abend wiederzukommen. Aber bang war ihm doch zumute gewesen während des ganzen Tages, seltsam bang. Und dann der Abend!

Jetzt, da Bleisurter daran dachte, stand ihm kalter Schweiß auf der Stirne, und seine Kehle war trocken.

Da lag der junge Mann erschossen in seinem Bette; er war eben erst gestorben – nach drei Stunden der Todesqual, des Todeskampfes. Und Bleisurter sah im Geiste, wenn auch nur ganz undeutlich, wieder die Menschen, die dort flüsternd standen und gingen. Er hätte heute keinen von ihnen wieder erkannt bis auf den einen, der ihn damals nach seinem Namen fragte, ihn dann am Arme faßte und mit sich zog. Dieser eine war ein Geistlicher, ein Jesuit, den man aus dem nahen Gebäude der Clavergasse zu dem Sterbenden gerufen hatte; dieser eine hieß Pater Huber und war jetzt Rektor der Erziehungsanstalt in Steinfurt; dieser eine mußte um alles. Denn er hielt einen Brief in Händen, einen Brief oder wenige Zeilen nur, die ihm der Sterbende überreicht haben sollte. Und diese verrieten in verzweiflungswilder Anklage die Ursache des Selbstmordes, die Wuchersünden des Gläubigers Egon Bleisurter. Dieser hatte damals voll der furchtbarsten Angst dem Geistlichen ein Bekenntnis abgelegt, reuig und zerknirscht gebeichtet und hoch und heilig geschworen, niemals wieder derartiges zu begehen und fortan als guter Christ und ergebener Diener der Kirche zu leben. Da hatte der Priester voll Güte und Milde verziehen und hatte verheißen, das Geheimnis zu wahren und den Reuigen vor dem rächenden Gesetze zu retten.

Der Doktor, den seine Gedanken zwangen, diesem dunklen Kapitel aus seiner Vergangenheit nachzufinnen, begriff kaum, wie er es damals zuwege gebracht hatte, seine Prüfungen zu bestehen und seinen Titel zu erwerben. Maßlose Furcht oder eiserne Willenskraft mußte ihn mit Rutenhieben vorwärts gepeitscht haben; vielleicht beides in seltsamem Gemisch. Aber dann war er schleunigst aus dieser Stadt entflohen und hatte drei Jahre in Kornburg verbracht, mehr vom Zufall und dessen kleinen Geldspenden lebend als vom geregelten Tageserwerb, bis er es nicht mehr ertrug und hierher zurückzukehren wagte, um sich eine sichere Existenz zu schaffen, um vielleicht das ersohnte Glück zu finden. Glück – für Bleisurter bedeutete es nach wie vor Geld. Die im Dienste des Geldleihers verbrachte Zeit hatte über seinen Charakter und seine Lebensauffassung entschieden, hatte ihn gestempelt. Eine glückliche Eingebung war es gewesen, die ihn vor zwei Jahren zu Zellmayer führte, um von diesem in heuchlerisch frommer Weise eine Unterstützung zu erbitten. Der Doktor hatte in Erfahrung gebracht, daß der Devotionalienhändler ein ergebener Freund der Jesuiten war, und eben deshalb ihn aufgesucht. Ganz so, wie er es seinem Vetter Auermann erzählt hatte, war das damals mit der Wallfahrt nicht zugegangen. Es war eben Bleisurters Absicht gewesen, sich den Jesuiten wieder zu nähern, sich in ihren Dienst zu

stellen; er hatte darauf gerechnet, daß es einen vorzüglichen Eindruck machen und eine gute Empfehlung bedeuten würde, wenn er als geläuterter Mensch, als frommer Wallfahrer wieder auftauchte. Und er hatte sich nicht verrechnet; Pater Adam hatte ihn in Gnaden aufgenommen. Daß dieser und all' die anderen Jesuiten um seine Vergangenheit, seinen Makel wußten, — was lag daran? Die Mitwisserschaft gab den Jesuiten allerdings knebelnde Macht über ihn; aber diese Gewalt räumte er ihnen gerne ein. Er hatte ja keineswegs die Absicht, diese mächtigen Menschen, die so gut schützen und besolden konnten, zu verraten. Sein Vorteil war bei ihnen; das war klar. Wenn nur seine Leidenschaft des raschen, mühelosen Gelderwerbes nicht gewesen wäre! Seine quälende Sehnsucht nach Reichtum — zum zweiten Male sollte sie ihm nun zum Fluche werden? Nein, das sollte sie nicht. Lieber gab er alles preis, verlor bis auf Pfennig und Heller das kleine Vermögen, das er im Bucher angelegt hatte, lieber alles, als daß sein Geheimnis abermals jemandem offenkundig würde, der ihn dafür zur Rechenschaft ziehen, knebeln, strafen konnte.

Der Doktor sprang auf, warf sich auf die Ottomane und wälzte sich hin und her, das Antlitz in den rauhen Stoff vergräbend und die Zähne in die Lippen schlagend, um nicht laut aufzuschreien. Er fühlte es im Magen wie einen Krampf, in der Brust wie brennende Stiche. Gott, Gott, großer Gott, sein Geld dahin! Wieder von vorne anfangen! Schrecklich, schrecklich! Nein, er konnte es nicht preisgeben. Und doch, doch, er mußte; denn wenn seine Gönner darum erfuhren, wenn — —! Warum auch hatte er sich mit diesem Simon Mehrer eingelassen und verbündet! Das war ein Schurke, gewiß, gewiß, und betrog ihn. Der junge Baron, der sich da wieder umgebracht hatte, galt doch als so sicher!

Bleisurter erhob sich. Er wollte fort, wollte sich überzeugen, ob dieser unredliche Schuldner sich wirklich erschossen hatte, ob — — Aber nein, um Gottes willen, das nicht! Ein zweites Mal das alles ansehen? Und — und sich verraten dabei? Das wäre gräßlich und — und wäre dumm. Jetzt mußte noch kein Dritter, daß er es war, der dem Toten — pfui, dem Toten! Gräßlicher Gedanke! — auf Bucherzinsen Geld geliehen hatte; jetzt deckte ihn ja der Name seines Verbündeten; kein verräterisches Schriftstück existierte, außer in den schmutzigen Händen Mehrers, der sich hüten würde, unklug gegen sein eigenes Interesse zu handeln. Aber wenn Bleisurter nun persönlich auftrat, wenn er sich zeigte, verriet, dann — dann — —! Nein, es ging nicht, es war undenkbar. Dahin das Geld, unwiderruflich dahin!

Doktor Bleisurter ging nicht um neun Uhr zu Simon Mehrer; er saß ohne Licht, ohne Essen bis gegen Mitternacht in seinem Zimmer. Schlaflos verbrachte er die Nacht, und mühsam sammelte er am nächsten Morgen die Gedanken, um seine Pflichten als Sekretär des Grafen Wangenau zu erfüllen. Erst am Abend suchte er den Geldleiher auf. Dieser wunderte sich über die Ruhe, mit der sein stiller Teilhaber die Nachricht entgegennahm, daß fast alles verloren sei, und wunderte sich noch mehr über den Auftrag, den ihm dieser merkwürdige Doktor Bleisurter erteilte. Für sich selbst könne Mehrer unternehmen, was er wolle, lautete der Auftrag, für ihn, Bleisurter, aber nicht das Geringste. Und dieser merkwürdige Doktor, den Gott mit Verrücktheit geschlagen haben mußte, ließ sich zu Mehrers größtem Verdrusse, zu dessen grenzenloser Wut sogar alle Wechsel zurückgeben, deren Inkasso ihm gebührt hätte, und alle Papiere, die sich auf seine Geschäftsverbindung mit dem anderen bezogen, bis jeder Beweis seiner heimlichen Thätigkeit in seinen Händen war und er nach Gutdünken jede Spur verwischen konnte.

Am nächsten Tage erhielt er von Louisa ein geschlossenes Rärtchen, das vermöge seines Tones und Inhaltes ihn aus seiner grauen, verzweifelt trübseligen Stimmung aufrüttelte und ihn mit ungeduldiger Erwartung, selbst mit leiser Hoffnung auf einen unerwarteter Glückszufall erfüllte.

,Mausemann mein süßer Schatz!!

Ich sterbe aus Sehnsucht nach Dir und aber auch aus Ungeduld um Dir etwas wirklich sehr riesig Gutes zu sagen, was Dich so gewiß schrecklich freuen wird daß Du mir vor lauter Freude darauf, alle meine Wünsche thuen und sehr brav sein wirst. Die Frau von S. giebt mir aber erst leider am Samstag Ausgang am Abend! Früher kann ich deßhalb nicht kommen weil ich ein viel zu anständiges Mädchen bin als, daß ich in der Nacht ausgehe. Ich habe Dir seit den zehn Tagen, wo ich Mausemann nicht gesehen habe so schrecklich viel zu erzählen!! Aber Du wirst sehr stark staunen und froh sein und viel lieb haben Deine Dir immer treue, mit tausend süßen Küßten auf Dich denkende

Louisa.'

Bleisurter las die Zeilen an diesem und am nächsten Tage zu wiederholten Malen, bis er sie auswendig kannte. Die Gefühle Louisas, die sie zum Ausdruck brachten, hatten keinen Teil an der Erregung und an der fieberhaften Ungeduld, die sich seiner bemächtigten. Er versuchte nur herauszulesen, was denn das ,wirk-

lich sehr riesig Gute', das Louisa ihm zu sagen hatte, bedeuten könnte; und da er es nicht mit Sicherheit erriet, wuchs seine Erwartung marternd. Zwei Tage noch in unklarem bleiben zu müssen – mit einer ganz bestimmten Hoffnung im Herzen, deren Erfüllung ihn alle Sorge und den just erlittenen herben Schicksalschlag vergessen machen und ihn beglücken konnte! Aber sollte die Freude, die ihm Louisa verhieß, wirklich das Ersehnte sein? Sollte sie sich wirklich endlich entschlossen haben, seinem seit Wochen so oft geäußerten Wunsche zu willfahren? Und hatte der Zufall sie begünstigt und ihr die Möglichkeit in die Hand gespielt, sich jenes Briefes zu bemächtigen? Bleisurter zweifelte daran, wenn er die enttäuschten Weigerungen Louisas bedachte und sich die Schwierigkeit vergegenwärtigte, die sich sicherlich der Ausführung jener Tat entgegenstellten; er wagte nicht zu hoffen, daß ihm ein solches Glück bevorstand. Und dennoch – so ganz unmöglich war es schließlich nicht.

Qualvoll, entsetzlich qualvoll, zwei lange Tage warten zu müssen! An Louisa schreiben, sie fragen wollte Bleisurter nicht; dazu war er viel zu vorsichtig. Es blieb nichts anderes übrig als zu warten. Oh, wäre es nur der Brief des Prinzen Albert mit den Nachrichten über Bronowski und wären diese Nachrichten nur genügend ausführlich, um den Aufenthaltsort des Polen, dessen Taten und Pläne zu verraten! —

Fünf Wochen nach dem Verschwinden Pater Bronowskis aus Steinfurt war dessen Spur den Jesuiten verloren gegangen, und trotz aller Mühen hatten die hochwürdigen Herren sie nicht wiederzufinden vermocht. Wahrscheinlich hatte der Abtrünnige geahnt oder sogar gemerkt, daß man ihn beobachtete, und hatte sich durch kluge Gegenmaßregeln der Verfolgung entzogen; vielleicht hatte er geflissentlich sein Äußeres derart verändert, daß er kaum mehr zu erkennen war. Und doch war es wichtig, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Den Jesuiten lag unendlich viel daran, ihn sowohl vom Prinzen Albert wie auch von der Fürstin Irene von Hettingen fernzuhalten.

Als Bleisurter damals im April dem hochwürdigen Pater Adam von einem Briefe des Prinzen Albert erzählte, der offenbar über Bronowski Aufschlüsse gab, hatte der Geistliche seine Erregung nicht zu unterdrücken vermocht. Und daran hatte der Doktor erkannt, wie wichtig den hochwürdigen Herren diese Angelegenheit war; warum, – das hatte er allerdings nicht zu erforschen vermocht.

„Hochwürden, ist Ihnen daran gelegen, den Inhalt jenes Schreibens zu erfahren?“ hatte er damals gefragt.

Das hatte der Geistliche nicht geleugnet und hatte gesagt: „An dem Schreiben ist mir nichts gelegen, Doktor Bleisurter. Aber

wenn unser Herr und Gott in seiner Allmacht und Gnade mir im Traume oder Wachen den Inhalt jenes Schreibens verriete, wahrlich, ich würde den Boten, den er mir senden wollte, preisen und dem Allgütigen aus frommem Herzen danken."

"Hochwürden, falls unser Herr und Heiland sich meiner als niederen Werkzeuges seiner Allmacht bedienen wollte, darf ich bitten, mich zu ermächtigen zu — ?"

"Der reichste Segen Gottes und der Dank der Kirche wären Ihnen gewiß. Gottes Wege sind wunderbar; mancher von ihnen mag unseren befangenen Blicken ja wie ein Weg zur Hölle erscheinen. Doch wenn wir ihn mit redlichem Herzen schreiten und das gute, gottgefällige Ziel im Auge behalten, dann werden wir erkennen, daß er dennoch zur ewigen Seligkeit führt."

"Hochwürden, manche Wege, die kurz erscheinen, sind aber lang. Wollen Sie, wenn ich bitten darf, sich in Geduld fassen, ohne einen anderen als mich Ihres Vertrauens zu würdigen? Ich bitte um einige Wochen Zeit."

"Unser Herr und Heiland führe Sie auf den rechten Weg und verleihe Ihren Schritten Kraft und Schnelligkeit! Ich vertraue Ihnen, Doktor Bleisurter."

Während der Wochen, die diesem Gespräche gefolgt waren, hatte der Doktor keine Gelegenheit verabsäumt, Louisa, so oft er mit ihr zusammentraf, an jenen Brief zu erinnern; kein Mittel hatte er unversucht gelassen, um sie gefügig zu machen. Aber sie hatte stets entrüstet abgewehrt. Entweder konnte oder wollte sie also nicht. Und ihm war doch so unendlich viel an der Erforschung des Geheimnisses gelegen, die den Jesuiten so wertvoll schien und dementsprechend belohnt werden würde. Jüngst hatte Bleisurter der Jose sogar feierlich eine baldige Gheschließung in Aussicht gestellt, wenn sie ihn in den Besitz des Geheimnisses setzen wollte. Aber nicht einmal das hatte Louisas empörte Worte und Blicke zu bannen vermocht. Beim Abschiede allerdings war sie dann ungewöhnlich nachdenklich und stumm gewesen. —

'Vielleicht hat sie doch den Brief,' sagte sich Doktor Bleisurter mehr als hundertmal während dieser zwei Tage. Und er rechnete bereits, was er von seinen hochwürdigen Gönnern diesfalls als Gegenleistung verlangen, erbitten konnte, rechnete bereits mit festen Zahlen. Nur mit dem Heiratsversprechen, das er dem Mädchen gegeben hatte, rechnete er nicht; es war ihm ja auch nicht Ernst damit gewesen.

Graf Hubert Wangenau, der in dem neuen, eben konstituierten Ministerium Degeling, das sich nach den Pfingstferien dem Abge-

ordnetenhanse vorstellen sollte, das Ackerbauportefeuille übernommen hatte, entließ am Sonnabend seinen Privatsekretär auf dessen Bitte schon um die fünfte Nachmittagsstunde. Der Doktor konnte seine Ungeduld nicht länger zügeln, und die Besorgnis, Louisa könnte vor ihm in seiner Wohnung eintreffen und er hiedurch einige Minuten später als nötig das kostbare Geheimnis erfahren, trieb ihn eilig in sein Heim. Dort fand er aber die Erwartete noch nicht. Eine Stunde verstrich und noch eine, und Louisa kam nicht. In Hast verschlang Bleisurter den kalten Imbiß, den er unterwegs eingekauft hatte; um keinen Preis hätte er sich entfernt. Angestrengt lauschte er jedem Schritte, der auf der Stiege des Hauses vernehmbar wurde, vermied selbst jedes kleinste Geräusch, um nur ja nichts zu überhören. Endlich – es war schon bald acht Uhr – vernahm er Schritte nahen, die er erkannte. Das war sie. Und da ertönte schon die Klingel. Bleisurter riß die Türe so ungestüm auf, daß Louisa erschrocken zurückprallte. Doch ehe sie noch Zeit hatte, etwas zu sprechen, fragte der Doktor schon: „Hast du ihn?“

Was diese Frage bedeutete, wußte sie sehr gut; doch dieser Empfang paßte ihr nicht. „Adieu, Herr Doktor,“ sagte sie. „Ich bedank' mich für so einen Mann.“ Und sie wandte sich zum Gehen.

Der Doktor sah ein, daß er unklug gehandelt hatte; so unversehrt hätte er nicht verraten dürfen, daß all' seine Gedanken und Wünsche nicht ihr, sondern ihren Nachrichten galten.

Er faßte sie um die Taille und zog sie, die nur schwach widerstrebte, in die Wohnung. „Aber Schatz, geliebte Louisa,“ schmeichelte er, „was denkst du denn? Ich verstehe gar nicht, was du meinst.“

Sie nahm hastig ihren Hut ab, ließ sich auf der Ottomane nieder, zog ein Sacktuch hervor und begann zu schluchzen. „Du liebst mich gar nicht, Egon,“ heulte sie. „Du willst nur was von mir haben. Oh, die Männer sind alle so interessant. Du auch. Du willst nur was von mir haben. Aber du liebst mich nicht, gar nicht. Und ich – ? Oh, du bist nicht wert, daß ich dich so liebe, daß ich für dich sogar – – Oh!“

Bleisurter setzte sich neben die Weinende und zog sie an seine Brust. „Dummer, süßer, kleiner Schatz, was hast du nur? Ich soll interessiert sein und etwas von dir wollen? Aber was denn nur? Ich wüßte wirklich nicht. Ich will nichts von dir haben als nur dich, meine geliebte Louisa. Schau, ich bitt' dich, wein' doch nicht! Wie wirst du denn ausschauen, wenn wir morgen aufs Land gehen, um Blumen zu pflücken und die Vögel singen zu hören? Bitte, bitte, nicht weinen!“

Daß ihr Weinen nicht so echt und vor allem nicht so schmerzlich war, wie es klang, mußte er. Aber er mußte sich den Anschein geben, an die Echtheit ihres Schmerzes zu glauben, mußte ganz außergewöhnlich lieb und gut und zärtlich sein, um sie seine unüberlegte Begrüßung vergessen zu machen. Es war zwar ein furchtbares Opfer und erforderte ungeheure Selbstbeherrschung, das Gespräch auf ein anderes Feld zu lenken, wie er getan hatte; aber es war besser so. Nun sollte sie von dem Briefe zu reden beginnen; er wollte es nicht. „Daß ich für dich sogar — —“ hatte sie schluchzend hervorgestoßen. Das konnte nichts anderes heißen als: „daß ich für dich sogar gestohlen habe.“ Sie hatte den Brief. Bleisurter jubelte innerlich auf.

Louisa aber ließ sich gerne so hübsch trösten; das war so angenehm. Und sie wollte Egon auch recht lange reden und betteln lassen, um ihn dahin zu bringen, wo sie ihn haben wollte. Oh, sie war nicht so dumm! Mit einem ganz fertigen Plane war sie gekommen.

„Meine geliebte, kleine Louisa,“ fuhr der Doktor mit Überwindung fort, da das Mädchen noch immer schluchzte, „sag, hast du mich denn gar nicht lieb? Es tut mir weh, dich weinen zu sehen. Warum bereitest du mir diesen Schmerz? Du, wir müssen doch besprechen, was wir morgen — — Oder hast du vielleicht gar nicht Zeit für mich morgen? Das wäre mein Tod. Ich habe mich so darauf gefreut. Louisa, so sprich doch! Bist du morgen frei?“

Endlich erhielt er Antwort, wenn auch noch in weinerlichem Tone. „Frei bin ich schon morgen; aber wenn du mich so behandelst, will ich lieber nicht. Ich hab’ auch übermorgen frei. Ich hab’ mir für Pfingsten einen Urlaub ausbeeten und gesagt, ich fahr’ zu meiner Tante. Ich hab’ auch einen kleinen Koffer mit, unten bei der Hausmeisterin, weil ich gedacht hab’, daß wir zusammen aufs Land — — Aber du liebst mich nicht. Oh, oh!“

Der Doktor zog das Mädchen an sich, wie in stürmischem Jubel, und bedeckte ihr Haar mit Küssen. Dann sprang er auf. „Ich gehe gleich den Koffer holen. Wir können schon heute fahren, Schatz.“

Jetzt erhob auch sie sich; ihr Antlitz strahlte. „Oh, du bist süß, Mausermann, süß,“ sagte sie und sank ihm an die Brust. Nach einer Pause stummer Rührung, die beiderseits nur äußerlich war, verkündete sie das Ergebnis ihrer Überlegung: „Nein, es geht wirklich nicht.“

„Was, Schatz?“ fragte er. „Wie? Du willst nicht mit mir aufs Land? Louisa, liebst du mich denn nicht?“

„Und ob ich dich liebe, mein Mausemann! Aber schau, heut' ist es zu spät zum Abreisen. Und deshalb muß ich heut' noch fort. Morgen komm' ich in aller Herrgottsfrüh, und dann fahren wir.“

„Was? Fort mußt du? Ja, wohin denn und warum denn?“

„Aber, Egon, ich muß doch irgendwo übernachten gehn. In ein Hotel.“

„Ja, warum denn, Schatz?“

„Aber, Egon, ich kann doch nicht hier vielleicht — — Oh, was du nur von mir denkst!“

„Ach so! — Das sehe ich aber nicht ein. Meine Braut kann doch ganz gut — —“

„Aber, Egon!“

„Ich schwöre dir, ich werde ganz brav sein und nur tun, was du willst. Ich schlafe hier auf dem Sofa.“

„Oh, du liebst mich nicht. Das sehe ich.“

„Du sollst das Gegenteil sehen, meine einzige Louisa,“ verhiess Bleifurter und umsing das Mädchen stürmisch. Dann raunte er ihr ins Ohr: „Wenn wir erst verheiratet sind, werde ich dir beweisen, wie lieb ich dich habe. Ich achte dich eben.“

Sie wurde ganz rot und erwiderte seine Zärtlichkeiten. Dann riß sie sich los. „Mausemann, komm', jetzt setz' dich hierher zu mir und sei brav und hör' mir sehr gut zu, weil ich dir was sagen will,“ befahl sie.

Er tat nach ihrem Willen und nahm wieder auf der Ottomane neben ihr Platz. Seine Augen leuchteten. Aber das kam nicht vom Liebesglücke, sondern von der frohen Erwartung. Denn jetzt wollte Louisa offenbar erzählen. Endlich, endlich.

„Ich höre, Schatz,“ sagte Bleifurter. „Aber erzähle mir nur daß du mich liebst! Alles andere ist mir ganz gleichgültig.“

„So? Und meine Nachrichten?“

„Was für Nachrichten?“

„Das riesig Gute, was ich dir versprochen hab'.“

„Das hast du mir ja schon gesagt. Wir gehen morgen aufs Land und bleiben zwei Tage aus. Bessere gibt es doch nicht.“

Das Mädchen war nun wirklich gerührt und ganz stolz. „Oh, du,“ hauchte sie zärtlich und gab ihm einen innigen Kuß, der Erwidderung fand. Und dann begann sie voll Ernst in gewählttem Tone zu erzählen: „Also höre, Egon! Ich habe dir schon beim letzten Mal gesagt, daß es bei uns draußen in der Villa sehr merkwürdig eigentlich jetzt immer ist, gar nicht gemütlich. Ich habe auch ganz gewiß ganz recht gehabt, wenn ich meine, daß etwas geschehen war. Nur habe ich noch nicht herausgefragt, ob das etwas zwischen meiner — zwischen der Frau von Sellborn und dem Alten oder

mit dem Pater Viktor gegeben hat. Sie sind jetzt alle so viel mehr ernst und reden viel weniger, sogar auch der kleine Bub, welchen ich schon einmal auszufragen versucht habe. Aber er hat nicht ordentlich geantwortet. Die Frau von Sellborn ist aber auch jetzt eigentlich nicht viel zu Hause. Sie geht oft zu der Fräulein Karmetter, welche, wie du weißt, sehr krank, aber jetzt doch schon besser ist, wie ich gehört habe, und doch nicht also, wie sie schon geredet und gemeint haben, sterben wird. Und das sagt die gnädige Frau von Sellborn immer, daß sie große Angst hat, daß der Kleine von ihr vielleicht die Lungenentzündung aus Ansteckung erwischt, und macht, wenn sie von der Karmetter nach Hause kommt, immer alles mögliche, weil sie sagt, daß —“

„Aber, Louisa,“ unterbrach der Doktor ungeduldig, „das hast du mir ja schon alles —“

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Egon, wenn du mir nicht still zuhörst, erzähl' ich dir gar nichts.“

„Also ja, ich höre,“ brummte Bleisurter kleinlaut.

„Ich habe dir noch gar nicht erzählt,“ fuhr die Zofe fort, „daß ich das gar nicht so eigentlich sehr glaube. Sondern ich glaube, daß sie das eigentlich als Ausrede sagt, weil sie sich fürchtet, mit diesem Pater Viktor viel allein zusammen zu sein. Und vielleicht will es auch der Prinz nicht. Ich weiß nicht, aber es ist so merkwürdig; gerade so, als wie wenn sich der geistliche Herr, was ich aber doch nicht glauben kann und auch nicht gemerkt habe, als ob er sich ungehörig benommen haben würde. Und der Alte, weil er schon alt ist, ist vielleicht auch eifersüchtig. Ich werde das aber noch heraustriegen. Am Mittwoch also muß auch irgendwas geschehn sein. Da ist telephoniert worden, und die Frau von Sellborn ist gleich zum Apparat und hat gesprochen. Ich war zwei Zimmer weiter und bin näher gegangen. Und da habe ich gehört: ‚Glaubst du, daß er sterben wird?‘ hat sie gefragt. Und dann: ‚Mußt du denn fahren?‘ Dann wieder: ‚Die arme Irene! Ja, dann mußt du natürlich zu ihr.‘ Und später: ‚Aber wirst du nun lange bleiben?‘ Dann wieder: ‚Heute noch?‘ Und schließlich: ‚Gut. Dann komme ich sofort.‘ Habe ich nicht ein gutes Gedächtnis, Mausemann?“

„Großartig, mein Schatz. Ich bewundere dich. Und was ist dann weiter geschehen?“ Der Doktor verbarg mühsam seine ungeheure Erregung. Irene! Wer war das? Und wann kam denn endlich der Brief zum Vorschein? Oder aber hatte Louisa ihn gar nicht? Das wäre eine entsetzliche Täuschung.

Die Zofe, die Egons Ungeduld genau merkte, beeilte sich absichtlich nicht. „Die gnä — die Frau von Sellborn also,“ fuhr sie fort, „hat dann so rasch den Apparat verlassen, daß ich mich

sputen mußte, daß ich noch rechtzeitig wieder aus dem Zimmer komme, ehe sie hineinkam. Dann hat sie sich riesig schnell umgekleidet und ist mit dem Wagen weg. Der alte, arragante Ludwig ist am Bock mit. Ich weiß nicht, warum. Aber ich weiß doch bestimmt, daß sie ins Palais zum Alten ist, welcher, wie ich auch weiß, abgereist ist und noch nicht da ist. Beim Essen habe ich mir im Nebenzimmer einmal zu schaffen gemacht, ob ich was höre vielleicht. Und richtig hat der kleine Bub gefragt: „Und wohin ist denn der Onkel, Mama?“ Da hat sie gesagt: „Nach Hettingen, Bubi. Ich weiß nicht, ob der Onkel bald kommt.“ Am nächsten Tag hat unsere Hausnäherin, welche immer in allen Zeitungen liest, was den vornehmen Herrschaften passiert, damit sie tun kann, als wie wenn sie die alle genau kennen möchte, zu mir gesagt: „Was sagen Sie nur, Fräulein Louisa, zu dem Unglück in Hettingen?“ Was sie meint, habe ich gefragt, und da hat die dumme Person gemacht, als wie wenn sie entsetzt ist, und hat gesagt: „Was? Sie wissen nicht einmal, Fräulein, was bei Ihnen im Hause passiert?“ Ich hab’ mich geärgert und gesagt: „Ich weiß alles, was ich wissen brauche. Um was ich nicht wissen brauche, kümmerge ich mich nicht. Ich bin nicht so neugierig.“ Habe ich nicht recht gehabt, Egon?“

„Gewiß, gewiß, Louisa. Das war sehr schön und klug von dir,“ pflichtete der Gefragte bei. „Aber sag’ mir –“

Eigentlich hätte er diese Louisa, die ihn wohl absichtlich so sehr auf die Folter spannte, am liebsten erwürgt, ihr wenigstens das Erwartete aus dem Halse gewürgt.

„Also hör,“ fuhr diese ohne Hast fort, „da hat die dumme Person gesagt: ‚Aber es steht doch sogar schon in den Zeitungen, daß der Fürst August von Hettingen so schwer krank geworden ist, daß er vielleicht deshalb sogar sterben wird, und daß Ihr Prinz hingefahren ist, weil die Fürstin Irene von Hettingen sein Patenkind ist. Sie kennen doch die Geschichte?‘ Ich hab’ sie zwar nicht gekannt; aber ich hab’ doch gesagt: ‚Ah so, das meinen Sie? Natürlich weiß ich das schon längst.‘ – Sag’ einmal, Egon, hast du schon von dieser Irene gehört?“

„Nein,“ gestand Bleisurter. „Aber –“

„Warte nur,“ fiel ihm das Mädchen abermals ins Wort, „jetzt kommt’s gleich, was du ja doch so gerne wissen möchtest, Mausemann. Ich weiß nämlich etwas schon von dieser Irene. Du, Egon, wirst du mir aber auch verzeihen und mich nicht verachten und mich lieb haben und wirst du auch alles tun noch für mich, wenn ich dir nun sage, was ich gemacht habe? Ich schäme mich schrecklich, weil es eine schwere Sünde ist. Und ich schwöre dir wahr=

haftig beim Grabe meiner Mutter, daß ich es nur aus Liebe zu dir getan habe, weil — weil ich weiß, daß du es gewollt hast.“

Der Doktor zitterte vor lauter Spannung und Erregung und erbleichte. Kein Zweifel, kein Zweifel mehr, Louisa hatte den Brief. Ihre zerfnürzten Mienen und ihre stoßende Rede verkündeten deutlich, daß sie nun gestehen wollte, wie sie sich jenes Schreiben angeeignet hatte. Bleisurter fühlte seine Kehle geschnürt; keinen Ton brachte er über die Lippen. Das war ein überwältigendes Triumphgefühl. Aber gleich darauf schlugen seine Zähne an einander, als ihm jäh der Gedanke kam, es könnte ihm eine gräßliche Enttäuschung widerfahren. Wie, wenn der Brief nichts enthielt, das auf die Spur des Polen führte? Aber nein, das konnte nicht sein. Sonst wäre Louisas Benehmen ein anderes gewesen, sonst hätte sie ihm nicht ‚wirklich sehr riesig Gutes‘ verheißen.

„Egon,“ sagte Louisa da mit brechender Stimme, „oh, ich seh’ schon, du wirst mich verachten und nicht mehr lieben und wegzagen und — Oh, ich bin so unglücklich. Und ich habe doch nur für dich, nur, nur, nur für dich die schwere Sünde begangen.“ Wieder zog sie das Taschentuch hervor und traf Anstalten, in Schluchzen auszubrechen.

Aber der Doktor hatte sich bereits gefaßt und hinderte rasch die durch den Gefühlsausbruch drohende Verzögerung. Er zog die Jose an sich, daß ihr Haupt an seiner Brust lag, hielt die Arme um ihren Leib geschlungen und flüsterte ihr zärtlich zu: „Du mein geliebter Schatz, wie sollte ich dich jemals verachten oder verlassen können? Du bist doch meine einzig geliebte Braut und wirst meine angebetete Frau. Wie kann ich dir böß sein für etwas, das du aus Liebe zu mir getan hast? Oh du, du!“

„Egon,“ bat sie, „darf ich hier so an deiner Brust liegen bleiben und es dir so erzählen? Ja, bitte!“

„Ich bitte dich darum, Schatz.“

„Also, weißt du,“ begann sie leise, „wie am Mittwoch die Frau von Sellborn sich so furchtbar rasch angezogen hat und sofort weggefahren ist, hat sie, was sie sonst nie noch getan hat, auf ihre Schlüssel nicht gedacht und auf sie vergessen. Sie sind in der anderen Toilette, der, welche sie abgelegt hat, drinnen geblieben. Das hab’ ich gemerkt und sie aus der Tasche genommen und auf ihren Platz legen wollen. Aber da hab’ ich auf dich gedacht und angefangen so zu zittern, daß ich mich gar nicht mehr rühren gekonnt habe und geglaubt habe, ich muß gleich sterben. Und ich habe die Schlüsseln in der Hand gehabt und immerfort auf die eiserne Kasse schauen müssen, neben welcher ich zufällig ganz nah gestanden bin. Und mir war so schlecht wie einer, wenn sie stirbt.“

Und ich habe gebetet und immerfort gebetet, daß der liebe Gott mir die Sünde verzeihen soll, auf die ich gedacht habe. Aber es hat nichts genügt, weil ich doch noch mehr wie auf ihn auf dich gedacht hab', Egon. Der Pater Viktor war mit dem Buben nicht zu Haus, der Ludwig auch nicht, und es war überhaupt niemand oben im Haus, nur unten. Und es konnte gewiß niemand so bald kommen. Da hab' ich ein Gebet gesprochen und die Kasse aufgemacht, in welcher, was ich oft gesehen habe, die Briefe vom Alten drinnen liegen. Und ich habe gesucht, ob ich den finde, welchen du immer gemeint hast, und das war gar nicht einmal schwer, weil ich mir den Tag sehr gut gemerkt habe und sie immer auf den Briefen den Tag noch drauffschreibt. Ich habe ihn genommen und die Kasse wieder schön zugemacht und bin wohin gegangen, wo man mich nicht finden konnte, und habe dort den ganzen Brief ganz genau abgeschrieben. Das ist so schnell gegangen, weil ich große Angst hatte. Ich hab' auch noch Zeit gehabt, den Brief wieder hinzutragen und wieder in Ordnung zu legen, und wie dann später die Frau von Sellhorn gekommen ist, ist sie gleich zu der zuen Kasse gegangen, weil sie wahrscheinlich geschaut hat, ob sie vielleicht die Schlüssel stecken gelassen hat. Sie hat mich gefragt, und ich habe die Wahrheit gesagt, wie ich gesagt habe, daß sie sie in der Tasche vom anderen Kleid vergessen hat und ich sie auf ihren Platz am Toilettetisch gelegt habe. Dort hab' ich sie auch hingelegt. Und sie hat gar nichts gemerkt, und niemand hat das."

„Und die Abschrift des Briefes?" sagte Bleisurter mit gepreßter, rauher Stimme.

„Die hab' ich."

Da seufzte er auf – so tief, daß es wie ein Stöhnen klang.

Es blieb eine Weile ganz still; nur die schweren Atemzüge der beiden durchhallten das Zimmer. Es währte geraume Zeit, bis sich die Spannung gelöst hatte und sie wieder zu sprechen vermochten.

„Egon, verzeihst du mir? Hast du mich noch lieb?" fragte Louisa in scheuem Tone. Der Ausdruck ihrer Züge stand mit ihrer Stimme und ihrem reuigen Schuldgebaren so gar nicht im Einklang.

Bleisurter rang die Frage nach dem Briefe, die ihm brennend auf der Zunge lag, gewaltsam nieder. Nicht wieder unklug sein! Noch war er nicht im Besitze der Abschrift.

„Mein lieber, süßer Schatz, ob ich dir verzeihe? Wie kannst du nur fragen? Du hast es doch für mich, nur aus Liebe zu mir getan. Ich danke, danke dir, danke dir, danke."

Und bei jeder Dankesversicherung drückte er einen Kuß auf ihre Lippen. Sie erwiderte jeden Kuß, von Mal zu Mal leidens-

schaftlicher. Sie schlang die Arme um ihn, ächzte, warf sich auf die Ottomane zurück, zog ihn mit sich. Und Ruß um Ruß. Dann durchhefte ein tiefer Seufzer, ein leiser Schrei das dunkle Zimmer, und dann ward es ganz still.

Eine Weile später ertönte ein unterdrücktes Schluchzen, das nicht enden wollte. Louisa weinte. Verwirrt erhob sich Bleisurter vom Lager und machte einige unsichere Schritte, ohne zu wissen, wohin er gehen, was er beginnen wollte.

„Soll ich nicht Licht machen, Louisa?“ fragte er endlich scheu. Sie antwortete nicht, sie weinte.

Katlos stand er da. Wie dumm, wie unangenehm! Das hatte er eigentlich gar nicht beabsichtigt. Nun konnte sich ja die ersehnte Nachricht schön lange verzögern. Herrgott noch einmal, war er dumm gewesen! Das hätte doch wirklich bis später Zeit gehabt. Und jetzt heulte dieses Frauenzimmer wie ein Kalb um ihre verlorene Unschuld. Unschuld? Das war noch fraglich. Aber unmöglich war es nicht; denn — — — Herrgott, war das blöd! Bleisurter war es sehr ungemütlich zumute. Nun hieß es: trösten, Schönes sagen, das Blaue vom Himmel herunter und die Liebe aus dem Herzen heraus schwören. Brrr! Aber es mußte sein.

Der Doktor setzte sich zu der leise Schluchzenden, versicherte sie seiner Liebe und ewigen Treue, tröstete sie zärtlich, schwor mit allen heiligen Eiden, daß sie seine Frau werden solle und er sie ewig vergöttern würde. Louisa ließ ihn lange sprechen, ehe sie sich beruhigte und ihre Tränen endgültig trocknete. Und immer, immer wieder ließ sie sich das Eheversprechen geben; bald mußte er es bei ihrer Unschuld, bald bei ihrer Liebe, bald bei Gott und allen Heiligen, dann wieder bei ihrem Wohle, bei seinem Glück zuschwören. Einmal sogar, worüber er innerlich lächelte, bei seiner Verehrung für Pater Adam.

Aber endlich verstrich auch diese qualvolle Zwischenzeit, und das Mädchen begann sich mit nüchterneren Dingen zu befassen, forderte Egon auf, die Lampe anzuzünden. Das tat er herzlich gerne und begrüßte das Licht als Erlösung. Tief verdroß ihn aber Louisas Verlangen, er solle das Kofferchen von der Hausmeisterin holen. Da die Jose jedoch behauptete, die Abschrift des Briefes läge in dem Koffer, dessen Schlüssel sie bei sich hatte, mußte der Doktor um seiner selbst willen ihrem Wunsche willfahren.

Louisa hatte nicht gelogen; in der Tat fand sich in dem Kofferchen eine Abschrift des Briefes. Allerdings eine zweite. Eine andere trug die Jose bei sich. Sie war nicht weniger vorsichtig als Egon und wohl noch ein gut Teil schlauer. Louisa war fest entschlossen, ihm, wenn er sich etwa gemein betragen und

seine Eide nicht einlösen wollte, mit dieser Abschrift zu drohen. Diese, wollte sie ihm dann sagen, würde sie der Frau von Sellhorn übergeben, würde sich der Gnädigen zu Füßen werfen und gestehen, daß sie diese Schändlichkeiten nur auf Veranlassung Doktor Bleisurters begangen hätte. Ja, damit wollte Louisa, wenn es nötig war, drohen; und fruchtete das nichts, so – bei Gott, so wollte sie sich rächen und die Drohung zur Wahrheit machen. Dann würde Egon eingesperrt; sie vielleicht auch, vielleicht auch nicht, auf keinen Fall aber so lange wie er. Doch das alles verschwieg sie jetzt natürlich ihrem Mausemann, durch den sie nur ihr Kofferchen unauffällig in die Wohnung schaffen lassen wollte. Hätte sie selbst es gebracht, dann hätte Egon denken können, daß es ohnedies in ihrer Absicht lag, hier zu übernachten. Wohl war das auch von Anfang an ihre Absicht gewesen. Aber wozu den Männern alles auf die Nase binden und sich selbst etwas vergeben?! Oh, Louisa war nicht mehr so dumm wie einst, als sie den Treuschwüren anderer Männer noch blind geglaubt hatte.

Raum hatte Louisa den Koffer aufgesperrt und ihm das Schreiben entnommen, verhehlte Bleisurter seine unermessliche Freude nicht mehr und stürzte mit dem Blatte jubelnd zur Lampe. Seine Hände zitterten, das Papier tangte in seinen Fingern unter Knittergeräuschen, als er las:

,Donnerstag, 24. April 02.

Meine teure Gina!

Du wirst mir vielleicht zürnen, daß Du mich seit Montag nicht sahst. Sei mir nicht böse drum, Kind! Ich konnte nicht kommen und werde es vielleicht vor nächstem Montag nicht können. Es lastet jetzt vieles auf mir, zum Teil dienstliche Pflichten. Aber außer diesen auch noch anderes, das mich jetzt so völlig beschäftigt – nicht nur im Geiste, sondern auch im Herzen, daß es meine Tage erfüllt und mir nächtlich die Ruhe raubt.

Du erinnerst Dich wohl an den Jesuitenpater Bronowski, den Du, wenn ich nicht irre, in Steinfurt sahst. Er weilt jetzt hier – allerdings nicht mehr als Jesuit, nicht mehr als Priester, innerlich und äußerlich völlig verändert. In seiner Herzensnot hat er sich an mich gewandt, und er hat gut daran getan. Er hat mir die Geschichte seines Lebens, seiner Liebe und seines Glücks enthüllt. Mein Mündel, die Fürstin Irene von Hettingen, ist der Inhalt seines Lebens. Die zwei armen Menschen! Nun erst verstehe ich, warum Irene die Ehe mit dem Fürsten August schloß, die ich nie billigte; nun erst verstehe ich, warum sie damals, als ich ihr abriet und sie warnte, nichts als ein stummes Kopfschütteln

hatte und ein entschiedenes: „Ich will aber!“ Meine arme, kleine Irene! Sie hat furchtbar unrecht getan, hat sich selbst namenlos unglücklich gemacht. Das alles mündlich genauer. Heute nur einiges. Hör', Gina! Ihre Ehe – versteh' mich wohl! – ist keine. Davon konnte sie natürlich nichts wissen, davon ahnte ich nichts. Nur die Herren Jesuiten wußten darum, und sie hatten, als sie mein armes Mündel just an diesen Menschen verkuppelten, ihre sehr bestimmten Absichten. Immer, immer sie, wo Menschenleid und Menschenbosheit im Spiele sind. Du siehst, wie recht ich habe, Gina. Aber ich will ihren Plan zunichte machen; sie selbst haben mir die Möglichkeit dazu geboten; denn diese Ehe ist lösbar. Und ich will meine Irene befreien. Sie und Bronowsti sollen ihr Glück finden.

Übermorgen oder Sonntag verläßt der Graf die Stadt. Er weilt unerkannt und unkenntlich hier. Aus guten Gründen. Seine einstigen Brüder in Jesu haben seine Spur verloren und sollen sie auch nicht wieder finden. Von hier fährt er zu seinem Cousin Granegzoi nach Russisch-Polen und wird dort fürs erste geheim bleiben, bis – – nun, bis ich oder das Schicksal – Fürst August sieht ja dahin – ihm und ihr helfen.

Spätestens Montag bin ich bei Dir, Geliebte.

Bis dahin weile ich mit Geist und Herz bei Euch, Dir und unserem Albert, und umarme Euch innig.

Albert.'

Da war es, da hielt er es in Händen – das kostbare Geheimnis, das die hochwürdigen Herren nicht zu lüften vermocht hatten und das ihnen so teuer war. Ja, teuer sollte es ihnen werden; Bleifurter zweifelte nicht daran, daß seine Gönner großmütig sein würden. Er las das Schreiben ein zweites und drittes Mal. Dann legte er es fort und nahm Louisa, die, zärtlich an seine Schulter gelehnt, hinter ihm stand, um die Taille und tanzte mit ihr und küßte sie, bis sie beide erschöpft und atemlos sich hinsetzen mußten.

An diesem Abende mußte der Doktor wider Erwarten und ganz gegen seine Absicht seiner Louisa noch viele Liebesworte zuflüstern. Denn sie übernachtete bei ihm, war hingebend wie eine Geliebte und nahm dabei doch schon alles so selbstbewußt, als so selbstverständlich hin wie eine ehelich angetraute Frau. Ehe Doktor Bleifurter nach einem letzten Kusse einschlief, seufzte er verstoßen auf und fragte sich ungesehen hinter den Ohren. Oh weh, die war nicht leicht mehr abzuschütteln und war auf die Dauer gewiß nicht bequem. Sollte er den Brief vielleicht doch zu teuer

erkauft haben? Mit seiner Freiheit, mit dem Zerstreien des Traumes von einer reichen, hochangesehenen Frau, an deren Statt ihm die Wirklichkeit die zwar hübsche, aber immerhin nicht ganz einwandfreie Louisa Piffal bescherte? Das wäre bitter, bitter. Noch ein Seufzer, und Doktor Bleisurter schlief.

Von den Gedanken, mit denen ihr geliebter Egon einnickte, wußte Louisa nichts. Aber es war auch ihre geringste Sorge, das zu erforschen. Weit wichtiger waren ihr die eigenen Gedanken, die sie zu Plänen ordnete und in Taten umzusetzen gesonnen war. Sie war fest überzeugt, daß der Mann da an ihrer Seite, der so harmlos schlummerte, nicht weiter dachte als an das Morgen, das ihm die bevorstehende Belohnung für den Brief bescheren würde. Sie aber dachte weiter als er, und was ihm Zweck war, bedeutete ihr nur ein Mittel. Unendlich überlegen dünkte sie sich ihm, der ihr Gatte werden sollte, werden mußte, und verspürte etwas wie ein zärtliches Mitleid mit diesem 'Tschapperl'. Frau Doktor Louisa Bleisurter wird die erste Geige spielen; das war dem Fräulein Louisa Piffal wonnige Gewißheit.

Wie alle Menschen, die sich mit der festen Absicht, um eine bestimmte frühe Stunde zu erwachen, zur Ruhe legen, fuhr die Jose im Laufe der Nacht häufig aus leisem Schlafe auf, lauschte dann stets den Atemzügen Egons und stellte mit Genugthuung fest, daß er tief schlief. Der arme, süße, liebe Mausemann mußte nach all' den Aufregungen der letzten Tage und zumal nach denen des vergangenen Abends und dieser Nacht sehr, sehr müde sein.

Als der erste Dämmerchein des neuen Morgens durch die Scheiben blickte, richtete sich Louisa behutsam im Bette auf und erhob sich dann. Geräuschlos kleidete sie sich an, ganz vorsichtig, um den Schlummernden nicht zu wecken.

Aber da knarrte plötzlich so ein verdammtes Brett des Fußbodens, und das machte einen ekelhaften Lärm.

Erschrocken blieb das Mädchen stehen, ohne sich zu rühren, und blickte auf das Bett hin.

Richtig, Egon regte sich, ein wenig aus der Ruhe aufgeschreckt. Aber er war zu schlaftrunken, um die Augen öffnen zu können oder zu wollen. Tastend streckte er die Hand aus und fragte mit heiserer, schwerer Stimme: „Bist du da, Louisa?“

Sie glitt rasch und geräuschlos wie eine Schlange zum Lager und hielt ihren noch nackten Arm der tastenden Hand entgegen, bis diese ihn fand und ergriff. Gleichzeitig beugte sie sich zu seinem Ohre herab und flüsterte: „Ich bin so müde, Mausemann. Schlafen wir noch! Es ist noch ganz früh. Gute Nacht!“

Ehe sie noch zu Ende gesprochen hatte, war Bleisurter abermals eingeschlafen. Er hatte sich wieder der Wand zugekehrt und seine Hand zur Brust zurückgezogen. Und so fest schlief er, so fest.

Louisa bekleidete sich nun vollends. Nur die Stiefelchen behielt sie in der Hand, als sie auf den Zehenspitzen der Türe zuschritt. Erst im Vorzimmer zog sie das Schuhwerk an. Und dann verließ sie die Wohnung und nahm den Drücker mit sich, ohne indes die Türe zu sperren.

Pater Adam, der an diesem Morgen schon um sechs Uhr früh in der Jesuitenkirche der Clavergasse die stille Messe gelesen hatte, legte gerade in der Sakristei das Chorhemd ab, als sein Beichtkind Louisa Piffal, die Jose der Frau von Sellborn, mit blassem Antlitz, gerötheten Augen und scheuen Schritten auf ihn zutrat.

„Hochwürdiger Herr,“ sagte sie mit stockender Stimme, „darf ich Hochwürden um eine große, große Gnade bitten?“

„Was gibt es denn, liebes Kind?“ fragte der Priester liebreich. „Gerne erfülle ich Ihnen eine Bitte, wenn ich es vermag.“

„Hochwürdiger Herr, es ist zwar ein heiliger Sonntag heut, und man tut eigentlich am Samstag beichten. Aber ich möcht' so gern die heilige Kommunion heut' empfangen. Und da muß ich doch erst beichten. Ich habe mich auch so schwerer Sünden anzuklagen vor Gott, dem Allmächtigen, und Ihnen an Gottes Statt. Ich bitte den hochwürdigen Herrn tausendmal, mich mit der heiligen Absolution von meinen Sünden zu befreien, weil sonst, wenn ich sterbe, ich gewiß in die Hölle kommen müßte. Bitte, bitte, hochwürdiger Herr.“

Der Jesuit sah das Mädchen scharf prüfend an; dieses nickte, lächelte zernüchert und senkte dann tief das Antlitz. Da wußte der Geistliche nahezu mit Sicherheit, was Louisa ihm anvertrauen wollte. Das war ein Bekenntnis, das er gerne entgegennahm. „Gehen Sie nur in die Kirche voraus, mein liebes Kind,“ forderte er die Jose voll milder Güte auf. „Ich komme bald und werde Ihnen, da ich Ihre christliche Reue sehe, gerne die Last von Ihrem frommen Herzen nehmen.“

Louisa Piffal bekannte ihrem Beichtvater keine einzige leichte Schuld, nur zwei schwere Todsünden, eine gegen das sechste und eine gegen das siebente Gebot Gottes. Trotzdem währte das Geständnis ungewöhnlich lange. Denn Louisa verschwieг keinen Umstand, auch nicht den kleinsten, unter dem sie die Sünden begangen hatte, und konnte nicht oft und nicht innig genug hervorheben, daß sie die schwere Schuld nur aus Liebe auf sich geladen hätte. Ja, aus Liebe hätte sie gestohlen, aus Liebe hätte sie ihre Unschuld preisgegeben, aus Liebe zu Doktor Bleisurter, der sie so

ganz bezaubert und verführt hatte. Sie verschwieg auch weder ihre Reuetränen nach ihrem Sündenfall noch die Schwüre Egons, der ihr die Wiederherstellung ihrer jungfräulichen Ehre durch die heilige Ehe versprochen hatte. Sie verhehlte nicht einmal, daß sie den Doktor bei seiner Verehrung für Pater Adam hatte schwören lassen und daß erst dieser Eid, der ihr unverletzbar heilig schien, sie beruhigt hatte. Und schließlich flehte sie ihren lieben, gütigen, hochwürdigen Beichtvater innigst an, sie doch nicht im Stiche zu lassen und ihr nicht nur ihre schweren Sünden, die sie so tief bereute, mit der Absolution zu vergeben, sondern auch seinen großen, allmächtigen Einfluß auf ihren Verführer für sie geltend zu machen, damit sie, die wahrhaftig nur gestohlen hatte, weil sie einem guten, gottgefälligen Zweck zu dienen geglaubt, doch nicht in Verzweiflung und Schande untergehen müsse, sondern den Mann, den sie furchtbar liebte, auch bestimmt heiraten könne.

Und Pater Adam, der gütige, alles Menschliche, Allzumenschliche so völlig verstehende Priester, verzieh der Reuigen nicht nur: er richtete ihr banges Gemüt auch mit liebevollen Trostworten und beglückenden Verheißungen auf und entließ sie schließlich, ohne ihr allzu schwere Buße aufzuerlegen.

In der Sakristei traf Pater Adam mit dem Provinzial zusammen, der sich eben Messgewand und Stola anlegen ließ.

Halblaut sagte er seinem Vorgesetzten: „Dominus noster Jesus Christus mittet nobis hodie nuntium suum, qui nuntiet vestigia Polonii.“

Da nickte der Provinzial, und die beiden Priester sahen einander einen Augenblick lang mit Blicken an, aus denen Siegesfreude leuchtete.

Dann nahm Pater Hüllmann Kelch und Patene und schritt, ein frommes Gebet auf den Lippen, der Kirche zu, um zum Preise des heiligen Geistes, der in Gestalt feuriger Zungen erleuchtend sich auf die Häupter der Jünger herabgesenkt hatte, die Messe zu lesen.

Inzwischen eilte Louisa – die ihr auferlegten Bußgebete vordrängte, um keine Zeit zu verlieren, lieber unterwegs als in der Kirche selbst – rasch der Wohnung Doktor Bleisfurters zu. Es wäre ihr lieb gewesen, Egon noch schlafend zu treffen. Aber schließlich wäre es auch kein Unglück, wenn sie ihn wachend träfe. Sie konnte ihm ja ruhig sagen, daß sie fromm ihre Sonntagspflicht erfüllt hatte und so zartfühlend gewesen war, den armen, müden, geliebten Mausmann nicht aus dem süßen, tiefen Schlummer zu reißen. Es war jetzt gleich acht Uhr. Noch zehn Minuten Weges, dann war sie daheim. Jawohl, daheim. Adieu, gnädige Frau

von Sellborn und alter Ludwig und ihr alle! Frau Doktor Bleisfurter wird ihre eigene Wohnung haben und ein eigenes Dienstmädchen. Oh Gott, wird das schön werden! Die gnädige Frau Doktor wird kommandieren und braucht sich nichts mehr und von niemandem mehr befehlen zu lassen. Jesus, Maria und Josef, wird das ein herrliches Leben! Wenn nur der Tag schon da wäre! Die Regine wird aber Augen machen, wenn sie von der zukünftigen Frau Doktor Bleisfurter die Kündigung erhalten wird! Hinschmeißen wollte Louisa dann der zehigen Gnädigen den Dienst, den ganzen Krempel. Oder nein — fein, sehr nobel wollte sie es machen, sozusagen in Freundschaft Abschied nehmen, um dann noch im Hause verkehren zu können. Ja, ja, das war klüger.

Bleisfurter schlief wirklich noch, als Louisa wieder die Wohnung betrat. Umso besser! Rasch entkleidete sich die Jose und schlüpfte unter die Decke. Und bald schlief auch sie wieder ein, die zukünftige Frau Doktor. —

Um zehn Uhr vormittags nahm Pater Adam eine dritte Abschrift des Briefes, den Seine königliche Hoheit Prinz Albert in der Angelegenheit des Grafen Bronowski an Frau von Sellborn geschrieben hatte, aus den Händen Doktor Bleisfurters entgegen. Theils aus Vorsicht, um selbst eine Abschrift zu behalten, theils aus Klugheit, um glauben zu machen, er selbst habe das Original kopiert, hatte sich der Doktor, der bald nach Louisas Rückkehr erwacht war, die Mühe genommen, die Abschrift zu verfertigen, die er dem Jesuiten übergab. Wie überflüssig und zwecklos sein Tun war, konnte er ja nicht ahnen. Im Laufe des Gespräches machte Pater Adam jedoch mehrmals und von Mal zu Mal deutlicher Bemerkungen, aus denen ersichtlich wurde, daß er den Ursprung der Briefkopie erriet. Da hielt es der Doktor nach einigem Zögern und Überlegen für geratener, rundweg zu gestehen. Schon der Umstand, daß der Jesuit Louisas Beichtvater war, — das wußte Bleisfurter —, gebot Offenheit. Etwas überrascht war der Doktor aber doch, als der Priester ihm dann mahnend vorhielt, daß es seine Pflicht wäre, das Verbrechen, das er durch Verleitung zu einer Todsünde an dem sonst so tugendhaften Mädchen begangen, zu sühnen, gutzumachen. Es wäre ihm, so sagte der Jesuit auch, nicht im geringsten zweifelhaft, daß nur Liebe das Mädchen zu diesem Schritte getrieben hätte und daß es den Doktor innig lieben müßte. Auch das gab Bleisfurter endlich zu und gestand, durch die Fragen Pater Adams in die Enge getrieben, daß er das Mädchen verführt hatte. Ein Blick, ein Brauenrunzeln, ein Kopfwiegen des Geistlichen bestimmte ihn, seine Rede rasch fortzusetzen und bekannt zu geben, daß er die Verführte natürlich heiraten werde, wenn die hochwürdigen

Herren ihren Segen zu diesem Schritte erteilten. Dieser Segen wurde ihm in Aussicht gestellt; und als er seine Bedenken äußerte, da er doch keine feste Anstellung habe, unvermögend und das Mädchen arm sei, zerstreute der gütige, fromme Priester diese Bedenken. Die Kirche, sagte Pater Adam, dulde kein Argerniß, und um eine Übelthat nach Kräften gutzumachen und das Glück ihrer Söhne und Töchter zu begründen, bringe die Kirche gerne ein Opfer und gebe willig von ihrem bescheidenen Gnadenpfennig einen Anteil dahin.

Als Doktor Bleisurter um die Mittagstunde mit Louisa Piffal einem kleinen, wenig besuchten Ausflugsorte unweit der Stadt zufuhr, hatte er sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß dieses recht ungebildete, aber hübsche Mädchen da an seiner Rechten, das heute so glückstrahlend und lachend dreinblickte, seine künftige Gattin war. Er seufzte kaum mehr, wie er es gestern noch getan. Schließlich — warum auch nicht? Und ganz gewiß würden sich die hochwürdigen Herren nicht schmutzig benehmen und dem Mädchen eine Mitgift und ihm selbst als Belohnung einen dauernden, bequemen und einträglichen Posten geben. Pater Adam versprach niemals etwas, das nicht gehalten wurde. Und Geld war ja doch das Um und Auf des ganzen Lebens.

Frau von Sellborn hätte an jenem Mittwoch, an dem Louisa den von Egon so heiß begehrten Brief abschrieb, oder an einem späteren Tage die eiserne Kasse in allen Fächern genau untersuchen können, ohne eine Spur von Unordnung zu finden, ohne den geschehenen Eingriff zu entdecken. Die Jose war mit aller Sorgfalt und Umsicht vorgegangen. Aber Regine hatte keinerlei Verdacht, und als sie aus dem Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert zurückkehrte, dachte sie an so ganz anderes als an das, was Louisa etwa befürchten konnte. Sie dachte an das Wesen des Prinzen, das heute eine schlecht verhehlte Unruhe verraten hatte, und an den fast feierlichen Ernst des Abschiedes. Irgendwelche schwerwiegenden Worte hatten öfters auf seinen Lippen geschwebt: doch immer wieder hatte er sie zurückgedrängt, und Regine hatte es an Mut gefehlt, sie zu erfragen.

Als sie das Gemach betrat, in dem er sie erwartete, war er ihr entgegengeschritten, hatte sie an seine Brust gezogen und dann ihre Stirne geküßt. „Ich reise ungern, Gina.“

„Mußt du denn, Albert?“

„Ja, Kind. Mit dem Fürsten August scheint es nun wirklich zu Ende zu gehen. Irene hatte recht, als sie mir damals schrieb, ein Höherer würde ihr wohl bald die Freiheit ihres Herzens schenken. Nun braucht sie mich an ihrer Seite, und ich will ihrer Bitte un-

verzüglich nachkommen. Daß ich mich in früheren Zeiten ihrer nicht so annahm, wie ich hätte sollen, mache ich mir ohnedies zum Vorwurf. Ich will nicht ein zweites Mal unrecht tun."

"Unrecht hast du nie getan, Albert," sagte Regine. "Du nahmst dich doch damals, als die Gräfin starb, sogleich deines Patentkinds an und ließest es hier in deinem Hause seine neue Heimat finden."

Die Mienen des Prinzen verdüsterten sich. "Nicht lange," sagte er. "Ich hätte besser daran getan, den Taugenichts, meinen Sohn, der trotz seiner achtzehn Jahre dem Mädchen bereits unverschämt nachzustellen begann, aus dem Hause zu geben. Daß ich Irene zur Herzogin Sophie, diesem pfaffenfrommen Liebling Seiner Majestät, ziehen ließ, daß ich das duldete und nicht hinderte, mache ich mir zum Vorwurf. Es war ein schweres Unrecht, das ich da beging. Es wäre vieles anders gekommen; Irene hätte nicht die unglückselige Ehe geschlossen und nicht -- Du weißt ja, Gina."

Sie nickte. "Es ist dennoch nicht deine Schuld, daß es so kam," wandte sie ein. "Hätte Irene dir damals offen gesagt, wie es um ihr Herz stand, dann hättest du sie wohl bewahren können und auch bewahrt. Sie hätte nicht schweigen dürfen."

Prinz Albert schüttelte das Haupt. "Ich hätte scharfsichtiger sein, hätte es erraten, hätte mehr sehen müssen, als sie damals sah und heute weiß." Er seufzte auf und trat jäh dicht vor seine Geliebte hin. "Nicht wahr, Gina," fragte er in innigem, fast bittendem Tone, "sie hätte nicht schweigen dürfen? Nicht wahr, ich verdiene Offenheit?"

Bekommen sah Regine ihn an. "Ja, Albert," stammelte sie. "Warum fragst du so?"

Er wandte sich wieder seufzend ab und begann auf und nieder zu schreiten. Regine verharrte schweigend. Sie dachte pochenden Herzens an sich selbst und Vater Viktor, an Irene und Bronowski. Was ihr Geliebter ihr damals, nachdem der Pole ihn aufgesucht, mitgeteilt hatte, gemahnte sie in manchem an ihren eigenen Herzenskampf. Hatte sich nicht auch Irene in einen Priester, mit dem der Zufall sie unter einem Dache zusammengeführt hatte, verliebt und hatte sie nicht auch in schwerem Herzenskampfe ihre Liebe niedergezungen? So hatte der Prinz es Regine erzählt. Aber daß Irene in diese entsetzliche Ehe, die von den Jesuiten in schändlicher Weise und Absicht gestiftet worden, so blind und herzensfremd getreten war, weil sie geglaubt hatte, an der Seite eines Ungeliebten den unerreichbaren Geliebten besser und schmerzloser vergessen zu können, -- das war ihr Unrecht gewesen, das ihr Unglück. Und sie selbst --

Ehe sie auszudenken vermochte, begann Prinz Albert wieder zu sprechen. „Sieh, Gina,“ sagte er, „ich wünsche gewiß nicht leicht einem Menschen Böses, Schmerzliches. Aber wenn August von Hettingen jetzt stirbt, endlich sein sieches Dasein beschließt, so begrüße ich es freudig. Für seinen Staat ist sein Leben nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich, weil bloß die Geistlichkeit auf Kosten des Volkswohles Vorteile davon genießt; und für meine arme Irene wie für Bronowski bedeutet sein Tod Glück und Erlösung.“

„Ich wünsche ihnen von Herzen das Glück, das sie ersehnen,“ sagte Regine halblaut.

Da blickte Prinz Albert sie voll an. Ein leises Zittern bewegte seine Lippen. Aber jäh schüttelte er entschlossen das Haupt und strich sich über die Stirne. Nein, nein, sowohl Bronowskis einstige als auch Viktor Kolbergs jetzige Mission wollte er Regine verbergen, wie er es bisher getan; Vertrauen, diese schönste Gabe der Liebe, wollte er der Geliebten auch fernerhin schenken. Er faßte ihre Hände. „Gina,“ sagte er mit tiefer, inniger Stimme:

Überrascht über diesen warmen Klang, in dem auch etwas Schmerzliches mitbebt, sah sie ihn an. Dann senkte sie das Haupt. „Albert?“ fragte sie leise.

„Sieh mich an, Gina,“ bat er. „Voll und frei sieh mich an!“

Sie tat es.

„Nicht wahr, du tätest mir nie weh?“ fragte er.

„Ich, Albert?“ stammelte sie erschrocken.

„Ich will nur dein Bestes, nur dein Glück, Kind,“ sagte er.

„Ich bin dir ja auch Freund und Vater. Und ich darf dir vertrauen, nicht wahr?“

Da sank sie beschämt, qualvoll weinend an seine Brust. „Albert!“

„Gina, ich darf dir vertrauen, nicht wahr?“

„Du darfst, Albert. Ja, immerdar.“

Da umfing er sie innig. „Ich weiß es, Gina. Ich kenne dein Herz. Und nun geh'! In einer halben Stunde muß ich fort. Auf bald, mein Kind! In wenigen Tagen bin ich hoffentlich zurück. Küsse mir meinen kleinen Albert innig und grüße den jungen Priester! Auf bald!“

Weinend, mit gebeugtem Haupte, wie eine Schuldbewußte, war Regine geschieden.

Während der Heimfahrt bemerkte sie zufällig, daß sie die Schlüssel nicht bei sich trug. Das war ihr unangenehm, und so gleich erkundigte sie sich deshalb bei Louisa, ob diese nicht die Schlüssel gesehen hätte. Und ganz so, wie sie es ihrem Egon be-

richtet hatte, gab die Jose Auskunft. Aber daß sie auch ausgescholten worden war, weil sie ob ihrer geheimen Beschäftigung nicht Zeit gefunden hatte, ihre täglichen Dienstbotenpflichten ordnungsgemäß zu erfüllen, — das erzählte Louisa allerdings nicht. —

Regine blieb bis zur Speisestunde allein in ihren Räumen. Mit schwerem Herzen und heißem Haupte saß sie da, und manchmal feuchteten sich ihre Lider. Sie mußte nun mit aller Gewißheit, daß Prinz Albert ihre Liebe zu Viktor ahnte, mehr als das: erkannte, und kam sich so schuldig, so elend undankbar, so verworfen vor. Oh, könnte sie nur diese frevlen Gefühle aus ihrem Herzen reißen! Doch das war ihr nicht gelungen in Stunden und Tagen. Sie liebte ihn immer noch und litt darunter. Aber auch Albert, der Vater ihres Kindes, litt. Das sollte er nicht. Wie schmerzvoll innig er sie gebeten hatte, ihm nicht wehe zu tun! Nein, das wollte sie nicht, nie und nimmer. Lieber sterben, eher verbluten!

„Bubi,“ sagte sie während des Speisens, „der Onkel sendet dir tausend innige Küsse. Er ist verreist.“

„Und wohin ist denn der Onkel, Mama?“ fragte der Knabe.

„Nach Hettingen, Bubi,“ erwiderte sie. „Ich weiß nicht, ob er bald kommt.“

„Oh! Aber hat er denn nicht gesagt, wann er zurückkommt, Mama?“

„Er hofft, in wenigen Tagen. Aber es ist ungewiß.“

Regine fühlte, während sie es sprach, die Blicke des Jesuiten fragend auf ihrem Antlitze ruhen. Das verletzte sie seltsam tief. Er freute sich wohl? Er dachte wohl, daß — ?

Plötzlich, übermächtig wallte eine Blutwoge empor, die Haß und Empörung und Scham trug. Ein Blick voll Groll traf den jungen Priester, der bestürzt zusammensuhr, erbleichte und die Augen wandte. Sie sah ihn schmerzlich erbeben, und da bereute sie jenen Blick und schämte sich abermals. Wie war das nur über sie gekommen? Viktor war doch schuldlos; und war er schuldig, schuldiger als sie selbst war er nicht. Warum hatte sie ihm weh gethan?

Um den Schmerz, den sie ihm bereitet, wieder gut zu machen, um ihn zu versöhnen, suchte sie nunmehr seine Blicke, und als er ihr die Augen wieder zuwandte, traf ihn ein Blick voll unendlicher Liebe, ein Blick der Abbitte. Das verwirrte ihn noch mehr, wühlte ihn bis in die tiefsten Tiefen des Seins auf, und diese Verwirrung teilte sich nun Regine mit. In peinlicher Ungeduld und Erregung saß sie; noch ehe der kleine Albert die Mahlzeit beendet hatte, erhob sie sich, stammelte eine Entschuldigung und verließ den Speise-

jaal. Pater Viktor sah sie an diesem Tage nicht mehr, und das erfüllte ihn mit Qual und Bangen. Was bedeuteten die Blicke, die sie ihm zugeworfen hatte, diese Blicke, deren einer so groß- und haßerfüllt schien, deren anderer flehend und liebevoll gewesen? Der junge Priester fragte sich, ob er sich etwas hatte zu schulden kommen lassen, und da er sich keiner Schuld bewußt war, fragte er sich, ob etwa sie, Regine, schuldbewußt war. Und vergeblich suchte er Antwort und Lösung, zermartete sich Hirn und Herz. Den Mut, durch eine schlichte Frage seinen Qualen ein Ende zu setzen, fand er nicht am nächsten Tage, als er Regine wieder sah, fand er tagelang nicht. Am Sonntag endlich, in einem Augenblicke, da er sich mit ihr allein sah, raffte er all' seine Kraft zusammen und schritt auf Frau von Sellborn zu.

„Gnädige Frau, zürnen Sie mir? Habe ich Sie verletzt?“ fragte er leise. „Wenn ich mich verging, — ich bitte Sie um Vergebung; es geschah nicht mit meinem Wissen und Willen.“

Sie sah ihn unruhig und überrascht an. „Was meinen Sie, Pater Viktor? Ich verstehe Ihre Frage nicht.“

„Gnädige Frau, vor wenigen Tagen — am Mittwoch war es — haben Sie mich angeblickt — so voll — so — — Ich weiß nicht, gnädige Frau.“

Da entsann sie sich und ward flammendrot. „Nein, nein, es war nichts,“ stammelte sie. „Vergessen Sie das!“

„Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, ob Sie mir zürnen! Ich leide so sehr unter diesem Gedanken.“

Sie schüttelte schmerzlich das Haupt, die Blicke abwärts gewandt. Leise sagte sie: „Ihnen zürnen? Ich hab' Sie ja so — —“

Sie brach ab; ein Zittern ging durch ihren Leib. Jäh wandte sie sich und verließ das Zimmer.

Der Jesuit sah ihr nach, ohne sich von der Stelle zu regen. Seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten. „Ich hab' Sie ja so lieb,“ murmelte er mit weichverträumter Stimme. Und „Entsagung“ pochte dabei sein Herz.

Pater Adam ging am selben Abend, wie es seine Gewohnheit war, auf dem Flur des ersten Stockwerkes im Stadthause der Jesuiten auf und nieder und betete Brevier. Aber nur die Worte, die er murmelte, stimmten mit dem Inhalte des Buches überein, nicht seine Gedanken. Diese galten ausschließlich den zahlreichen wichtigen Fragen, die er vor wenigen Stunden mit dem Provinzial im Anschluß an die Überreichung der Briefkopie besprochen hatte. An die Millionen der Fürstin von Settingen dachte er, die der Gesellschaft Jesu verloren gehen konnten, wenn Fürst August, dessen Tage gezählt schienen, nun stürbe und die Witwe

eine neue Ehe schloße, der Kinder entsprössen. Und die Besorgnis einer zweiten Ehe war eine wohlbegründete, solange Bronowski nicht unschädlich gemacht war, solange er die Liebe der Fürstin besaß und deren Hand erhalten konnte. An die Mission, die ihm selbst nun bevorstand, dachte Pater Adam und malte sich sein künftiges Leben als der eigentliche geistliche Oberhirte von Kornburg aus. „Kornburg ist durch Flemmings Mißwirtschaft arg verwahrloßt; es braucht Jesuiten. Sorgen Sie, daß die Jünger unseres großen Alfons Liguori, die Redemptoristen, sich dort niederlassen,“ hatte Pater Hüllmann gesagt. Das mußte also eine der ersten Sorgen Pater Adams in seinem neuen Amte sein, sobald Conte Worm die ja völlig gesicherte Ernennung zum Bischof erhielt. Und auch des Bruders Viktor Kolberg gedachte der Jesuit voll Besorgnis. Der hochwürdige Pater Provinzial hatte mit ihm auch über diesen lange gesprochen. Als Besiegter vor der Macht der Kirche, als zur Pflicht des Gehorsams Zurückgeführter und reuig und gebrochen Unterwerfener war Bruder Viktor bereits daniedergestreckt worden. Nun aber, da man seines Gehorsams sicher war, hieß es, ihn wieder aufrichten, ihn anspornen zum Siege in seiner weltlichen Mission, ihm unumwunden zur höheren Ehre Gottes und zum Ruhme des Ordens die Pflichten seiner Berufung eröffnen. Pater Adam vertraute seinem Vorgesetzten; dieser würde, so schwer der Sieg auch vielleicht zu erringen war, Herr bleiben und mit eiserner Faust den Schwankenden, Schwachmütigen und Weichherzigen zum erstrebten Ziele zwingen.

Auf der Treppe schollen Schritte. Da kehrte er just heim, der junge Bruder, dem die Gedanken Pater Adams galten. Mit einem Gruße ging er vorbei und stieg zu seinem Zimmer empor. Kopfschüttelnd sah ihm der andere nach und murmelte die Breviergebete weiter.

Inzwischen sank Pater Viktor in seinem Zimmer auf die Kniee, barg das Haupt und betete lange, ohne zu wissen, was er betete. In seiner Brust rang das Wollustleid der Entsagung, die er mit Geißelhieben seinem Fleische wieder tief eingepreßt, mit der sündigen Wonne, die er aus dem ungesprochenen Worte Regines geschöpft hatte. „Ich hab’ Sie ja so lieb!“ Zärtlich schmeichelten sich diese Laute ihm in Ohr und Herz. Waren sie es nicht, die er gebetet hatte?

Selig verträumt suchte er sein Lager auf, und es waren immer dieselben Worte, die auf seine Lippen wiederkehrten: „Allmächtiger, allgütiger Gott, erhalte mir den heiligen Glauben, erhalte mir die Hoffnung auf die ewige Seligkeit und erhalte mir deine Liebe!“

Und während er die Worte murmelte, sank sein Haupt zur Seite, schlossen sich seine Lider. Aber nur einen Herzschlag lang.

Wie aus tiefem Traume fuhr er auf, und leise wiederholte er:
 „Erhalte mir die Hoffnung, erhalte mir die Liebe — erhalte mir
 die Liebe — die Liebe — — Regines!“

Und müde schlief er ein.

XX.

Am Morgen des Pfingstmontags erhielt Pater Hüllmann die telegraphische Kunde, daß der regierende Fürst von Gettingen, August XIX., gegen Mitternacht nach langem, schwerem Leiden das Zeitliche gesegnet hatte. Diese Nachricht übte in der Clavergasse eine tiefe Wirkung aus und rief große Bestürzung hervor; in der Stadt hätte sie — von den Hofkreisen abgesehen — wohl alle Welt, zumal aber die öffentliche Meinung nicht im geringsten erregt und wäre ganz spurlos verklungen, wenn die nächsten Morgenblätter nicht das Ableben des wenig gekannten Herrschers des kleinen Nachbarstaates benützt hätten, um an Ereignisse zu erinnern, die sich vor Jahren des allgemeinen Interesses erfreut hatten. Es wurde an den Liebesroman einer Prinzessin des Herrscherhauses erinnert, die auf Titel und Geburtsrechte verzichtet hatte, um die Gemahlin des Mannes zu werden, den sie liebte, die Gemahlin des millionenreichen Barons Wilhelm Zinnehaln, dessen Großvater im Getreidehandel sein immenses Vermögen erworben hatte und mit dem Freiherrntitel ausgezeichnet worden war, während sein Enkel anlässlich seiner Vermählung mit einer Fürstin aus königlichem Geblüte in den Grafenstand erhoben wurde. Es wurde an den tragischen Tod des Grafen erinnert, der durch ein nie aufgeklärtes Jagdunglück das Leben verlor, an den Schmerz der verwitweten Gräfin, die ihren tiefbetrauten, heißgeliebten Gatten nur um wenige Monate überlebte. Und es wurde von der einzigen Frucht dieser Ehe gesprochen, von der verwaisten Komtesse Irene, deren sich ihr Tauspate, Seine königliche Hoheit Prinz Albert, annahm und die so viel umworden war und im Jahre 1899, zwanzig Jahre alt, den Fürsten August von Gettingen zum Gemahl erkor, obzwar Seine Hoheit mehr als doppelt so alt war und bereits zweimal verwitwet, wenn auch kinderlos. Und schließlich erfuhren die Leser, daß, wie vor einigen Tagen bereits gemeldet worden, Seine königliche Hoheit Prinz Albert eben in Gettingen weilte und daß Seine Majestät zum Gedächtnis des befreundeten und benachbarten Herrschers achttägige einfache Hoftrauer angeordnet hatte.

Dem Prinzen Carl Rudolf, der am Dienstag von seiner kleinen Vergnügungsreise mit Irma Bissal wieder in der Hauptstadt eintraf, war die Abwesenheit seines Vaters höchst erwünscht. Seinetwegen konnte der cher père überhaupt gleich ganz und gar bei seiner geliebten Irene in Hettingen bleiben — vielleicht als Albert der Neunundneunzigste. Aber das war natürlich bloß ein frommer Wunsch; in längstens zwei oder drei Tagen würde gewiß die Rückkehr erfolgen. Carl Rudolf dachte mit Grauen an die Strafpredigt, die ihm dann bevorstand. Mehr als eine Strafpredigt, sapristi, vielleicht viel Fataleres noch.

Der Prinz, der mit dem Pariser Frühzug unangemeldet zurückgekehrt war, ließ sogleich seinen Adjutanten wecken. Mollwitz mußte ihm über das in der Zwischenzeit Vorgefallene und auch über das Bevorstehende, soweit ihm dieses bekannt geworden, Bericht erstatten.

„n Morgen, Mollwitz. Ich bin scheußlich gestimmt. Was gibt's Neues?“

„Ich erlaube mir, Eure königliche Hoheit untertänigst zu begrüßen und zur glücklichen Rückkehr zu beglückwünschen.“

„Danke. Nicht gerne geschehen. Am liebsten wäre ich noch lange fortgeblieben.“

Der Adjutant lächelte. „Königliche Hoheit haben sich also gut unterhalten?“

„So so la la. Paris ist immer blau. Aber die Person ist mir auf die Dauer langweilig geworden. Ihre Eitelkeit hätte am liebsten mein Infognito gelüftet. Na, jetzt ist's ja aus mit dem Infognito, jetzt geht's los. Sacrebleu, das wird ungemütlich. Erzählen Sie also, was los ist, Mollwitz!“

„Fürst August von Hettingen ist Pfingstsonntag nachts gestorben. Seine königliche Hoheit Prinz Albert ist schon — —“

„Weiß ich, Mollwitz,“ unterbrach Prinz Carl Rudolf. „Habe unterwegs gelesen, daß Papa hingereift ist. Was gibt's weiter?“

„Leutnant Baron Zwiel ist in eine kleine Garnison an der Grenze versetzt worden, nachdem ihm noch ausdrücklich das Ehrenwort abgenommen worden, Stillschweigen streng zu bewahren und eventuell zu leugnen.“

„So? Haben die Zeitungen was gebracht?“

„Nur andeutungsweise, Königliche Hoheit. Es hat keinen Rummel gegeben.“

„Ce n'est pas malheureux. Was hat Papa gesagt?“

„Der Herr Oberst Graf Rhonet war gleich am nächsten Morgen gegen elf Uhr hier. Seine königliche Hoheit soll zuerst furchtbar erregt und ungehalten gewesen sein, dann aber ruhiger. Ich

erlaube mir zu bemerken, Königliche Hoheit, daß uns, wie es scheint, auch eine strafweise Transferierung bevorsteht. Ich glaube, nach Hammerau."

"Fichu! In das gräßliche Nest? Mollwitz, das geht nicht. Woher wollen Sie das wissen?"

"Vom Grafen Rhonet, Königliche Hoheit. Seine Majestät soll diese Entschließung Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert auch bereits gutgeheißen und sanktioniert haben."

"Greulich! Bestellen Sie mir mal für heute nachmittag den Grafen! Er muß mir ausführlich berichten, was da ausgefocht wurde."

"Unmöglich, Königliche Hoheit. Als ich gestern nachmittag den Obersten aussuchen wollte, stieg er gerade mit Gattin in einen Wagen, um zur Bahn zu fahren."

"Was? Wohin denn? Auch nach Gettingen?"

"Nein, Königliche Hoheit. Seine Mutter ist eben gestorben."

Der Prinz konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. "Mollwitz," meinte er belustigt, "mir scheint, meine Abwesenheit macht man sich zunutze, um zu sterben."

Der Adjutant blickte etwas ernster drein. "Nicht allseits, Königliche Hoheit," erwiderte er.

Nun wurde auch der Prinz ernst. "Ach ja, richtig. Wie steht's also dort? Bitte, genauen Bericht. Haben Sie meine Order ausgeführt, Mollwitz?"

"Dem Befehl Eurer Königlichen Hoheit gemäß habe ich mich täglich erkundigt und Blumen gesandt," entgegnete der Oberleutnant. "Es stand sehr schlimm mit der jungen Dame, fast hoffnungslos. Am Abend des neunten begann die Krisis. Am elften galt sie als gerettet. Sie erholt sich aber sehr langsam, soll noch furchtbar schwach und größter Ruhe und Schonung bedürftig sein. Gesehen habe ich sie natürlich nicht."

Der Prinz atmete auf. "Es ist mir lieb, daß sie durchkommt. Es wäre doch ein Jammer gewesen, wenn das herrliche Mädel gestorben wäre. Parole d'honneur, ich wäre untröstlich gewesen, so lange ich lebe. Aber – ich bin unruhig – weiß sie von meiner Abreise?"

"Ich habe, wie ich bereits untertänigst meldete, tagtäglich Erkundigungen eingezogen und Blumen gesandt."

"Ja, aber wenn sie es sonst irgendwie erfahren hätte? Mollwitz, ich habe keineswegs die Absicht, mit ihr zu brechen; im Gegenteil."

"Selbst wenn sie erfahren hätte, daß Königliche Hoheit verreist sind, hätte sie nicht erfahren können, wohin. Außerdem weiß

sie wohl überhaupt nichts, da ihr Zustand Ihr Erkundigungen unmöglich machte."

"Aber jetzt muß sie doch schon auf dem Weg der Genesung sein?"

"Allerdings. Aber sie ist wohl zu klug, um sich nach Curer Königlichen Hoheit zu erkundigen. Das würde doch auffallen. Und bei wem auch?"

"Na, ihre Freundin, die amie vom eher papa, könnte ihr's stecken. Mollwitz, das muß irgendwie verhindert werden – à tout prix. Ich liebe das Mädcl noch. Sie ist doch was ganz anderes als so 'ne kleine, dumme Krabbe. – So, jetzt lassen Sie mich aber schlafen, Mollwitz! Ich bin höllisch müd. Um elf Uhr will ich geweckt sein, und dann sprechen wir weiter. Ja, und noch eins: heute wenigstens will ich Ruhe haben. Ich bin noch nicht zurückgekehrt, wenn man fragt. Morgen werde ich mich also in Gottes Namen melden und mich Seiner Majestät zur Verfügung stellen. Wann kommt übrigens Papa zurück?"

"Seine königliche Hoheit trifft voraussichtlich übermorgen ein."

Prinz Carl Rudolf gähnte. "Gute Nacht, Mollwitz! Vielleicht soll ich, um solid zu werden, in einem Jahr die Witwe Hettingen heiraten. Wer weiß? Na, wär' nicht das Schlimmste. Seinerzeit, wie sie noch ganz jung war, hätte ich verdammt gerne – – Naah! Gute Nacht, Mollwitz!"

Der Prinz legte sich zur Ruhe, und auch Mollwitz suchte wieder – es war noch lächerlich früh – sein Lager auf. Letzterer, der doch keineswegs an zu großer Gemütsstiefe litt, dachte, als er zu Bette lag: „Viel Herz haben, ist eine lästige Scheußlichkeit. Aber so wenig haben, ist gerade auch nicht das Schönste. Du wirst noch einmal scheußlich anrennen, lieber Cary. Recht wird dir geschehen. Das arme Mädcl, die Maja, ist schließlich keine Irma Piffal; sie ist denn doch zu gut für deine Späße. Wenn ich – –!“

Und der Oberleutnant seufzte tief und laut und schlief darüber ein. ———

Baron Mollwitz erhob sich eine Stunde früher als der Prinz. Er hatte seine Toilette noch nicht völlig beendet, als ihm sein Diener die Botschaft überbrachte: „Gehorsamst zu melden, Herr Oberleutnant, es ist seit einer Viertelstunde wieder der Mensch unten vor dem Palais, welcher seit vierzehn Tagen immer kommt und fragt.“

"So? Na, so soll man ihn einsperren lassen, wenn er nicht gutwillig geht."

"Gehorsamst zu melden, Herr Oberleutnant, das hat der Portier auch schon gemeint. Er wollte aber Herrn Oberleutnant erst fragen, ob er's tun soll."

„Natürlich. Haben Sie übrigens den Kerl gesehen?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

„Sieht wohl sehr verdächtig aus?“

„Gehorsamst zu melden, nein, Herr Oberleutnant. Der Mensch sieht ganz vornehm aus. Es ist vielleicht doch ein Herr.“

„Man hat doch gesagt, daß Seine königliche Hoheit noch nicht zurückgekehrt ist?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Der Mensch behauptet aber, er weiß ganz bestimmt, daß Seine königliche Hoheit heute früh zurückgekehrt sind, und wiederholt wieder seine dringende Bitte, vorgelassen zu werden, weil er Seiner königlichen Hoheit etwas persönlich übergeben muß. Er sagt, daß es von größter Wichtigkeit ist.“

„Hm, hm. Das ist aber sehr verdächtig. Man soll doch vielleicht die Polizei avisieren.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ich werde den Auftrag geben.“

Der Diener wandte sich zum Gehen.

Mollwitz rief ihn zurück. „Warten Sie einmal! Mich interessiert der Kerl. Ich werde ihn mir erst einmal anschauen, um unnötigen Skandal zu vermeiden.“

„Gehorsamst zu bemerken, Herr Oberleutnant,“ warf der Diener besorgt ein, „wenn der Mensch aber ein Sozi oder Anarchismus ist?“

„Ah so, Sie haben Angst für mich?“ fragte der Baron lachend.

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Es geschehen jetzt mit diesen Kanaille, mit Respekt zu sagen, so viele Unglücke, daß — —“

Lachend schnitt ihm Mollwitz das Wort ab. „Na, nur ruhig Blut! Wo ist der Mann?“

„Er geht mitten auf der Straße auf und ab.“

Mollwitz trat an das Fenster der Parterrewohnung, die er im Palais innehatte, und blickte hinaus. „Der sieht aber gar nicht nach Sozi oder Anarchismus aus,“ meinte er. „Hören Sie! Der Portier soll dem Herrn sagen, daß Seine königliche Hoheit noch nicht zurückgekehrt ist, daß aber der Adjutant Seiner königlichen Hoheit bereit wäre, ihn zu empfangen.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

Der verdächtige Herr, der seit genau vierzehn Tagen alltäglich ein Mal vor dem Palais erschien und sich nach Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Carl Rudolf erkundigte, war heute im Gegensatz zu seinem bisherigen Benehmen durch den Bescheid, der Herr Adjutant sei anwesend, völlig zufriedengestellt und schien sehr erfreut, daß ihn dieser empfangen wolle. Er übergab dem Portier sogleich seine Visitenkarte, die der Diener dem Baron Mollwitz überbrachte. Dieser las:

„Schriftsteller Bernhard Rüttinger.“

„Um, wahrscheinlich irgend ein Zeitungsschreiber,“ dachte er. „Will vermutlich ein Interview oder so was. Oder aber ein Revolvermännchen mit einer Erpressungsgeschichte wegen des Vorfalls damals im Hotel. Na, schauen wir uns den Kerl mal an; das kann ja ganz lustig werden und wird den Prinzen amüsieren, wenn ich's ihm dann erzähle.“

„Führen Sie den Herrn in mein Empfangszimmer,“ befahl er.

Wenige Augenblicke später stand Bernhard Rüttinger vor Baron Mollwitz, der es geflissentlich vergaß, dem Besucher einen Platz anzubieten. Dieser aber war so furchtbar erregt, daß ihm die Unhöflichkeit des Oberleutnants völlig entging; sein Antlitz war blaß, sein Leib bebte.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich empfangen haben, Herr Oberleutnant,“ sagte er mit gepreßter Stimme.

„Bitte, bitte,“ entgegnete Mollwitz mit kühler Höflichkeit. „Sie wünschen, wie ich höre, schon seit zwei Wochen Seine königliche Hoheit zu sprechen?“

„Seit zwei Wochen.“ Das klang so schmerzlich, daß der Baron den Besucher überrascht ansah. Nanu, was war denn das eigentlich?

„Seine königliche Hoheit ist, wie Sie erfahren haben, verreist,“ erklärte er. „Sie müssen also, wenn Sie wünschen, daß Ihre Bitte – um eine solche handelt es sich wohl – Seiner königlichen Hoheit bekannt wird, mir Mitteilung machen.“

„Herr Oberleutnant, Seine königliche Hoheit ist heute früh zurückgekehrt. Deshalb wartete ich, bis ich empfangen würde, und ließ mich nicht abweisen.“

Der Baron sah den anderen hochmütig an. „Sie werden vielleicht so gefällig sein, die Wahrheit meiner Worte nicht zu bezweifeln. Da ich sehr wenig überflüssige Zeit habe, muß ich, nachdem ich so freundlich war, Sie zu empfangen, schon bitten, sich kurz zu fassen, widrigenfalls – – Wie lautet also Ihre Bitte?“

Rüttingers Antlitz färbte sich dunkel. Mühsam zwang er sich zur Ruhe. „Ich selbst habe Seine königliche Hoheit um nichts zu bitten. Ich habe bloß die Bitte eines anderen zu überbringen.“

„So, so. Um was handelt es sich also?“

„Um einen Brief, den ich abzugeben habe.“

„Hören Sie, das hätten Sie aber einfacher machen können. Durch den Portier wäre ein Brief eben so sicher in meine Hände gelangt.“

„Der Brief ist für Seine königliche Hoheit bestimmt, Herr Oberleutnant.“

„Glauben Sie vielleicht, ich behalte ihn? Ich hätte ihn natürlich Seiner königlichen Hoheit zukommen lassen.“

„Ich weiß; aber ich habe den Auftrag, ihn persönlich in die Hände des Prinzen zu legen.“

„Ja, mein guter Herr, das geht nicht so einfach, wie Sie sich das vorstellen. Geben Sie mir also Ihren berühmten Brief, und ich werde ihn sogleich Seiner königlichen Hoheit zugehen lassen.“

„Ich kann nicht. Ich habe ihn dem Prinzen Carl Rudolf persönlich zu übergeben, lautet mein Auftrag. Darum kam ich täglich hierher und bin ich heute hier. Herr Oberleutnant, ich bitte Sie bei allem, was Ihnen lieb und heilig ist, geben Sie mir heute endlich die Möglichkeit, meinen Auftrag zu erfüllen.“

Über den bewegten Ton dieser Bitte abermals überrascht, blickte der Adjutant den Journalisten verwundert an. „Ja, aber wirklich, Herr — Herr, ich verstehe nicht ganz. Wer hat Ihnen denn einen solchen Auftrag erteilt?“

Rüttinger zögerte mit der Antwort; dann entgegnete er halblaut: „Eine Dame.“

„Eine Dame? So?“ Mollwig sah den anderen scharf prüfend an. „Darf man wenigstens wissen, wer diese Dame ist?“ fragte er dann.

Der Gefragte schien mit sich zu kämpfen; die Nennung des Namens diesem Dritten gegenüber mochte ihm als Verrat eines anvertrauten Geheimnisses erscheinen. Aber war sie nicht das einzige Mittel, bis zum Prinzen zu gelangen? Rüttinger entschloß sich endlich zur Entgegnung. „Fräulein Maja Karmetter,“ sagte er dumpf.

Dem Offizier entfuhr eine Gebärde höchsten Staunens. Sapperment, was bedeutete das? Was enthielt dieser Brief, der seit zwei Wochen des Empfängers harnte? Und wer war dieser Mensch, den das verschwiegene, kluge Mädchen offenbar eingeweiht hatte? Der Oberleutnant nahm nochmals die Karte des Besuchers zur Hand. Schriftsteller Bernhard Rüttinger. Den Namen kannte er eben so wenig wie den Mann selbst. In welchem Zusammenhang standen Maja und dieser Mensch? Merkwürdig, sehr merkwürdig. Er entschloß sich zu einer Frage, die ihm die Vorsicht zu gebieten schien.

„Darf ich vielleicht noch wissen, Herr Rüttinger, wie Sie in den Besitz jenes Briefes gelangten?“

Rüttinger streckte sich stolz. „Herr Oberleutnant, ich will hoffen, daß Ihre Frage nicht verlegend sein soll.“

„Bitte, bitte, keineswegs.“

„Wie ich den Brief erhielt, fragen Sie? Aus der Hand einer, die zu sterben glaubte und mich würdigte, der Überbringer ihrer letzten Worte zu werden.“

„Ah,“ sagte Mollwig. Dann schwieg er und dachte nach. Der

Prinz hatte erklärt, daß er keineswegs beabsichtige, mit Maja Karzmetter zu brechen; im Gegenteil. Der Prinz hatte auch gesagt, daß man à tout prix verhindern müsse, daß Maja von seiner Abreise und sonstigem Kenntniss erhalte. Dieser Mann hier schien aber ihr Vertrauter und konnte ihr eventuell hinterbringen, daß — —

„Wollen Sie mir nun eine Audienz bei Seiner königlichen Hoheit erwirken, Herr Oberleutnant?“ fragte Rüttinger da. „Jede Minute Verzögerung bedeutet für mich — —“ Er vollendete den Satz nicht. „Todesqual“, hatte er sagen wollen. Aber was ging das andere Menschen an?

Der Baron hatte inzwischen seine Überlegung zu Ende geführt und war zu dem Ergebnis gelangt, daß es doch wohl klüger wäre, diesen Mann nicht zum Verrate zu treiben. Der Prinz mußte verständigt werden und selbst entscheiden.

„Wollen Sie einen Augenblick warten und Platz nehmen, Herr — Herr Rüttinger?“ fragte er höflich.

„Danke.“ Rüttinger blieb stehen.

„Einen Augenblick,“ ersuchte Mollwitz und verließ das Zimmer. Erst nach zehn Minuten, die der Harrende, ohne sich von der Stelle zu rühren, in qualvoller Erregung verbrachte, kam der Baron zurück.

„Ein, äh, ein wirklich merkwürdiger Zufall, Herr Rüttinger,“ sagte er und entblößte grinsend seine tadellosen Zahnreihen. „Sie haben also wirklich recht und waren besser informiert als ich. Seine königliche Hoheit ist in der Tat heute früh zurückgekehrt, während ich schlief. Da Seine königliche Hoheit befohlen hatte, mich nicht zu wecken und mir diese freudige Überraschung nicht vorzeitig zu verraten, erfuhr ich es erst jetzt, als ich fragte. Natürlich ging ich, um Ihnen gefällig zu sein, sofort zu Seiner königlichen Hoheit. Königliche Hoheit sind eben erwacht, wollen Sie aber doch empfangen, Herr Rüttinger. Bitte also, mir zu folgen.“

Mollwitz sah, wie es im Antlitz des anderen verächtlich zuckte, und ihm war, als hätte er die ungesprochenen Worte gehört: ‚Glende Komödie.‘ Das war ihm peinlich, und schnell wandte er sich ab. Rüttinger folgte dem voranschreitenden Offizier wortlos in ein Gemach des ersten Stockwerkes. ———

Carl Rudolf war bereits völlig angekleidet, als ihm sein Adjutant die Mitteilung vom Besuche Rüttingers und von dessen Bitte und Auftrag überbrachte. Maßlos überrascht war er aufgefahren.

Was? War das möglich? Maja hatte einen Menschen, den er nicht kannte, von dem er weder durch sie noch sonst durch jemanden je gehört, zum Vertrauten und hatte diesen Menschen in ihr Geheimnis eingeweiht? Mehr als das: sie hatte, als sie den Tod nahe glaubte, den Mann sogar zu sich berufen und ihm einen

Brief übergeben, einen Brief an ihn, den Prinzen, ihren Geliebten? Das war doch, war doch kaum zu glauben. Dahinter mußte etwas Besonderes stecken; denn Maja war keine Gans und keine Schwägerin. Wer war denn dieser – dieser Schriftsteller? In welchen Beziehungen stand er zu Maja? Und was war das für ein Brief, der vielleicht den letzten Willen, das Vermächtnis der Sterbenden enthielt? Ob dieser Schriftsteller nicht im Laufe der zwei Wochen das Schreiben geöffnet und gelesen hatte und nun um verschiedene Geheimnisse wußte? Unmöglich war das nicht. Solche Kerle sind ja zu allem fähig. Das war eine unerhörte Sache. Möglicherweise war der Brief, den der Mann persönlich zu übergeben hatte, aber auch wertlos geworden von dem Augenblicke an, da Maja gesundete. Immerhin – wissen mußte man doch eigentlich, was da los war. Überdies war es wirklich klüger, den Menschen, der Majas Vertrauter war und um die Reise des Prinzen mußte, nicht vor den Kopf zu stoßen, damit er nichts verriet. Man konnte dem Manne auch ein gutes Trinkgeld geben, damit er schwiege. Interessant war es jedenfalls, zu erfahren, was der Brief enthielt und wie gerade dieser Unbekannte und Niegenannte in seinen Besitz gelangt war.

Nach einer kurzen Unterredung mit Mollwig entschloß sich Carl Rudolf, dem Räte des Adjutanten zu folgen und den Schriftsteller zu empfangen. Unangenehm war das ja zweifellos; aber, mon Dieu, länger als fünf Minuten konnte die Sache nicht dauern. Übrigens taktlos das Ganze! Das hätte man der Maja gar nicht zutrauen sollen. Als der Prinz sich endlich anschickte, das Gemach zu betreten, in dem Bernhard Rüttinger seit hängen Minuten seines Kommens harrete, überwog in seiner Brust das Gefühl der Wut auf diese taktlose Maja, die ihn in diese unangenehme Situation brachte.

Der ehemalige Chefredakteur der „Heimat“ war zuerst wie angewurzelt stehen geblieben, als Mollwig ihn in diesem Raume allein ließ. Dann aber hatte er sich hinsetzen müssen, weil ihm zumute war, als brächen seine Kniee zusammen. Kalter Angstschweiß war ihm aus allen Poren getreten, seine Zähne hatten begonnen, hörbar an einander zu schlagen, und er hatte sein Herz bis zur gewürgten Kehle empor pochen gefühlt. Ein furchtbarer Zustand der Schwäche, des Schwindels war es, der ihn hilflos machte und ihn zu Boden zu schleudern drohte. Die Erregung war übermächtig. Vergebens versuchte er mehrmals, sich aufzuraffen, sich zu erheben. Kopf und Glieder versagten den Dienst. Erst als er die von Sporenklang begleiteten Schritte vernahm, die sich der Türe näherten, gelang es ihm mit übermenschlicher Willens-

stärkte und äußerstem Kraftaufwand, seinen Füßen sicheren Halt zu schaffen und die Schwäche niederzuringen. Und als Prinz Carl Rudolf eintrat, stand Bernhard Rüttinger in fester Haltung, mit todesbleichem Antlitz da und blickte mit großen, starren Augen den Glücklichen und Gehafteten an, den Maja Karmetter bis zur Preisgabe ihrer Ehre geliebt hatte und liebte. Und voll bitterem Schmerze, voll nagender Eifersucht gestand er sich ein, daß dieser Mann schön und verführerisch und auch ohne den blendenden Vorzug erlauchten Blutes und hohen Namens ihm unendlich überlegen war. Im Herzen wohl nicht, an Liebe wohl nicht, noch sonst an seelischen Vorzügen. Aber das frommte ja wenig und hatte Maja nicht davon bewahrt, ihr Lebensglück zu zerstören, indem sie es einem Elenden preisgab. Einem Elenden. Denn dieser königliche Prinz hier war ein herzloser, elender Verführer und Lügner; das wußte, fühlte, erkannte Rüttinger.

Der Prinz hatte, als er eintrat, leicht mit dem Haupte genickt. Aber Rüttinger hatte in starrer, gegenwartsloser Betrachtung seines Gegenübers das Zeichen nicht beachtet und sich nicht grüßend verbeugt. Der Prinz wartete ein wenig und lächelte. „Der gute Mann scheint fabelhaft aufgeregt,“ dachte er. „Offenbar hat er noch nie mit einer königlichen Hoheit gesprochen. Na, wir wollen einmal leutselig sein und ihm zu Hilfe kommen; sonst stirbt er mir noch vor lauter Ehrfurcht.“

„Na also, mein Guter, Kopf hoch! Fürchten Sie sich nicht! Sie haben um eine Audienz angesucht?“ begann er.

Dieser Ton, diese Worte brachten Rüttinger sogleich zur Besinnung, gaben ihn der Wirklichkeit im selben Augenblicke zurück.

Er reckte sich höher. „Fräulein Maja Karmetter, die mich ihrer Freundschaft und ihres Vertrauens würdigt, hat mich, als sie sterben zu müssen glaubte, gebeten, einen Brief Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Carl Rudolf persönlich zu übergeben,“ sagte er mit fester Stimme. Seine Blicke hielt er unverwandt auf den Prinzen gerichtet.

„Unangenehm, wie dieser Mensch einen anschaut,“ dachte dieser. Und laut sagte er: „So, so, sehr interessant. Diesen Brief haben Sie wohl bei sich? Geben Sie ihn also, mein Guter!“

„Ich heiße Herr Rüttinger, königliche Hoheit.“

„Ein frecher Kerl,“ dachte der Prinz. „Da machen wir die Sache rasch ab, und basta!“ Mit einem mokanten Lächeln verbeugte er sich leicht. „Sehr angenehm.“ Rüttinger ließ den Spott unbeachtet, zog die Briefftasche, entnahm ihr das Schreiben, das er unter Qualen seit zwei Wochen bei sich trug, und überreichte es wortlos dem Prinzen.

Dieser nahm es in Empfang und bemerkte erstaunt: „Was? Unversiegelt?“

„Jawohl, unversiegelt. Ich selbst steckte das Schreiben er: in den Umschlag.“

Carl Rudolf fuhr betroffen zurück. „Wie meinen Sie?“ Kaich faßte er sich wieder. „So? Es ist gut. Ich danke Ihnen.“ Mit: tels eines kurzen Kopfnickens gab er das Zeichen, daß die Audienz beendet sei.

Aber der andere rührte sich nicht vom Plaze. Mit verichleier: ter Stimme sagte er: „Ich glaube, das Schreiben erheißt Ant: wort. Ich darf mich als ermächtigt betrachten, auch diese zu über: bringen.“

„Werde sehen,“ entgegnete Carl Rudolf und öffnete gespannt den Umschlag. Die wenigen Worte, die er las, machten ihm jetzt, da er Maja außer Sterbensgefahr wußte, keinen Eindruck, und schon wollte er mit der Bemerkung, es sei keine Antwort nötig, den Boten entlassen, als ihm plötzlich die Schrift auffiel. Die ersten Worte rührten von Majas Hand her, zweifellos; die anderen aber hatte eine andere Hand niedergeschrieben. Was war das? Er warf dem Überbringer der Zeilen einen mißtrauischen Blick zu und fragte in möglichst unbefangenen Tone:

„Wissen Sie aber auch gewiß, daß diesen Brief, den Sie überbringen, Fräulein Karmetter geschrieben hat?“

„Zu Beginn schrieb sie; da dann aber ihre Hand erlahmte und das Fieber sie hinwarf, diktirte sie mir den Schluß. Er ist von meiner Schrift.“

„Ah!“ Der Prinz konnte einen Ausruf peinlichster Über: raschung nicht unterdrücken. Seine Stimme zitterte ein wenig in verhaltenem Groll, als er sagte: „Erklären Sie mir einmal, mon: sieur, wie Sie dazu kamen und in welchem Verhältnisse Sie zu der Dame stehen!“

„Wie ich dazu kam? Fräulein Karmetter wollte, als sie den Tod nahe glaubte, dem Prinzen Carl Rudolf, den sie grenzenlos liebt und von dem sie sich ebenso geliebt glaubt, ein letztes Liebes: wort senden. Und da sie keinen verlässlicheren, treueren und er: gebeneren Freund auf Erden hat als mich, erfor sie mich zum Boten und verriet mir ihr Geheimnis. In welchem Verhältnisse ich zu Fräulein Maja Karmetter stehe? In dem eines Mannes, der ohne Hoffnung, ohne Grenzen ein Weib liebt und vergöttert, das um diese hoffnungslose, grenzenlose Liebe weiß.“

Der Prinz verbarg tiefe Überraschung hinter abermaligem spöttischem Lächeln. „So, so, sehr interessant und sehr schön, was Sie da sagen. Wirklich schön – so eine Liebe.“

Ein gurgelnder Laut rang sich da von Rüttingers Lippen los, ein kurzes Beben durchflog wie ein kalter Fieberschauer seinen Leib, und in heißen, zitternden und doch gedämpften Tönen wilder Leidenschaftlichkeit brach sich sein Weh Bahn. „Schön nennen Sie spöttisch diese Liebe, Königliche Hoheit? Ja, sie ist schön. Sie begehrt alles und doch nichts, sie leidet die schlimmsten Peinen, sie läßt sich treten, verspotten, martern und stirbt doch nicht. Sie macht treu wie einen Hund, stumm wie einen Fisch und stark genug, um lächelnd sein Herzblut dahinzugeben. Sie duldet alles, alles in ihrer nie vergehenden Treue und Blut, nur eines duldet sie nicht: daß man die Gottheit, die sie sich erwählte und der sie dient, verrät, mißachtet, betrügt, besudelt, mordet. Das eine duldet sie nicht, Königliche Hoheit. Und das, das lassen Sie sich gesagt sein für heute und immer!“

Prinz Carl Rudolf prallte zurück und griff an die linke Hüfte. Aber der Säbel war nicht da; der Prinz hatte vergessen, ihn umzuschlagen. Übrigens – umso besser. Einen neuen Skandal hatte er nicht nötig. Außerdem war der arme Kerl da offenbar ein Narr. Aber jedenfalls ein unverschämter. „Ich will Sie schonen, Mann,“ sagte er. „Sie sind entlassen. Gehen Sie!“

Rüttinger aber ging nicht. Leise lachte er auf. „Ich bin entlassen? Die schöne Gnade! Wie Ihnen das Bürgermädchen, das königliche Weib, gut genug war, um ihre Schönheit zu begehren, sie zu verführen und dann durch feige Lüge, durch Verrat und Niedrigkeit ihr Lebensglück zu zerstören, ihr Herz zu zertreten, als Ihre lüsternen Sinne sich gesättigt hatten, so ist Ihnen wohl der Bürgersmann zu schlecht, um an ihm Ihren Mut zu erproben, den Sie in Trunkenheit an adeligen Offizieren erweisen, zu schlecht, um Ihren Teppich, den Ihre hochgeborenen Füße treten, mit seinem Blute zu besudeln, Sie Königliche Hoheit? An Ihnen ist nichts Königliches, nichts Hohes, nur Tierisches, Niedriges. Aber lassen Sie sich's gesagt sein, merken Sie sich genau, was ich von der echten, tiefen Liebe sagte, merken Sie sich genau, was sie nicht duldet! Zu finden werden Sie mich ja nun wissen, da Ihnen mein niedriger, bürgerlicher Name bekannt ist, so wie auch ich Sie jederzeit zu finden weiß. Bernhard Rüttinger ist mein Name, Königliche Hoheit.“

Der Prinz hatte mit verschränkten Armen, spöttisch lächelnd, ohne zu zucken, Rüttingers Beschimpfungen über sich ergehen lassen. Seinen Namen hatte dieser aber mit laut erhobener Stimme gesprochen, ehe er sich zum Gehen wandte. Mollwitz hatte die letzten Worte gehört und war, über den mildleidenschaftlichen Ton betroffen, herbeigestürzt. Er wollte dem Manne, der sich entfernte, nach-

eilen. Carl Rudolf hielt ihn jedoch am Arme fest. „Lassen Sie, Mollwitz! Der Mann ist ein armer Teufel, ein harmloser Narr. Ich wünsche nicht, daß man ihn am Gehen hindert.“

Rüttinger wandte sich, als er diese Äußerung hörte, nochmals und schien sprechen zu wollen. Aber er bezwang sich, schüttelte sich verächtlich und ging.

„Königliche Hoheit, darf ich untertänigst fragen, was das bedeutet?“ fragte der Adjutant besorgt.

Carl Rudolf lachte auf. „Seine Ansichten über Weib und Welt hat mir der Schriftsteller erklärt. Sehr interessant. Aber ich muß sagen, daß die Bürgerkanaille doch eine sonderbare Auffassung vom Leben hat. Na!“

Nach einer Weile bemerkte er: „Mollwitz, mit der Maja wird gebrochen. Wissen Sie, da sind mir au fond Krabben, Ratten und ähnliche Tierchen denn doch lieber. Bei denen geht's gemüthlicher, ohne éclat und andere Scheußlichkeiten ab. Wie denken Sie?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, ganz meine Ansicht.“

Bernhard Rüttinger war in fester, stolzer Haltung, an umherlungernden Lakaien vorbei, die Treppen hinabgestiegen und hatte das Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Carl Rudolf verlassen. Er überschritt die Straße. Der Lenker eines leeren, im Schritt der Pferde dahinrollenden Wagens zog den Fut. Erstaut blickte ihn Rüttinger an und grüßte ebenfalls. Der Kutscher brachte die Pferde zum Stehen und bot dem Herrn seine Dienste an. Dieser sah den Mann abermals verwundert an; dann nickte er und stieg ein.

„Wohin, Guer Gnaden?“

Ja, wohin denn? Das wußte Rüttinger selbst nicht. Er dachte nach. „Gleichgültig.“ sagte er dann.

„Vielleicht in den großen Garten, Guer Gnaden?“

„Gut.“

Warum auch nicht? Es war ja ganz gleichgültig.

Der Wagen rollte dahin. Sein Insasse wußte kaum davon; er hörte nicht einmal die Huftritte der Pferde, fühlte nicht die federnden Stöße, wenn die Gummiräder über unebenes Straßenpflaster rollten; er blickte mit einem völlig gedankenlosen Lächeln um sich und sah nicht einmal die Menschen, an denen er vorüberfuhr. Einmal ward er sich dessen bewußt und erschraf. Nun horchte er eine Zeitlang angespannt, blickte eine Zeitlang scharf, um sich zu vergewissern, daß er nicht taub, nicht blind sei. Und dann versank er wieder in den Zustand des lebendig Totseins

und dachte an nichts, gar nichts. Als er aber in der Hauptallee des ‚großen Gartens‘ dahinfuhr, störten ihn plötzlich die Wagen- und Stimmengeräusche und der Anblick der vielen Menschen, die da fuhren oder gingen, aufs empfindlichste. Auge und Ohr taten ihm weh; er hörte den Lärm vertausendfacht und sah hundertfach mehr Menschen, als ihm die Wirklichkeit in den Weg führte. Das war unerträglich. Er befahl dem Kutscher, das Fuhrwerk in eine Seitenallee zu lenken. Hier war es stiller, einsamer. Aber noch immer zu laut, zu voll. Nach einer Weile stieg er aus und ging durch weite Wiesenflächen dahin. Das tat wohl, so wohl. Da war er an einem Wasser angelangt. Träge rollte der breite Strom seine Fluten dahin. Ein kleiner Nachen schaukelte, mit einer Kette an eine starke Uferweide gebunden, in seiner Nähe. Rüttinger bestieg ihn. Die Wellen wiegten ihn nun sacht. Wie wohl das tat, wie wohl! So mußte ihm einst zumute gewesen sein, wenn ihn die Mutter auf die Kniee nahm und schaukelte und leise Schlummerlieder sang. So wie die Wellen dieses großen Stromes sangen. Der Einsame beugte sich über den Rand des Rahnes und blickte ins Wasser. Plötzlich fiel aus seinem Auge ein heißer Tropfen in die Flut. Er sah ihn fallen, sah, wie er versank in der Unendlichkeit der Wassermassen. Da faßte es ihn jäh wie Scham, brennende Scham, daß er so weich war, so kindlich weich. Mann sein, Rüttinger, Mann sein! Nicht sein Leben verschütten wie diesen Tropfen, nicht es in das Nichts zerrinnen und von der Strömung verschlingen lassen wie diese Träne! Nicht hindämmern, hinsterven, sondern hinleben! Er raffte sich auf und blickte trotzig drein. Was wird aus deinen Hoffnungen und Plänen, Rüttinger, aus deinen Pflichten? Was aus deinen Gedanken? Gedanken. Ja, sie sammeln galt es und der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit gleichem Mute ins Auge schauen! Vielleicht war heute der Wendetag des Lebens gekommen. Der Wendetag? Warum? Ach ja, es war etwas vor- gefallen, etwas Unwiderrufliches, das Entscheidendes nach sich ziehen mußte.

Und Rüttinger versank in tiefes, ernstes Sinnen.

Der furchtbare Tag, die entsetzliche Nacht, die dem Geständnisse und der Bitte Majas gefolgt waren! Bis in den grauenden Morgen war Rüttinger in seinem Zimmer gewesen, ohne Nahrung zu nehmen, ohne den Schlaf zu suchen, ohne der Mutter und dem Vater und den Geschwistern, die alle bestürzt umhergingen – so leise, so verstört, als wäre der Tod ins Haus getreten, Einlaß zu gewähren. Zu denken hatte er nicht vermocht; während all’ der qualvoll langen Stunden hatte er seine Körperlichkeit nicht gefühlt und nichts als die seltsame Empfindung gekannt, er sei eine rote

Staubwolke und werde vom Sturme durch unabsehbare Wüste getrieben — endlos, endlos, bis jäh die Grenze der Erde erreicht war und er vom Meere verschlungen würde, tiefer, tiefer, tiefer in sinnberaubender Gast gewirbelt. Jetzt war der Grund des Meeres erreicht; mit einem furchtbaren Brall stieß er an feste Masse und zerstaubte. Mit einem vernichtenden Schmerzgefühl war Rüttinger da zu sich gekommen, hatte um sich geblickt und den Dämmerchein des neuen Morgens wahrgenommen, der ins Zimmer drang. Da erhob er sich und fühlte die ganze wuchtende Last seines von Seelenpeinen gemarterten Leibes. Alle Glieder schmerzten, aber das Haupt war seltsam klar. Er vermochte sich deutlich all' der Ereignisse des verflossenen Tages zu entsinnen, und die Erinnerung fand ihn gefaßt, gestählt. Er entkleidete sich und schlief traumlos. Nach wenigen Stunden erwachte er gestärkt, wie neubelebt. Die Seinen waren beglückt, ihn zum täglichen Leben zurückkehren zu sehen in Kraft und Gesundheit. „Mutter,“ sagte er, „Maja Karzmetter kann sterben.“ Das war alles, was er zur Erklärung seines gestrigen Zustandes vorbrachte. Aber die Mutter verstand. Sie küßte ihn auf die Stirne. „Mut, mein Junge,“ sagte sie, und der Vater drückte ihm schweigend die Hand. Mehr wurde nicht gesprochen.

Um elf Uhr telephonierte Rüttinger dem Kommerzialrat Karzmetter. Da dieser aber verhindert oder zu besorgt und erregt war, um von seiner Tochter zu weichen, mußte sich Rüttinger damit begnügen, von dem neuen Haushofmeister Auskunft über das Befinden der Kranken zu erhalten und diesem den Auftrag zu erteilen, dem Herrn Rat bekannt zu geben, Herr Rüttinger stelle sich Tag und Nacht in allem und jedem zur Verfügung, wenn man seiner bedürfe. Dann ging er zum Palais des Prinzen Carl Rudolf. Seine königliche Hoheit käme voraussichtlich erst in einigen Wochen zurück, hieß es. Er war abgereist — dieser Mensch, während Maja sterbend lag! Sterbend? Oh Gott, das nicht, nur das nicht! Sie mußte gesunden. Wie und wo immer, Rüttinger wollte, daß sie lebte, um sie, koste es ihn Tag um Tag ein Stück seines Herzens, zu sehen, und, von ihr ungesehen, im Schatten ihrer Sonnenherrlichkeit zu weilen. Komme, was da wolle und müsse! Wenn er sich nur schon des Briefes entledigen könnte, den er Tag und Nacht bei sich trug und der wie ein böser Alp ihm die Brust engte und das Herz abdrückte! Daß Maja ihn nicht liebte, nicht lieben konnte, wußte und begriff Rüttinger. Aber daß sie sich an einen Elenden hingeworfen, die Schätze ihres Leibes und ihrer Seele einem Nichtswürdigen preisgegeben hatte, der, während sie verzweifeln litt, mit Frauenzimmern trank und sich mit anderen Trunkenen balgte, — das

war furchtbar, furchtbar. Und wenn sie, die sich geliebt glaubte, aus diesem Traume erwachte, was dann? Wäre es nicht doch besser, ein barmherziger Tod nähme sie hinweg, ehe sie das Gräßliche erfuhr? Nein, nein, tausendmal nein. Sie mußte, sollte leben, sie würde verwinden, würde schließlich noch — — — Nein, Rüttinger wagte nicht auszudenken.

Um zwei Uhr nachmittag ging Rüttinger zum Palais Karmetter. Der Herr Rat wolle ihn empfangen, wurde ihm gesagt. Mit klopfendem Herzen trat er ins Haus. Wenn der Vater, der sein Kind so vergötterte, dereinst erführe, was geschehen war, — es bräche ihm das Herz oder machte ihn toll. Nein, er durfte nichts davon wissen.

Der Bankdirektor war Rüttinger herzlich zugetan, und dessen Anerbieten hatte ihn gerührt. Er arbeitete jetzt in seinem Bureau im zweiten Stockwerke mit seinem Banksekretär. Alles, was von ihm selbst erledigt werden mußte, wurde ihm ins Haus gesandt, das er nicht verlassen wollte, ehe sein geliebtes Kind gesundet war. Denn — denn sterben, oh Gott, sterben konnte es ja nicht! Und doch stand es heute so schlimm um Maja, daß der Tod ihr näher war als das Leben. Der Jammer des Finanzmannes war grenzenlos; zitternd saß er den ganzen Tag da, speiste kaum und erhob sich nur, um leise ins Zimmer der Kranken zu gehen, das er dann stets gebrochen verließ. Rüttinger verehrte Maja, war ein treuer, ergebener, ehrlicher Freund. Das wußte der Direktor und klammerte sich darum an den jungen Mann, der, wie er fühlte, sein Bängen, seinen Jammer teilte. Er sollte ihm Trost und Stütze sein in der schweren Zeit.

So kam es, daß Rüttinger fast die ganzen Tage im Palais Karmetter verbrachte, die Nächte des neunten und zehnten Mai, während Tod und Leben um den Sieg über Maja rangen, mit dem angstvernickelten Vater durchwachte, er selbst eine Beute wildester Pein; so kam es, daß er für den nahezu arbeitsunfähigen Direktor so manches besorgte und arbeitete und schließlich im Palais Karmetter wie daheim war und die volle Liebe, das ganze Vertrauen, die wärmste Dankbarkeit des Bankiers erworben hatte. Dieser sank am Tage, da Kattenreyer die Kranke für gerettet erklärte, seinem jungen Freunde in die Arme und weinte an seiner Schulter Tränen des Dankes und der Seligkeit.

An jedem Vormittage überzeugte sich Rüttinger davon, ob Prinz Carl Rudolf noch abwesend oder endlich zurückgekehrt sei. Und von Mal zu Mal blickte er finsterner. Ein unendlicher Groll, ein wilder, flammender Haß sammelte sich in seinem Herzen, häufte sich von Tag zu Tag. Daß Mollwitz täglich Blumen sandte und

sich erkundigte, mehrte diese Gefühle und schuf auch das einer grenzenlosen Verachtung. Denn Rüttinger durchschaute das schändliche Spiel, erkannte die Absicht der Irreführung. Eines quälte ihn noch: daß er nicht wußte, wohin der Prinz gefahren. Aber der Zufall kam ihm zu Hilfe und verriet es ihm.

Am Sonnabend vor Pfingsten hatte Rüttinger für den Bankdirektor etwas zu besorgen, und sein Weg führte ihn am Dreifaltigkeitsdome vorbei. Die Geschäfte wurden eben geschlossen, und der Platz war belebt. Da schlug eine Frauenstimme an das Ohr des gedankenvoll Dahinschreitenden. „Guten Abend, Herr Rüttinger.“

Dieser blickte auf und erkannte das Mädchen, das ihn begrüßt hatte. Das war ja die Ladendame des Herrn Zellmayer, mit dem er ehemals so viel zu tun gehabt. Er küßte den Hut und wollte weiterschreiten.

Aber Flora rief nochmals: „Herr Rüttinger!“

Da blieb er stehen.

Das Mädchen empfand offenbar den dringenden Wunsch zu plauschen; Eitelkeit stachelte sie, dem Herrn Rüttinger zu imponieren.

„Ich bin so froh, Herr Rüttinger, daß es mit Fräulein Karmerter schon so viel besser geht,“ begann Flora das Gespräch.

Rüttinger sah das Mädchen scharf an; er glaubte, ein Erröten auf seinen Wangen zu fühlen. „Warum sagen Sie das mir?“ fragte er.

„Aber, Herr Rüttinger, weil Sie ja doch immer im Palais sind.“

Überrascht blickte er auf. „Woher wissen Sie das?“

Sie lächelte kokett. „Ja, man hat halt so seine Bekannten ein bißerl überall.“

Sein Stutzen wuchs. Im Interesse des Bankiers beschloß er, das Mädchen auszufragen. „Ah so, Sie sind wohl mit einem Rüttinger befreundet?“

Flora sah ihn beleidigt an. „Nein, Herr Rüttinger,“ entgegnete sie schnippisch, „unsereins ist denn doch ein bißerl viel vornehmer.“

Er reizte sie. „Pardon, Fräulein. Dann ist's also der Koch selbst?“

„Oh nein, mein Herr,“ erwiderte sie stolz. „Ich bin mit dem Herrn Haushofmeister befreundet, wenn Sie's wissen wollen. Er ist ein Kamerad von meinem verstorbenen Bruder, welcher bei Hof angestellt war. Der Herr Armenrat Zellmayer kennt ihn auch und schätzt ihn sehr.“

Das war nicht ganz erlogen. Zellmayer kannte allerdings den Haushofmeister, der am ersten Mai seinen Posten im Palais Karmetter angetreten hatte, und schätzte auch den Dienst hoch, den dieser Mann unbewußt den hochwürdigen Herren erwiesen hatte, als er Auermann im Kronenorpheum zum Streite reizte.

„So, so,“ meinte Rüttinger ironisch, „das ist allerdings etwas anderes.“

Dieser Ton verletzte Flora aufs tiefste. Jetzt wollte sie den eingebildeten Affen aber ordentlich ducken. „Oh, bitte,“ sagte sie, „wir haben noch ganz andere Bekanntschaften, Herr Rüttinger, noch ganz andere als wie Sie selbst. Wir verkehren auch mit Prinzen.“

Dieses Wort rief Rüttinger den Prinzen Carl Rudolf ins Gedächtnis, berührte ihn so tief und sonderbar, daß er wie unter einem Peitschenhiebe zusammenzuckte. Unabweisbar kam ihm der Gedanke, daß er hier die Spur gefunden hatte, die er seit Tagen vergebens suchte. Gewiß, gewiß.

Übermals stachelte er die Eitelkeit des Mädchens, indem er sie verwundete. „Alle Hochachtung vor Ihnen, Fräulein. Aber das muß ein schöner Prinz sein.“

„Ich bitte sehr,“ entgegnete sie aufgebracht. „Sie brauchen sich gar nicht über mich lustig machen. Der Prinz Carl Rudolf ist doch vielleicht wohl gewiß ein bißerl mehr als wie Sie.“ Und da sie den tiefen Eindruck bemerkte, den ihre Worte auf den Zuhörer hervorgebracht hatten, fuhr sie rasch fort: „Samwohl, der wird meine Schwester sogar heiraten. Das hat sie mir selbst aus Paris, wo Sie gewiß noch gar nicht gewesen sind, geschrieben. Adieu, Herr Rüttinger!“

Triumphierend ging sie; denn der noble Herr war paff; wie vom Donner gerührt stand er starr. Flora freute sich jetzt über die prahlerische Karte ihrer Schwester Irma, diese Karte, die ihr zuerst bloß Ärger bereitet und die sie mit einem groben Schimpfworte fortgeworfen hatte. Nun hatte sie es aber dem aufgeblasenen Affen ordentlich zu hören gegeben.

In der That hatte Rüttinger diese Enthüllung empfunden, als schlug ein Stein hart an seine Brust. Er bezwang sich, um nicht laut aufzuschreien voll der maßlosesten Empörung. Mit diesem Frauenzimmer, dieser Tänzerin, lotterte der Prinz in Paris, während Maja ihn in Angst und Pein und Liebesleid währte, während Maja litt und elend war an Leib und Seele? Unerhört, unerhört, himmelschreiend! Fast wollte Rüttinger es nicht glauben; doch mehr und mehr drängte sich ihm die Gewißheit auf, es sei möglich, sei wahrscheinlich, sei wahr.

Schon am nächsten Tage mietete Rüttinger einen Mann, der unauffällig das Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Carl Rudolf beobachten und ihm Kunde geben sollte, sobald der Prinz zurückkäme. Und täglich ging er, wie bisher, auch selbst noch hin, um sich zu überzeugen. Qualvoller und qualvoller ward ihm jeder Tag des Harrens; er konnte den Augenblick nicht erwarten, da er diesem Schurken seinen ganzen Groll, seinen Haß und seine Verachtung ins Gesicht schleudern durfte.

Und nun war es geschehen. Nun war er dem Glenden gegenübergestanden, hatte ihn in seiner ganzen, hohen, blendenden Außerlichkeit und niederen, hohlen, verfaulten Innerlichkeit erblickt und ihm gesagt, was er ihm hatte sagen wollen. Und nun? Was weiter nun? Maja hatte sich nach Mollwitz, nach Frau von Sellborn und nach ihm selbst seit einigen Tagen und auch heute bereits erkundigt; das wußte Rüttinger. Noch zwei Tage, und dann durfte sie empfangen, durfte ein wenig sprechen, hatte Rattenreyer gesagt. Dann wird sie ihn rufen, ihn fragen, ob er den Brief abgeliefert hatte, welche Antwort ihm zuteil geworden. Und vieles, vieles andere wird sie wissen wollen, sie, die er vergötterte, anbetete und die von jenem, den sie liebte, so schimpflich, so verwerflich betrogen war. Wie wird er vor ihr stehen, was sagen? Durfte er die Wahrheit erzählen? Mußte er nicht lügen, um sie zu schonen? Welch schwerer Kampf!

Rüttinger seufzte tief auf und erhob sich aus dem Rahne. Langsam, mit gesenktem Haupte, voll lastender Gedanken im Hirne, voll wilden Widerstreites im Herzen, schritt er über die Wiesen dahin.

„Wohin, Guter Gnaden?“ fragte ihn der Kutscher, als er den Wagen wieder erreicht hatte.

Und Rüttinger ließ sich zum Palais Karmetter führen.

„Rüttinger,“ sagte der Bankier seinem jungen Freunde, als sich beide von der Tafel erhoben, „kommen Sie jetzt mit mir ins Bureau hinauf. Ich habe dort eine schöne Überraschung für Sie bereit.“

„Und Fräulein Maja?“ fragte der andere.

„Sonnenschein schläft jetzt doch, wie Sie gehört haben. Ich habe schon Auftrag erteilt, mich sofort zu verständigen, wenn sie erwacht. Sie scheinen aber gar nicht neugierig, Rüttinger.“

„Eigentlich nicht, Herr Kommerzialrat. Aber wenn diese Überraschung Ihnen selbst angenehm ist, soll es mich von ganzem Herzen freuen.“

„Herrgott, Sie sind ein entsetzlich selbstloser Mensch, mein lieber

Freund. Das ist nicht gut, nicht klug, so schön es auch sein mag. Glauben Sie mir!"

"Herr Kommerzialrat, Sie dürfen mir diesen Vorwurf nicht machen. Ihr ganzes Leben gehört ja auch nicht Ihnen, sondern Ihrer Tochter."

Sie waren im Arbeitszimmer des Direktors angelangt. Dieser ließ sich am Schreibtisch nieder; Rüttinger nahm an einer Seite desselben auf einem Lehnstuhle Platz.

Das Antlitz des Bankiers erhellte sich noch mehr bei den letzten Worten des anderen. „Oh, das ist etwas ganz anderes,“ meinte er. „Mein Sonnenschein und ich – wir sind eins; ich lebe also für mich, wenn ich für sie lebe.“ Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Mein guter, guter Rüttinger, ich bin heute so glücklich, und das Glück macht mich ordentlich geschwätzig. Der Hofrat war hier, während Sie fort waren – – Übrigens, wo waren Sie denn so lange? Darf man's wissen?“

Rüttinger zauderte ein wenig, ehe er antwortete. Die ganze Wahrheit konnte er nicht sagen, durfte er nicht. Und hätte er gesagt, daß er eine Vergnügungsfahrt in den ‚großen Garten‘ unternommen hatte, – welcher schlechten Eindruck hätte das machen müssen! Er entschloß sich zu einer Lüge und entgegnete: „Daheim.“

„Das habe ich mir gedacht. Ihre Eltern müssen überhaupt einen argen Begriff von mir haben. Ich stehle Sie ihnen einfach. Sobald Maja gesund ist, suche ich sie aber auf, entschuldige mich und schimpfe über Sie. – Also der Hofrat war hier. Es geht jetzt rapid aufwärts, sagte er. Maja, die immer nach Ihnen fragt, darf Sie morgen empfangen. Ein bißchen schmal und bleich werden Sie meinen Sonnenschein finden. Aber sagen Sie ihr das Gegenteil, hören Sie! Und dann – lassen Sie sie nicht viel reden! Sprechen Sie viel, damit sie selbst nicht zum Sprechen kommt! Und nichts sagen, das sie erregen könnte! Versprechen Sie mir das!“

Rüttinger tat es weh, diesen glücklichen Vater so reden zu hören. Großer Gott, wenn dieser Mann, dieser blind zärtliche Vater eines Tages erfahren müßte, was geschehen war! Wenn er sein geliebtes Kind in Herzensnot verbluten sähe! Jetzt bat er, Maja nichts Aufregendes mitzuteilen. Es schnürte Rüttinger das Herz zusammen. Und nun sollte er auch noch das Versprechen ablegen!

„Ich hoffe, es regt Fräulein Maja nicht auf, mich zu sehen,“ meinte er ausweichend, mit unsicherer Stimme.

Der Bankier hatte einen Brief vom Schreibtisch genommen und hielt ihn lächelnd dem anderen hin, doch in gewisser Entfernung.

„Vieher Herr Privatsekretär – denn das sind Sie mir während all' der Zeit gewesen und mehr, weit mehr als das. – – Übrigens, merken Sie nicht, daß mein Banksekretär schon fort ist? Ich habe ihn wieder auf seinen Posten gesandt, und in vier bis fünf Tagen hoffe ich ihm folgen zu können. Bis dahin müssen Sie schon so lieb sein, mir noch ein klein wenig Ihre Unterstützung zu leihen. Wollen Sie?“

„Herzlich gern, Herr Kommerzialrat.“

„Danke, mein lieber Rüttinger. Also wollen Sie so lieb sein, in meinem Namen und Auftrage dem hochwürdigen Pater Anton Huber, derzeit Rektor in Steinfurt, zu schreiben? Ich denke mir nämlich, daß es für ihn eine hübsche Überraschung wäre, Ihren Namen unter einem Briefe zu sehen, der von mir kommt.“

Rüttinger konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken. „In der That, Herr Kommerzialrat, ich bin ja ein schwarzes Schaf. Aber darf ich wissen, was dieser Brief enthalten soll?“

„Natürlich. – Aber halt, da fällt mir ein, es geht nicht. Sie haben ja noch einen Bruder zur Erziehung draußen. Auf einem Freiplatz, glaube ich.“

„Nicht mehr. Er ist daheim und wird hier in einer öffentlichen Schule – das habe ich erwirkt – bereits in diesem Juli seine Prüfung machen.“

„Umso besser. Ich egoistischer alter Mann habe mich um Ihre Angelegenheiten gar nicht gekümmert in der Zwischenzeit und Sie nur für mich mißbraucht. Das muß anders werden. Also wollen Sie dem Pater Huber schreiben, bitte? Im Namen und Auftrage des Herrn Kommerzialrates und Bankdirektors Karmetter – zählen Sie auch, wenn es Ihnen Spaß macht, meine übrigen Ehrentitel und Orden auf! – teile ich Ihnen mit – höflichst, höflich oder ergeben, ganz wie Sie wollen, – daß die Summe, von der Hochwürden schreiben und die nun, da mit dem Kirchenbau begonnen werden soll, erforderlich ist, bereit liegt und, sobald Fräulein Karmetter völlig wiederhergestellt ist und sich diesbezüglich äußert, angewiesen werden wird. Hochachtungsvoll oder verehrungsvoll oder so ähnlich p. p. Bernhard Rüttinger. Würde Ihnen das nicht Spaß machen?“

Rüttinger blickte finster. „Ich sehe zweierlei, Herr Kommerzialrat. Erstens, daß Fräulein Maja den Jesuiten eine große Summe in Ihrem Namen für den Bau einer neuen Kirche in Aussicht gestellt hat, und zweitens, daß die Pfaffen jetzt mahnten, jetzt, während – und das wissen diese Menschen – Fräulein Maja noch krank liegt und Sie, Herr Kommerzialrat, doch gewiß andere Sorgen und Gedanken haben. Ich finde das nicht nur taktlos und ge-

mein, sondern auch –“ Er brach ab und sagte dann: „Vierzehn Tage oder einen Monat hätte es doch noch Zeit gehabt. Daß sie plötzlich mahnen und drängen, gefällt mir nicht. Dahinter steckt etwas.“

„Das dachte ich auch schon, bringe es aber nicht heraus. Wollen Sie für mich nachdenken? Vielleicht erraten Sie es.“

„Ich werde bestimmt trachten, Herr Kommerzialrat. Und den Brief schreibe ich gerne.“

„Gut. Danke.“ Der Bankier erhob sich und begann auf und nieder zu schreiten. „Überhaupt, Rüttinger,“ sagte er, „ich mag die Leute ebensowenig wie Sie. Ich möchte mich losmachen, weiß aber noch nicht, wie ich's tun soll, ohne die Bank zu schädigen; denn hinter ihnen steht eine Legion von Kapitalisten, die ihnen folgen. Wir müssen gelegentlich ernstlich darüber reden. Meinen Freund, den armen Flemming, haben sie also richtig gestürzt. Heute steht's, daß er irgendwo Erzbischof geworden ist, wo sich die Füchse gute Nacht sagen.“

„Ich habe es gelesen, Herr Kommerzialrat. Flemming wurde Erzbischof in partibus infidelium, bleibt also in Rom.“

„So, so,“ brummte der Bankdirektor, der eigentlich nicht verstand, was das zu bedeuten hatte. „Jedenfalls haben die Jesuiten da aufs gemeinste in Rom intriguiert.“

„Und offenbar,“ meinte Rüttinger, „ist von hier aus nachgeholfen worden. Gewisse Personen des Hofes stehen ganz und gar unter dem beglückenden Einfluß der schwarzen Herren. So ist es auch nur zu erklären, daß ein Mensch wie der Conte Worm – ich kenne ihn; er war mein Mitschüler in Steinfurt – Flemmings Nachfolger werden soll, wenn das Gerücht nicht lügt. Dieser Worm ist ein notorischer Dummkopf, also ein vorzügliches Werkzeug. Schändlich!“

„Ja, es steht traurig um unser Land, mein Freund. Jetzt auch noch dieses neue Ministerium von Jesuiten im Staatsrath. Aber ihre katholische Bank setzen sie doch nicht durch; das freut mich. Dieser Pater Sanden, der, recht unverschämt eigentlich, in jeden passenden und nicht passenden Predigttext diese Bank hineinzog, hat das Geschäft auch schon aufgegeben und hält jetzt andere Predigten. Wie heißen sie doch?“

„Das sind Maianachten, Herr Kommerzialrat. ‚Sursum corda‘ heißt der Predigtzyklus.“

„Ja, ganz richtig. Übrigens, Rüttinger, da fällt mir die ‚Heimat‘ ein, und von der komme ich auf viel Wichtigeres: auf Ihre Zukunft.“

Rüttinger machte eine abwehrende Bewegung. „Herr Kom-

merzialrat, ich bitte Sie herzlich, nicht davon zu sprechen. Bitte."

"Doch, doch, mein guter Rüttinger. Das bin ich Ihnen sogar schuldig. Erstens haben Sie, was ich Ihnen hoch anrechne, die Stellung beim Blatt aufgegeben, weil Sie keine Gemeinheiten gegen einen Freund von mir gutheißen wollten, und zweitens bin ich Ihnen bereits im Weg gestanden, haben Sie durch meine Schuld bereits etwas aufgegeben oder versäumt."

"Keineswegs, Herr Kommerzialrat. Ich werde zu Beginn des nächsten Monats eintreten."

"Das sollten Sie sich doch noch sehr gut überlegen, mein lieber Rüttinger. In Ihnen stecken viele Talente, und an Fleiß und gutem Willen fehlt es Ihnen wahrhaftig nicht. Ich für meine Person finde, daß Sie sich für das Bankfach außerordentlich eignen. Das habe ich in diesen Tagen gesehen, und darauf verstehe ich mich doch. Sie würden sich sehr rasch einarbeiten, mein Herr Sekretär oder Prokurist. Wie denken Sie? Dann brauche ich Sie auch nicht mehr fortzulassen und behalte Sie ein- für allemal hier."

Eine dunkle Blutwelle färbte Rüttingers Antlitz. Erschrocken stammelte er: "Ich hier bleiben? Ich hier?" Und dann entfuhr es ihm weh: "Ja, wissen Sie, welches Ansinnen Sie an mich stellen, Herr Kommerzialrat?"

Dieser wandte sich ihm zu und ergriff seine beiden Hände. "Ich weiß, mein lieber, guter Rüttinger, ich weiß," sagte er in bewegtem, herzlichem Tone. "Für alles bin ich doch nicht so blind, wie Sie denken. Sie hoffen nicht; ich weiß. Aber lassen Sie die Zukunft walten und Ihren alten Freund Karmetter! Und bleiben Sie bei mir – wenigstens mir zuliebe!"

Rüttinger vermochte vor tiefer Erregung kaum zu sprechen. "Ich – ich danke Ihnen," stieß er endlich hervor, "danke, danke. Aber – aber – Fräulein Maja hat da wohl – wohl zu entschcheiden."

"Das hat sie, mein Freund; ich werde sie nie zwingen, ihr nie zu- oder abreden. Aber harren Sie aus! Mir zuliebe!"

Ein Diener trat ein und meldete, daß das gnädige Fräulein erwacht sei. Sogleich schwand der Ernst aus den Zügen des Direktors, und Glück lag strahlend auf ihnen.

"Rüttinger," sagte er, "ich laufe. Bitte, schreiben Sie unterdessen den berühmten Brief und schauen Sie sich den übrigen Einlauf an! Ich werde Sonnenschein von Ihnen grüßen." Und eilends ging er.

Rüttinger ließ sich am Schreibtische nieder. Plötzlich erschütterte ein schluchzender Laut seine Brust, aber nur einer. Dann schrieb

er. Es mochte ein Schluchzen der Pein gewesen sein oder aber ein Schluchzen hoffnungsfroher Seligkeit.

Seit Maja Karmetter die Krisis überstanden hatte, aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht war und wieder klar zu denken vermochte, galten all' ihre Gedanken und Gefühle wieder dem einen, das sie so ganz erfüllte: ihrer großen, tiefen Liebe. Und da sie sich gerettet wußte, jauchzte alles in ihr dem Leben zu, das ihr treu geblieben war und sie für den Geliebten erhalten hatte. „Cary, mein Prinz, mein All,“ pochte jeder ihrer Herzensschläge, und tausend ungesprochene Liebesworte erfüllten ihr ganzes Sein. Gesund werden – das war ihr sehnlichster Wunsch, gesund werden, rasch, rasch, um bald wieder lachend und weinend in den Armen des Geliebten zu ruhen. Sogleich hatte sie sich auch nach Mollwitz erkundigt und mit glücklichem Lächeln die Kunde entgegengenommen, der Oberleutnant habe sich täglich erkundigt und Blumen gesandt. Das war das Zeichen, daß Cary ihrer in Liebe und Bangen unablässig gedachte und den Tag ihrer Genesung nicht weniger heiß herbeisehnte als sie selbst. Wie er damals gelitten haben mußte, als Rüttinger ihm den Brief überbrachte! Der Arme! Furchtbare Stunden und Tage mußte er verlebt haben, bis er seine Maja gerettet wußte. Daß Rüttinger seit jenem Tage fast unablässig hier im Hause geweilt, daß er die bösen Nächte der Todesgefahr hier durchwacht hatte, daß er die Stütze und der Trost des Vaters gewesen war, wußte sie von diesem. Der gute, gute Rüttinger! Maja war ihm von Herzen dankbar. Und es war ihr ein liebes Gefühl der Sicherheit, ihn stets hier im Hause zu wissen. Denn er hatte den Geliebten zum letzten Male gesehen, mit ihm gesprochen, und deshalb schien er ihr wie ein Bindeglied zwischen ihr und dem Prinzen, wie ein Theilchen ihres Liebesgeheimnisses selbst. Sie freute sich so sehr darauf, von ihm zu vernehmen, was er wußte; sie konnte die Stunde kaum erwarten. Überhaupt waren alle Menschen lieb und gut; alle hatten sich erkundigt und geschrieben und Blumen gesandt, die Welt war schön, das Leben leuchtend; denn Maja war glücklich. Und nach ihrem Prinzen und Papa hatte sie niemanden lieber als Regine und Rüttinger und – ja, und auch den braven Mollwitz.

Der Kommerzialrat hatte Rüttinger gesagt, daß ihn Maja mit ärztlicher Erlaubnis am nächsten Tage empfangen dürfe. Und seit früher Vormittagstunde harrte Rüttinger voll Bangen des Rufes. Was er Maja sagen und wie er es vorbringen werde, wußte er nicht; er legte sich auch keinen bestimmten Plan zurecht; denn er fühlte, wie nutzlos ein solches Beginnen wäre. Der Augenblick selbst

mußte ihm die richtigen Worte eingeben, der Augenblick mußte entscheiden.

Maja hatte ausdrücklich gebeten, daß man sie mit Rüttinger allein lassen und sie nicht stören solle, und der Kommerzialrat hatte diese Bitte Sonnenscheins mit vergnügtem Lächeln genehmigt. Seinem jungen Freunde hatte er noch zugeflüstert: „Jede Aufregung vermeiden! Nicht viel reden lassen!“ Und Rüttinger hatte stumm genickt. Mit festen Schritten, im Halse ein entsetzlich würgendes Gefühl, in der Brust ein eisenschweres Pochen, war er zur Türe des Gemaches geschritten, hatte sie geöffnet und gleich hinter sich zugezogen.

Und nun stand er bei dieser Türe, wagte nicht tiefer ins Zimmer zu schreiten und blickte unverwandt, starr auf das geliebte Wesen, das, von weichen Kissen gestützt, im Bette aufrecht saß.

„Rüttinger, lieber, guter Rüttinger,“ sagte Maja froh und herzlich und streckte ihm beide Hände entgegen.

Ihn aber bannte die tiefe Erregung am Fleck.

„Ja, was ist denn, Rüttinger? Warum kommen Sie nicht zu Ihrer Freundin Maja? Fürchten Sie etwa, ich sei ein Traum oder ein Gespenst? Nein, beruhigen Sie sich! Das ist Wahrheit und ich lebe, lebe. Kommen Sie, Thomas, und fassen Sie meine Hände!“

Wie blaß und schmal das Antlig war, dieses schöne Antlig, von rotgoldenem Haare gekrönt! Wie durchsichtig und wächsern die zarten Hände und schlanken Finger schienen! Aber wie selig Lebensmut, Lebensgewißheit aus den wunderbaren, schwarzen Augen strahlten, wie hoffnungsglücklich die Worte klangen! Und diesen Mut, diese Sicherheit, dieses Hoffnungsglück sollte er jäh zerstören, mit einem Schlage zermalmen? Niemals, das war unmöglich. Aber sie durfte ja nicht viel sprechen, das konnte ihr schaden.

Dieser Gedanke ließ Rüttinger den Mut und die Kraft, der Kranken zu nahen. Er wollte sprechen, so viel, so lang, daß sie gar nicht fragen konnte.

Er ergriff ihre Hände und küßte sie inbrünstig wie der gläubige Heide das lang und schmerzlich vermißte Bildnis seiner Schutzgöttin.

„Fräulein Maja,“ sagte er bewegt, „ich bin glücklich, Sie so wiederzusehen, wie ich Sie heute finde. Sie sehen wieder rosig und gesund aus, und aus Ihren Blicken und Worten spricht die Liebe zum Leben, die Freude am Dasein. Wir haben bange, schwere Tage und Nächte verbracht, angstvoll um Ihr Leben gezittert. Ihr armer Vater war ganz gebrochen. Aber nun ist alles gut.

Der Hofrat Rattenreyer hat gesagt, daß Sie sich rapid erholen. Nur schonen müssen Sie sich und zumal wenig, möglichst wenig sprechen."

In seiner Herzensangst sprach Rüttinger ohne Pausen, und besonders dringlich klangen die letzten Worte.

Maja lachte. „Ja, wenn Sie so viel sprechen, dann werde ich mich allerdings wohl oder übel schonen müssen. Die Wiedersehensfreude macht Sie ungewöhnlich sprachgewandt – das heißt: redeschnell. Aber jetzt will ich zu Wort kommen. Also, lieber, lieber Rüttinger, ich danke Ihnen aus vollster Seele für alles, was Sie in dieser schweren Zeit für mich getan haben. Das werde ich Ihnen nie vergelten können. Pst, nicht abwehren, nicht unterbrechen! Ausprechen lassen! Papa hat mir erzählt, was Sie ihm während dieser Wochen gewesen sind, und ich habe aus dem Tone, in dem er von Ihnen spricht, gesehen, was Sie ihm geworden sind. Das ist mein Dank Nummer eins. Jetzt kommt es aber noch schöner. Dank Nummer zwei also – –"

Er schnitt ihr das Wort ab. „Fräulein Maja, ich beschwöre Sie, nicht so viel zu sprechen. Das haben Ihr Vater und der Hofrat mir aufs strengste eingeschärft und mir aufs strengste befohlen, sofort zu gehen, sobald Sie viel reden. Also, Fräulein Maja, – –"

Nun unterbrach sie ihn lachend. „Ich bin schon still, gestrenger Herr, und werde also genau nach Vorschrift wenig reden, um Sie nicht zu vertreiben. Haben Sie den Brief besorgt?"

Er senkte die Augen und dämpfte die Stimme. „Ja."

„Wann?"

„Er war nicht daheim. Sobald er kam, übergab ich den Brief."

„Wann war das?"

„Am Vormittage."

„Persönlich?"

„Persönlich."

„Und er?"

„Er nahm den Brief in Empfang."

„Und öffnete ihn, laß ihn vor Ihren Augen?"

„Ja."

„Und dann?"

„Ich fragte, ob ich Antwort bringen sollte."

„Nun, und?"

„Er gab mir keine Antwort mit."

„Ja, aber, Rüttinger, so erzählen Sie doch! Was sagte er, als er gelesen hatte? Was tat er?"

Rüttinger faltete bittend die Hände. „Fräulein Maja, ich beschwöre Sie.“

Sie verstand die Bitte falsch. „Ach ja, verzeihen Sie,“ sagte sie zart und schwieg.

Er atmete erlöst auf.

Doch da begann sie wieder zu sprechen. „Aber trotzdem, Rüttinger, bitte ich Sie, flehe ich Sie an, ob es Ihnen auch weh tun mag, nicht auch mir so weh zu tun. Haben Sie Mitleid! Wenn Sie wüßten, wie ich nach Ihrem Berichte sieberte, hungerte bis heute! Bitte, bitte!“

Ihm blutete das Herz. „Befehlen Sie,“ sagte er leise und gewürgt. „Was sollte ich aber erzählen?“

„Antworten Sie nur auf meine Fragen!“

„Fragen Sie!“

„Erbleichte er, als er las?“

„Ja.“

„Traten ihm Tränen ins Auge? Wankte er?“

„Nein, er beherrschte sich.“

„Oh,“ sagte sie enttäuscht. Und nach einer kurzen Weile fragte sie weiter: „Ja, aber wollte er denn nicht Details von Ihnen hören? Fragte er Sie denn gar nichts?“

„Doch, er — er fragte. Nein, er fragte nicht. Ich irre mich.“

Maja fuhr zusammen; so bleich sie war, sie erbleichte noch tiefer; ihre Augen erweiterten sich mit starrem Schreckensausdruck. „Rüttinger,“ rief sie mit bebender Stimme, „jetzt haben Sie gelogen. Ich kenne Sie. Er fragte doch. Was fragte er?“

„Fräulein Maja, ich weiß nicht mehr, ich habe vergessen; es ist ja schon so lange her, und meine Sorge und Angst während Ihrer Krankheit ließen mich alles vergessen, was vordem geschah.“

„Rüttinger,“ schrie sie auf.

In entsetzlicher Angst und Verwirrung fuhr er stammelnd fort: „Lassen Sie mir ein wenig Zeit, um nachzudenken; ich werde mich schon erinnern. Ach ja, ich weiß, weiß schon. Er fragte, wann Sie erkrankt sind, was der Arzt sagt, ob Sie leiden, ob Sie — —“

Wieder ertönte der Schrei seines Namens gellend von Majas Lippen und machte ihn verstummen.

Und da sagte sie mit seltsam ruhiger Stimme: „Rüttinger, kommen Sie hier ganz nahe zu mir!“

Er gehorchte.

Sie ergriff seine Hand. „Sie zittern seltsam. Ich halte Ihre Hand und nehme Ihnen, ohne daß Sie sprechen, einen Eid ab, daß Sie mir wahrheitsgemäß antworten werden, einen Eid beim Wohl und Leben Ihrer Mutter. Jede Lüge, die Sie sprechen, ist

ein Tag, ein Monat oder ein Jahr weniger im Leben Ihrer Mutter. Wie Sie zittern! Gaben Sie den Brief persönlich ab?"

„Ja.“

„Wann?"

„Schon am Vormittage.“

„An welchem Vormittage?"

„Damals.“

„Wann war das?"

Seine Zähne schlugen an einander. Seine Brust wogte. Endlich stieß er heiser hervor: „Gestern.“

Sie fuhr zusammen wie unter der kalten Berührung einer Giftnatter, hielt aber seine Hand mit furchtbarer Kraft umklammert. „Warum erst gestern?"

„Ich konnte nicht früher.“

„Warum konnten Sie nicht?"

„Weil — — —“

„Weil — — ?“

„Weil er verreist war.“

Sie erschauerte noch tiefer, fragte aber mit fester Stimme: „Wohin?"

„Ich weiß nicht.“

„Beim Leben Ihrer Mutter! Wohin?"

„Nach — nach Paris.“

„Allein?"

„Ich — — —“

„Beim Leben Ihrer Mutter! Allein?"

„Ich — weiß — — —“

„Rüttinger, ich töte mich noch heute, wenn Sie mir nicht die volle Wahrheit sagen; ich schwöre es Ihnen. Wenn ich aber die Wahrheit weiß, will ich leben, doppelt, tausendfach leben. Bei meinem Leben, beim Leben Ihrer Mutter! Allein?"

„Nein.“

„Mit wem?"

„Ich — ich — —“

„Mit einem anderen Weib?"

„Ja," schrie Rüttinger wild und schmerzlich.

Da lösten sich die Finger, die seine Hand so eng umspannt gehalten, und lautlos sank Maja in die Rissen zurück — bewußtlos.

Zur selben Stunde, da Maja Karmetter Bernhard Rüttinger das Geständnis abrang, das ihr in vernichtendem Schmerze die Sinne raubte, wurde Carl Rudolf von Seiner Majestät in besonderer Audienz empfangen. Diese währte nicht allzu lang; doch

war ihr Verlauf trotz kurzer Dauer offenbar ein für den Prinzen durchaus unerfreulicher. Denn Seine königliche Hoheit ließ im Laufe dieses Tages im Gespräch mit Mollwitz einmal eine Äußerung fallen, die dieser sogleich auf die Erfahrungen zurückführte, die der Prinz heute gesammelt haben mußte.

„Mollwitz,“ lautete diese Äußerung, „eine königliche Hoheit zu sein, ist gewiß recht gut und schön. Aber eigentlich nur den Weibern gegenüber.“

„Wieso, Königliche Hoheit?“ erlaubte sich der Adjutant untertänigst zu fragen und erhielt die Antwort:

„Na, sehen Sie, man ist gewissermaßen vogelfrei, kann sich mit Tieferstehenden weder raufen noch schlagen wie andere Sterbliche und muß sich mit Rücksicht auf seine Stellung von den paar Vorgesetzten – ich meine: Vätern und Onkeln und derlei aber schon rein alles gefallen lassen.“

„Kolossal wahr, Königliche Hoheit,“ bemerkte Mollwitz im Tone der Bewunderung. Und im geheimen dachte er dabei: „Recht geschieht dir, mein Junge.“

Nach einer Pause seufzte der Prinz und sagte: „Man kann unsere Übersiedlung kaum mehr erwarten. Vom Ersten an gähnen wir schon in Hammerau. Provinzweiber sind greulich. Vielleicht nehmen wir uns was mit.“

„Vielleicht die Irma,“ schlug der Adjutant vor.

„Ah ça non par exemple! Dieu me garde! Das würde ja die reinste collage. Danke, ich bin nicht collant. Na, wir haben noch acht Tage Zeit, uns umzuschauen.“

Der Prinz und der Baron dachten jetzt an das gleiche; legerer zog es aber vor, zu warten, bis der andere zu sprechen begänne.

Richtig fragte Seine königliche Hoheit nach kurzer Pause: „Bei Dame Karmetter waren Sie heute doch wohl nicht, Mollwitz?“

„Zu Befehl, nein, Königliche Hoheit.“

„Ich will's auch nicht mehr. Faut couper court.“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“

Dann begann der Prinz seinem Adjutanten ein sehr intimes Reiseerlebnis zu erzählen, und über die Vorfälle der beiden letzten Tage wurde kein Wort mehr verloren.

„Ich muß doch herauskriegen, was das gestern mit dem Schriftsteller war,“ sagte sich Mollwitz. „Das scheint ja ein ektiger Skandal gewesen zu sein, der ihn ganz und gar abgeschreckt hat.“

Weit intensiver als die Gemüter des Prinzen Carl Rudolf und dessen Adjutanten, beschäftigte das Schicksal der Maja Kar-

metter an diesem Tage die Gedanken der hochwürdigen Patres Huber und Hüllmann. Die beiden bezogen in ihrer umfassenden christlichen Fürsorge sogar noch den Vater des Mädchens, den ehemaligen Chefredakteur der ‚Heimat‘ und manches andere mit ein.

Mit Pater Adam, der ihn am Vormittage in Steinsfurt aufgesucht hatte, um von ihm und den Brüdern Abschied zu nehmen, fuhr Pater Huber nach dem Speisen der Stadt zu. Während der ganzen Fahrt trat kein Stillstand im Gespräche ein; der beliebte Kanzelredner mußte dem Rektor vieles zu berichten, das diesen unendlich interessierte. Und dann hat man unter Freunden und Gesinnungsgenossen, zumal aber unter Brüdern eines Ordens, einander so viel zu sagen, wenn eine Trennung bevorsteht.

Diese bevorstehende Trennung konnte zeitlich immerhin nicht unbedeutend sein, war sie räumlich auch gering. Denn nur nach Kornburg, das von der Residenz nicht weit entfernt war, übersiedelte Pater Adam. Das rechnete ihm sein durchlauchtigstes Weichkind, die kinderreiche Herzogin Sofie, hoch an, da sie dem vielsagenden Lächeln glaubte, das ihr Weichvater als Antwort gehabt hatte, als sie ihn nach dem Grunde seiner Übersiedlung fragte. Oh, dieser gute, scharmante hochwürdige Herr, der sie in ihren Seelenzweifeln nicht verlassen wollte und sich von seinem vertrauten Wirkungskreise und von seinen lieben Brüdern in der Clavergasse trennte, um ihr nach Kornburg zu folgen! Dorthin wollte sie mit ihren acht erlauchten Sprossen und dem ganzen Hofstaat in den letzten Tagen dieses Monats ziehen, da laut Verordnung vom 1. Mai 1902 ihr Gemahl als Truppendivisionär in diese Garnison versetzt worden war. In Wirklichkeit hatte es die hohe Frau, die Pater Huber seinem lieben Bruder gegenüber voll inniger Verehrung ‚diese adelige Rose im Ziergärtlein der Kirche‘ nannte, nur ihren eigenen und des Fräuleins Pepsch von Gussenheim erfolgreichen Bemühungen und Bitten bei Seiner Majestät zu verdanken, daß Pater Adam künftig hin in Kornburg seine segensreiche Tätigkeit entfalten wollte. Die Ernennung des Conte Worm zum Nachfolger des unwürdigen Flemming war gesichert und nur noch eine Frage von einigen Wochen, wenn nicht von Tagen. Daß der neue Bischof aber nichts als die Würde, Pater Adam hingegen die ganze Bürde zu tragen haben werde, war bei Pater Hüllmann von allem Anfang an eine beschlossene Sache gewesen.

Das alles und wie es zu diesen glücklichen Resultaten gekommen war und vieles andere noch erzählte Pater Adam dem Rektor, während sie der Stadt zufuhren, teilte ihm auch einige erfreuliche Einzelheiten über das neue Ministerium mit, das unter anderem jene gotteslästerliche Schulnovelle sogleich begraben hatte,

und erkundigte sich sogar voll warmer Theilnahme nach dem Zustande des armen, irregeleiteten Knechtes Zachgruber, der leider rettungslos der Geistesnacht anheimgefallen schien.

Mit den innigsten Segenswünschen für eine erfolgreiche Thätigkeit in dem neuen, so überaus ehrenvollen Amte trennte sich der Rektor in einem ebenerdigen Gange des Jesuitenstadthauses von seinem lieben, guten Bruder und stieg zum ersten Stockwerk empor. Sein Freund Augustus war verständigt worden und erwartete ihn. Nunmehr galten alle Gedanken Pater Hubers dem Fräulein Karmetter und allem, das mit dieser jungen Dame im engen Zusammenhange stand.

Die beiden Freunde begrüßten einander herzlich.

„Die Wolken, die über dem Staate Gottes drohend standen, sind zerstreut,“ begann der Provinzial das Gespräch. „Afflaviti et dissipati sunt. Nur zwei dunkle Punkte sieht mein Auge noch. Aber unser Herr wird seine Hand recken und auch diese letzte feindliche Spur vernichten. Ich hoffe, Antonius, du trübst das Firmament der göttlichen Gnade, das sich schützend über den Häuptern der Diener Jesu wölbt, nicht mit einer schlimmen Kunde.“

„Ich weiß nicht, mein lieber, guter Augustus; ich will die Beurteilung dir überlassen.“ Der Rektor zog bei diesen Worten aus einer schmutziggelben, großen Briestafche das Schreiben Rüttingers, das er vor einigen Stunden erhalten hatte, und reichte es dem Provinzial. Dieser nahm es und las. Falten furchten seine Stirne, als er sagte: „Diese Unterschrift unter einem Briefe aus dem Hause Karmetter zu finden, überrascht mich nicht. Wir sind ja genau unterrichtet über alles, was dort vorgeht, und ich sah den Augenblick kommen, da der glaubensschwache Finanzmann dem Einflusse des glaubenslosen Schreibers unterliegt. Auch überrascht mich der Inhalt des Schreibens, dieses Ausweichen und Verzögern, nicht; es spricht daraus die sündige Hoffnung, einen Vorwand zu finden, um ein heiliges Versprechen zu brechen. Aber, Antonius, es will mir auch nicht gefallen, daß du dich dieser Niedrigkeit aussetzest. Mußte das jetzt geschrieben sein?“

„Mein lieber, guter Augustus,“ erwiderte Pater Huber, „da du den Stand der Dinge im Hause Karmetter kennst und voll erfäßt und auch so treffend den Charakter des Finanzmannes einen schwankenden, weil glaubensarmen, nanntest, wirst du sicherlich den Beweggrund voll würdigen, der mich zur Absendung meines Schreibens trieb. Wenn Prinz Carl Rudolf, nachdem das Mädchen, das ich von allem Anbeginne als guter, treuer Freund und Priester ermahnte, in christlicher Tugend auszuharren und nur durch seelische Freundschaft bekehrend und läuternd auf das Gemüt des hohen

Freundes einzuwirken und ihn so für immer mit kirchlichem Segensspruche zu gewinnen, — wenn der liebe, gute Prinz, nachdem das Mädchen in verwerflicher Fleischeslust sich ihm ohne den Segensspruch der Kirche hingab, nun sich in gerechtem Abscheu weigern sollte, die, welche sich selbst entehrte, zu erheben, dann, mein lieber, guter Augustus, wirst wohl auch du nicht mehr wünschen, daß das durchlauchtigste Beichtkind unseres Bruders Adam bei Seiner Majestät zu Gunsten einer Gefallenen spreche.“

„Das nicht, Antonius. Solange der Prinz an dem Mädchen festhält und wenn er für diese Ehe kämpft, dann allerdings können und sollen wir, auf die Worte Christi über Magdalena und die Ehebrecherin verweisend, all' unseren Einfluß für Maja Karmetter aufbieten und in die Wagschale werfen. Dann bleibt sie uns ewig verbunden. Wenn aber der Prinz ihrer überdrüssig ward, dann können wir uns ihrer nicht annehmen und müssen, falls sie uns anfleht, ihr vorhalten, was sie tat, und sie auf die Worte unseres Herrn und Meisters verweisen, der da sprach, daß erniedrigt werden solle, wer sich selbst erhöht. Täten wir anders, so handelten wir nicht nur unklug, wir besudelten uns auch vor den Augen Gottes und der Mächtigsten der Erde.“

„Es ist, wie du sagst, mein lieber Augustus,“ sagte Pater Huber. „In der mir so wahrscheinlichen Annahme nun, daß der liebe, gute Prinz das Mädchen von sich stößt, und von der Überzeugung durchdrungen, daß die Gefallene, die dann unseres Schutzes verlustig geht, uns übel gefinnt werden wird statt nur sich allein anzuklagen, habe ich diesen Brief geschrieben und um möglichst sofortige Überweisung der zugesagten Spende gebeten. Denn vielleicht entscheiden schon die nächsten Tage, und ich hielt es für ein Gebot der Vorsicht, unserem lieben Steinfurt vorher das Kirchlein zu sichern.“

„In der That ist es möglich, daß schon die nächsten Tage entscheiden, Antonius. Das Mädchen wird bald genesen sein, und dann muß sich zeigen, ob der Prinz sie oder die noch leichtfertigeren Sündenbräute, mit denen er reist und trinkt, vorzieht. Daß er, wie ich vernahm, in eine Provinzstadt versetzt wird, verschlechtert die Aussichten der Karmetter. Aber du hättest dennoch klüger getan, zu warten, bis die Entscheidung gefallen ist. Was liegt auch an dem kleinen Kirchlein in Steinfurt? Es gilt nicht, an einzelnen Plätzen unserem Herrn und Gotte steinerne Altäre zu errichten, sondern die ganze Erde in einen einzigen Dom zu verwandeln, in dem unserem Herrn und Meister geopfert wird unter unserer Leitung.“

Pater Hüllmann hatte die letzten Sätze mit erhobener Stimme

gesprochen, und in seinen Augen flammte es auf. Sein ganzes, großes Ziel stand vor seinem Blicke und entrollte sich als farbenfattes Bild der Macht. Pater Huber schwieg. Ihm bedeutete es mehr, für das seiner Obhut anvertraute Stückchen des Gottesreiches Großes zu erreichen und mit seiner eigenen Person als erfolggefrönter Diener Jesu dazustehen als mit seiner Person zu verschwinden und unterzugehen im Meere der meltumspannenden Pläne, deren Verwirklichung nur die Sache ins hellste Licht rückte, deren Träger aber im Dunkel ließ. Ihm bedeutete Steinfurt, solange er der Leiter des Kollegiums war, mehr als die Welt. Darum ärgerte ihn der fast wegwerfende Ton, in dem sein Freund Augustus über die Frage des Kirchenbaues sprach. Doch hätte er das nimmer verraten wollen. Darum lächelte er süß und mild und verlieh seinen Blicken den Ausdruck unverhohlener Bewunderung. Doch schwieg er.

Da nahm der Provinzial wieder das Wort. „Antonius, von zwei dunklen Punkten sprach ich dir. Und diese zwei erfüllen mich mit Sorge, mit der Sorge um Gottes höhere Ehre und den Ruhm der Kirche. Daß August von Hettingen starb, ist eine schwere Prüfung, die uns durch Gottes allmächtigen Willen auferlegt ward. Jetzt gilt es, den Polen, dessen Spuren wir endlich durch wunderfame Fügung wiederfanden, von der Witwe fernzuhalten, ihn unschädlich zu machen. Doch hiezu ist uns ein volles Jahr Frist gegeben. Nur noch ein Halbjahr Frist aber ist uns gesteckt, um die Schauspielerin in unsere Gewalt zu bekommen und mit ihr den Prinzen Albert. Daran, Antonius, laß uns unentwegt arbeiten als treue Jünger Jesu und uns den Segen unseres Meisters zum Werke erflehen!“

Pater Huber nickte. „Das wollen wir, mein lieber, guter Augustus.“

Aber im Innersten blieb er verstimmt; und bald verabschiedete er sich. Außerlich jedoch war der Abschied nicht minder herzlich als die Begrüßung.

XXI.

Als die wortweise erpreßte Kunde vom niedrigen Verrate des Prinzen Carl Rudolf Maja Karmetter wie bligerschlagen auf die Rissen zurückwarf, war gleichzeitig ein Schrei ertönt, den Rüttinger ausgestoßen hatte. Um Gottes willen, hatte die furchtbare Erkennt-

nis Maja getötet? Rüttinger beugte sich angstvoll zur Kranken herab und tastete mit zitternden Fingern nach ihrem Herzen. Dem Himmel sei Dank, es pochte, wenn auch schwach. Rüttinger atmete erlöst und glücklich auf. Er war kein Mörder, sie war nicht tot. Rasch eilte er aus dem Zimmer. Der Kommerzialrat war der erste, dem er begegnete.

„Was ist, Rüttinger?“ fragte er sofort erschrocken, als er des anderen verstörte Mienen gewahrte.

„Das Sprechen hat sie doch zu sehr angestrengt, Herr Kommerzialrat. Sie ist ohnmächtig geworden.“

Mit einem halb unterdrückten Angstschrei stürzte der Direktor ins Zimmer seiner Tochter; zugleich mit ihm die Wärterin.

Bald gelang es ihnen, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zu bringen.

„Was ist denn, Sonnenschein?“ fragte der Bankier.

Sie schüttelte das Haupt. „Nichts, Papa, nichts,“ entgegnete sie mit schwacher Stimme. „Müde bin ich. Ruhe möchte ich, nur Ruhe, Ruhe.“ Und sie schloß die Augen und sank wieder in die Kissen zurück, als wollte sie schlummern.

Ihr Vater entfernte sich leise. „Es ist nichts,“ sagte er seinem jungen Freunde, der bebend wartete. „Müde ist sie und wird schlafen. Es hat sie zu sehr angestrengt.“

Diese Ansicht teilte auch Rattenreper, der mittags kam, und fügte hinzu: „Keine Angst, Herr Kommerzialrat, und Sie, Freund Rüttinger! Schlimmes ist nicht geschehen. Wir werden der Patientin aber noch einige Tage lang das Sprechen und Besuchempfangen untersagen müssen. Sie muß erst kräftiger werden.“

Frau von Sellborn, die am Nachmittage kam, war sehr betrübt, als ihr dieses ärztliche Verbot bekannt gegeben wurde. Sie hatte sich so sehr gefreut, mit ihrer lieben Maja endlich wieder sprechen zu dürfen.

Diese lag den ganzen Tag mit geschlossenen Augen wie eine Schlummernde. Aber sie schlief nicht. Vier Worte wirbelten unaufhörlich wie ein Kreisel mit scharfer Spitze in ihrem Hirn: ‚er hat dich betrogen.‘ Der Kreisel summite, aus den Worten ward eine Melodie – tödlich in ihrer trostlosen Gleichheit. Und in diese Melodie von Zeit zu Zeit wie ein schwerer Hammerschlag ein einzelnes Wort hinein: ‚Schuft!‘ Daß Rüttinger die Wahrheit gesprochen hatte, bezweifelte Maja keinen Augenblick. ‚Er hat dich betrogen,‘ summite es. ‚Schuft,‘ dröhnte es in das Summen hinein. Und Maja wunderte sich, daß sie darunter nicht tiefer litt, und wühlte, wühlte mit allen Sinnen im Herzen, um das große, vernichtende Weh, das nun doch kommen mußte, zu wecken, falls

es schlief, es zu wecken, auf daß es sie zerichmetterte. Vergebens. Es regte sich nicht, sie fand es nicht. Aber mehr und mehr drangen andere Gefühle in dieses gemarterte Herz ein, drangen bis in die tiefsten Tiefen. Dort setzten sie sich fest, mehrten, häuften, ballten sich und erfüllten alles, alles. Zuerst verworren, widerstreitend, unklar, klärten und einten sie sich mählich, bis sie zu einem furchtbaren Ganzen verwachsen waren, das plötzlich mit geller, wilder Stimme zu sprechen begann. Und es sprach nur von Verachtung, Haß und von Rache, Rache.

So verstrich der Tag, so kam die Nacht heran. Widerstrebend nahm Maja Speise und Trank. Nur die Bitten ihres Vaters vermochten sie dahin zu bewegen. Aber sie sprach kaum. Öffnete sie die Lippen, so geschah es nur, um dem besorgten Vater zuzulächeln und zu flüstern: „Mir ist wohl, Papachen. Nur müde bin ich, müde.“

Sie schlief fest, traumlos, lang. Als sie erwachte, war das Summen des Kreiselers im Haupte verstummt. Doch die Hammerschläge dröhnten noch, aber nicht mehr aus dem Hirne, sondern aus dem Herzen. Im übrigen fühlte sie sich wohl und war ruhig, tödlich ruhig.

Einmal fragte sie lächelnd die Jose, die gerade ins Zimmer trat: „Nicht wahr? Heute hat der Herr Oberleutnant Mollwig keine Blumen geschickt?“

Erstaunt sah das Mädchen die Herrin an. „Nein, gnäd'ges Fräulein.“

Maja lachte auf. Das sollte übermütig, heiter klingen, klang aber schrill und bitter. „Oh,“ sagte sie, „Sie wundern sich, daß ich's weiß, Paula? Ja, ich bin eine Zauberin und weiß mehr, als ich sehe und höre.“

Als sie am Nachmittage im Nebenzimmer sprechen hörte, erkundigte sie sich; und als sie erfuhr, daß Frau von Sellborn der Besucher sei, bat sie, man möge Regine doch zu ihr lassen. Sie wolle ganz brav sein und gar nicht reden, versprach sie; Papa könne ja zugegen sein.

Da Rattenreyer an diesem Tage von dem Zustand, in dem er seine Patientin angetroffen hatte, befriedigt gewesen war, entschloß sich der Kommerzialrat, der Bitte seiner Tochter zu willfahren.

Diese öffnete weit die Arme, als Regine eintrat, und die Freundinnen hielten einander umschlungen und tauschten einen endlosen Kuß.

Dann mußte Regine von sich und dem kleinen Albert und Vater Viktor erzählen, und Maja nickte und rebete wenig, wie sie

versprochen hatte, und blieb ganz still liegen. Auch vom Ableben des Fürsten von Hettingen erzählte Frau von Sellborn und von der Witwe, die mit ihrem Tauspaten, dem Prinzen Albert, am morgigen Tage hierher käme. Das schien Maja besonders zu interessieren, und sie nickte noch zufriedener.

Als Regine von der Freundin Abschied nahm, umarmte diese sie lang und zärtlich. Sie tat es aus Freundschaft und Wiedersehensfreude und echter Zuneigung, aber auch aus einem dunklen Trieb, von dem sie sich noch nicht völlig Rechenschaft ablegen konnte oder wollte.

Am nächsten Tage verlangte sie Mappe und Bleistift und schrieb zwei Briefe. Der eine war an den hochwürdigen Vater Huber, Rektor in Steinfurt, gerichtet und enthielt die dringliche Bitte, sogleich zu ihr zu kommen. Der andere bestand aus den Worten: „Gern, ich töte mich, wenn Du mir nicht sogleich eine, nur eine Zeile sendest.“

Beide Briefe steckte sie in Umschläge, die sie mit Aufschriften versah.

Dann ließ sie ihren Vater rufen.

„Papa, darf ich noch einmal mit Rüttinger sprechen?“ bat sie. „Oh, keine Angst! Erstens bin ich heute schon viel, viel wohler und kräftiger und rege mich nicht mehr auf. Und zweitens schwöre ich dir, daß die ganze Unterredung nicht länger dauern soll als zwei, drei, höchstens fünf Minuten. Aber allein sein muß ich mit Rüttinger. Bitte, bitte tausendmal, Papa!“

Und der Bankier, den diese Versprechungen beruhigten, sandte Rüttinger ins Zimmer der Kranken.

„Rüttinger,“ sagte diese, „nur zwei Worte heute. Oh, in aller Ruhe. Wollen Sie mir noch einen Dienst leisten? Ein unbedingtes Ja oder Nein!“

„Wenn es nicht gegen Ihr Wohl – –“

„Kein Wenn, Rüttinger,“ fiel sie ihm ins Wort. „Entweder – oder. Ja oder nein?“

„Ja.“

„Hier sind zwei Briefe. Frankieren und expreß absenden! Niemand soll es wissen und sehen.“

Als er die eine Aufschrift sah, zuckte er und erblaßte.

Sie aber lachte auf. „Kein Grund, mein Freund. Kein Grund zu erblicken. Beide Briefe bitte sofort zu besorgen. Per Post und expreß. Ich danke Ihnen. Adieu! Morgen oder übermorgen mehr.“

Rüttinger ging und tat nach ihrem Geheiß, so todesbang ihm dabei auch zumute war.

Der Haushofmeister im Palais Karmetter, der die Post entgegennahm und ablieferte, war am nächsten Morgen über einen Brief, der sich unter dem Einlaufe fand, aufs höchste erstaunt. Der Umschlag dieses Briefes zeigte die Adresse Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Carl Rudolf und trug den Vermerk: „Wenden!“ Und auf der anderen Seite stand: „Retour an Fräulein Maja Karmetter, loco.“ Diesen Brief übergab der Mann mit den übrigen dem Herrn Rüttinger, der eben das Palais betrat.

Rüttinger wurde tiefrot und dann leichensahl, als er den Brief erblickte. Er steckte ihn zu sich, damit nicht noch ein zweiter Unberufener ihn sähe und Mitwisser dieser Schändlichkeit ohne Namen würde.

Gegen Mittag ließ Maja durch ihren Vater Rüttinger wieder zu sich bitten. „Wieder nur für zwei Minuten,“ versicherte sie

„Es ist also keine Antwort gekommen?“ fragte sie.

„Nein,“ entgegnete er mit schwerer Stimme.

„Wirklich und wahrhaftig nicht, Rüttinger? Sie wissen, daß Sie mir die volle Wahrheit schulden. Ich habe Ihren stummen Schwur.“

Da zog er den Brief aus der Tasche und überreichte ihn ihr wortlos.

Flammende Röte übergoß ihr Antlitz; zweimal fuhr sie mit der Hand über Stirn und Augen, als traute sie ihren Sinnen nicht. Dann lachte sie schneidend hart. „Um so besser.“ Und nach einer Weile sagte sie ruhig: „Ich danke, mein Freund. Adieu bis morgen!“

Der Haushofmeister des Kommerzialrates Karmetter telephonierte an diesem Vormittage dem hochwürdigen Vater Huber, mit dem er durch Vermittlung des braven Armenrates Josef Zellmaner in eine Art Geschäftsverbindung getreten war. Durch ihn hatten die hochwürdigen Herren auch von dem Ausfluge, den Maja am zweiten Mai im Automobil unternommen hatte, Kenntnis erhalten und durch Ausdauer und Geschick dann die Spur der geheimnisvollen Fahrt, deren Ziel und Zweck erkundet.

Durch die telephonische Verständigung des Haushofmeisters wurde Vater Huber in die Lage gesetzt, dem Fräulein Maja Karmetter die entsprechende Antwort auf ihr Schreiben zu erteilen, die denn auch am nächsten Morgen eintraf. Seine Hochwürden bedauerte unendlich, durch Krankheit verhindert zu sein, dem Wunsche der verehrten, lieben jungen Dame, dem er sonst mit tausend Freuden sogleich nachgekommen wäre, diesmal zu entsprechen, und riet ihr, falls sie ihr Herz erleichtern und beichten wolle, sich an einen der lieben Brüder in der Clavergasse zu wenden oder aber sich gütigst noch acht bis vierzehn Tage gedulden zu wollen.

Auch dieses Schreiben entlockte Maja ein schneidend hartes Lachen und die Worte: „Um so besser!“

Nun mußte sie, was sie tun sollte und wollte.

Am Dreifaltigkeitssonntage, an dem das Entschuldigungsschreiben des hochwürdigen Pater Huber in Majas Hände gelangte, besuchte auch Frau von Sellborn wieder ihre Freundin, die sich sichtlich erholte, schon außer Bett war und auf baldigste, völlige Wiederherstellung rechnen durfte. Regine freute sich von ganzem Herzen über diese glückliche Genesung. Nur eines fiel ihr schmerzlich auf und war auch vom Kommerzialrat voll Leid und vom Arzt mit Kopfschütteln wahrgenommen worden: Maja war ernster, stiller geworden, der schwimmende Glanz innerster Glückseligkeit, der die herrlichen schwarzen Augen just in den Tagen, die dem Ausbruch der Krankheit vorangingen, leuchten gemacht hatte, war gewichen und hatte einem seltsamen Schimmer Platz gemacht, der zugleich an Feuersglut und an das Gleißeln harten Blaustahles gemahnte. Unter den Menschen, die dem Mädchen nahe weilten, gab es allerdings einen, aber auch nur den einen, der die rätselhafte Umwandlung zu deuten wußte; aber dieser eine, Rüttinger, schwieg.

Regine, die viel und voll Mitgefühl über das Geheimnis nachgedacht hatte, das ihr Maja in den ersten Tagen der Krankheit halb entschleiert und dessen Lösung sie nicht gefunden hatte, brachte die seltsame Veränderung im Wesen ihrer Freundin ahnungsvoll in Zusammenhang mit jenem halben Geständnis. Sie ahnte einen tiefen Liebes Schmerz, der Maja widerfahren sein mochte, und sie, deren Herz ja selbst mund und weh von entsagender Liebe war, empfand und teilte mit der Freundin.

An diesem Sonntag begann sie flüsternd, voll Liebe und Teilnahme zu fragen und erinnerte an jenes anvertraute Geheimnis. Aber Maja schnitt ihr rasch das Wort ab.

„Regine, wenn Sie mich lieb haben, kein Wort darüber, bitte,“ sagte sie so hart, daß die andere betroffen verstummte. Nach einer Weile aber faßte sie die Hand der Freundin und streichelte sie schmeichelnd und zärtlich. „Nicht böse sein, Liebste! Verzeihen Sie! Sie werden es schon erfahren, ja, Sie sollen es wissen. Aber erst wenn ich zu Ihnen komme. Übermorgen mache ich meine erste Ausfahrt, am nächsten Tag die zweite und am nächsten dann meinen ersten Besuch. Und der gilt Ihnen, meine liebe, liebe Regine.“

In der Tat fuhr Maja am Dienstag zum ersten Male wieder aus. Der Kommerzialrat, der mit Rüttinger auf dem Rücksitz saß, war glücklich; sein Antlitz strahlte; unaufhörlich lächelte er seinem

Kinde zu. Es freute ihn auch, daß Maja seinen jungen Freund aufgefordert hatte, an diesem Ereignisse teilzunehmen. Auch Rüttinger war voll des Glückes; aber dennoch überwog bei ihm die Besorgnis. Obzwar der nächste gerade Weg in den „großen Garten“, das Ziel der Fahrt, an dem Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Carl Rudolf vorüberführte, schlug der Rüttinger einen anderen Weg ein. Das geschah auf Rüttingers schon vorher erteilten Befehl. Maja merkte es und warf dem Freunde einen seltsamen Blick zu, unter dem er erbehte. Denn er wußte nicht, ob es ein Dank oder ein zorniger Vorwurf war. Es wurde wenig gesprochen. Nach einer Stunde war Maja ermüdet und ließ zur Heimkehr wenden. Trotz ihrer Müdigkeit sah sie jedoch rosig aus und fühlte sich wohl. Und so gut, so fest schlief sie in dieser Nacht.

Am nächsten Tage fand in der Zentralunionbank eine wichtige General Sitzung statt, welcher der Direktor nicht gut fernbleiben konnte. Maja hatte es erfahren und ergriff den willkommenen Vorwand, um den Vater zu bitten, nicht ihrewegen die größten Interessen zu vernachlässigen und sich nicht für sie aufzuopfern; er müsse zur Sitzung, erklärte sie, müsse es, bei ihrem göttlichen Zorn, und sie würde heute mit Rüttinger und der unerläßlichen Anstands dame ausfahren. Der Bankier wollte, durfte der Sitzung nicht fernbleiben und wollte doch auch so gerne mit seiner Tochter ausfahren. Diesem Zwiespalt machte Majas in zärtlichem Tone erlassenes Gebot ein Ende. Wenn Rüttinger bei Maja blieb, war der Direktor auch beruhigt; da war keine Überanstrengung zu befürchten, keine Unvorsichtigkeit.

Der Wagen fuhr denselben Weg wie am vorigen Tage. Auf dem Rücksitze saßen Rüttinger und die Gesellschafterin Majas. Im „großen Garten“ stieg Maja aus, als ein einsamer Teil des weiten Parkes erreicht war. Sie bat die Gesellschafterin, ein wenig im Wagen zu warten, sie müsse mit Rüttinger etwas Wichtiges besprechen. Diesem schlug das Herz angstvoll, als die junge Dame, auf seinen Arm gestützt, die Schritte einer ganz abseits gelegenen Wiesenfläche zulenkte. Er ahnte, was ihm bevorstand.

Maja ließ sich auf einem Bänkehen nieder, während er vor ihr stehen blieb. „Rüttinger, nun erzählen Sie,“ forderte sie ihn auf. „Ich will alles, alles wissen, Wort für Wort. Beim Leben Ihrer Mutter, keine Unwahrheit!“

Er machte Ausflüchte; er wollte nicht. Er bat und beschwor sie, ihm das zu erlassen – um ihrer selbst willen.

Sie aber verharrete auf ihrem Willen. „Ich schwöre Ihnen,“ sagte sie, „ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, und so wahr ich jenen Mann einst grenzenlos liebte, daß ich ruhig, ganz, ganz ruhig zuhören werde. Aber ich will genau wissen, was Sie ihm

sagten und er Ihnen, will und verlange die volle Wahrheit — um meiner selbst willen. Erzählen Sie!“

Und da begann er zu berichten. So oft er stockte, warf sie ihm einen Blick zu, der ihn zwang fortzufahren und die ganze Wahrheit rückhaltlos zu enthüllen.

Sie hörte wortlos zu; ihr Antlitz färbte sich kaum; ihre Hände spielten mit einem kleinen, edelsteinbesetzten Goldmedaillon an ihrer Kette.

Als er geendet hatte, nickte sie. „Ich danke, Rüttinger, danke für das, was Sie ihm sagten. Kommen Sie näher zu mir!“ Und als er verwirrt ihrer Aufforderung Folge geleistet hatte, faßte sie ihn und drückte mit eiskalten Lippen einen langen Kuß auf seinen Mund.

Er taumelte zurück, als sie ihn losließ. Sein Hirn stand in Flammen; todeskalt bebte sein Leib, wie vom Sturme geschüttelt. Mühsam hielt er sich aufrecht. In seiner Kehle wohnte ein Schluchzen, das nicht den Weg zum Munde zu finden vermochte.

Sie nestelte das Medaillon von der Kette los und erhob sich. „Mein Freund,“ sagte sie ruhig und fest, „hier diesen Schatz nehmen Sie, und, sobald wir an einem Tümpel, an einem schmutzigen, ganz schmutzigen Wasser vorüberkommen, steigen Sie aus und werfen ihn hinein! Kommen Sie! Wir müssen wieder heim.“

Wortlos nahm er mit zitternden Fingern das Kleinod entgegen. Sie stützte sich wieder auf ihn. Und so schritten sie zum Wagen zurück.

„Hier,“ sagte Maja plötzlich, als sie dahinfuhren.

Rüttinger ließ den Wagen halten, stieg aus und warf das Medaillon in den Tümpel.

Am nächsten Tage, dem Fronleichnamsfeste, verließ Maja Karmetter zum ersten Male seit ihrer Genesung allein das Palais und fuhr zu Frau von Sellborn.

In einer schattigen Ecke des Gartens, der die Villa Sellborn umgrünte, saß Pater Viktor. Seit dem Tage, da ihn der Sturm seiner Liebesgefühle zu schwindelnden Höhen berauscher Seligkeit emporgewirbelt und dann die strafenden Richterworte aus dem Munde der Vorgesetzten ihn tief, tief in das Elend der Reuepein herabgeschleudert hatten, — seit jenem Tage war der junge Priester ernster geworden, stiller und fühlte sich älter. Die jugendliche Schwärmerglut der gläubigen Begeisterung, die ehemals oft seine Augen aufleuchten gemacht, war geschwunden; dafür hatte sich in seine Züge ein Lächeln eingegraben, das häufig die Mundwinkel umspielte, ein Lächeln, fast so schmerzlich wie

das des großen göttlichen Erdenglückentfegers, da er, von der Wollust des Schmerzes durchbebt, auf Golgatha am Kreuze hing.

Und es schien dem Jesuiten, als wären alle, die er liebte, gleich ihm verändert; sie alle schienen ihm stiller, ernster, älter geworden und zu lächeln wie er. Aber das war wohl nur ein Wahngedanke, ein falsches Bild; er sah wohl nur sein eigenes Loß in aller Zügen widergespiegelt. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß ein Kind sich so jäh und ganz grundlos veränderte? Obgleich — — Daß Albert wortfarger und ernster geworden war, erkannte und gestand sich Pater Viktor ein. Doch den Grund hatte der Knabe weder ihm noch der besorgten Mutter geoffenbart, sondern stets geleugnet, daß er überhaupt anders sei und anders dreinblicke als früher. „Ich werde halt älter, Mama,“ hatte er gesagt. „Und da muß man doch ernster sein, nicht wahr? Das gehört sich doch?“

Jetzt, während der Geistliche still dasaß und einen deutschen Aussag Alberts über ‚Nächstenliebe‘ durchlas, sah dieser mit voller Aufmerksamkeit zum Dachrand empor und beobachtete ein Schwalbenpaar, das dort das Nest erbaut hatte und den Jungen unablässig Nahrung zutrug.

Nach einer Weile wurde der Knabe des Zusehens müde und setzte sich neben den Priester auf die Gartenbank. Pater Viktor nickte ihm freundlich zu und las weiter. Albert sah ihm verstohlen immer wieder ins Antlitz. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben und nicht den Mut zu finden, es auszusprechen.

Endlich begann er leise: „Pater Viktor!“

Dieser blickte auf. „Was willst du, Bubi?“

Da wurde Albert rot. „Nichts, nichts,“ stammelte er, sprang auf und lief wieder dem Hause zu, um das Treiben des Vogel-pärchens zu betrachten.

Der Jesuit legte die beschriebenen Blätter aus der Hand und blickte dem Knaben nach. Was war es nur, das diese junge Seele bedrückte? Wohl etwas Kleinliches, Bedeutungsloses, das aber diesem Kinderherzen groß und schwerwiegend erschien und es schwer belastete, da ja das Geständnis immer wieder ungesprochen auf den Lippen erstarb. Vergebens sann Pater Viktor, was das Ver-schwiegene sein mochte.

„Albert, komm' zu mir, bitte,“ rief er endlich.

Willig gehorchte der Knabe.

Der Priester zog ihn liebeich dicht an sich heran. „Albert, sag' mir doch, was dich bedrückt,“ bat er. „Warum sagst du es mir nie, so oft ich auch frage?“

Albert senkte die Blicke und biß sich auf die Lippen. „Ich kann nicht.“

„Warum kannst du nicht?“

„Weil ich nicht — — weil ich nicht kann.“

„Du kannst, aber du willst nicht. Hast du denn gar kein Vertrauen zu mir? Willst du mir immer weh tun?“

„Nein, das will ich nicht, lieber Pater Viktor, wirklich nicht. Aber ich kann nicht.“

„Du hast mich nicht mehr lieb, Albert. Das ist es,“ sagte Pater Viktor traurig und vorwurfsvoll und ließ den Knaben los.

Dieser ging wieder. Aber schon nach wenigen Schritten kehrte er zurück und fiel dem Geistlichen plötzlich um den Hals.

„Lieber Pater Viktor, warum verschweigen Sie und Mama mir, daß Sie weggehen von mir?“

Der Priester sah den Knaben überrascht an und schlang seine Arme um ihn. „Ja, warum denn, mein Bubi? Warum sollte ich von dir fort? Wie kommt dir dieser Gedanke?“

„Warum wollen Sie fort?“

„Ich will gar nicht.“

„Also wollen es andere Menschen.“

„Aber nein.“

„Warum leugnen Sie es? Es ist doch so. Ich merke alles so genau. Sie glauben gar nicht, wie genau. Mama und Sie sind seit einiger Zeit so merkwürdig zu einander, so traurig, so merkwürdig. Das kommt, weil Mama traurig ist, daß Sie weggehen, und Sie auch darüber traurig sind. Gehen Sie nicht, bitte, lieber Pater Viktor, auch wenn der Pater Rektor oder sonst wer es Ihnen sagt! Ich will nicht, daß Sie gehen, und Mama will's auch nicht, gewiß nicht. Was soll ich denn ohne Sie machen?“

In tiefer Bewegung lauschte der Jesuit den Worten des Knaben, den er umschlungen hielt. „Ich schwöre dir, mein Liebling, daß ich nicht gehe. Es hat niemand davon gesprochen. Keiner will es.“

Da atmete Albert tief auf und machte sich frei. „Gott sei Dank! Ich habe solche Angst gehabt, und das hat mich so gedrückt. Jetzt bin ich froh.“

Erschüttert saß der junge Priester da. Woran rührte sein Liebling heute! Und wenn dieser voraussah, was er selbst noch nicht mußte, was dann? Wenn die Vorgesetzten ihn jäh abberiefen? Es trieb ihn wie der Stachel schmerzlicher Wollust, in seinem Herzen zu wühlen und die Besorgnis Alberts auf sich selbst zu übertragen; es trieb ihn unwiderstehlich, Albert und sich selbst zu quälen.

„Wenn aber meine Vorgesetzten es mir doch befehlen, muß ich natürlich fort,“ sagte er.

„Nein, nein, Sie müssen nicht. Folgen Sie nicht!“

„Man muß seinen Vorgesetzten gehorchen, Albert. Oder wenn Mama mich nun fortschickt?“ Es war, als hätte ein böier, tückisch und schadenfroh grinsender Dämon sich der Zunge des Priesters bemächtigt und spräche aus ihm.

Der Knabe lachte. „Mama? Oh, daran glauben Sie selbst nicht, Pater Viktor.“

„Oder der Onkel?“ Lust und Marter der Selbstqual!

Albert blickte ernster. „Der Onkel? Warum? Ich weiß genau, daß er Sie auch gern hat, sehr gern. Und wenn er es wirklich tun will – aber das glaube ich nicht –, dann bitte ich für Sie, und Sie können gewiß bleiben.“

„Wenn der Onkel aber ‚Nein‘ sagt auf deine Bitte? Wenn du zwischen ihm und mir zu wählen hättest, Albert, wie würdest du entscheiden?“

Der Knabe schlug die Augen nieder. Stockend sagte er: „Ich – ich weiß nicht.“

Pater Viktors Atem flog. Die häßliche Wollust, sich und diesen Knaben zu martern, beherrschte ihn jäh völlig, und ihre teuflisch grinsende Larve lächelte ihm aufmunternd zu.

„Sag', Albert, wie würdest du entscheiden?“

„Ich – ich – – Aber ich weiß nicht.“

„Du willst es mir nur nicht sagen. Du würdest also für den Onkel entscheiden?“

Da lag der Knabe bitterlich schluchzend in seinen Armen, ohne zu sprechen. Und nun kam der Jesuit auch sogleich wieder zur Besinnung und schämte sich tief des Unrechtes, des niedrigen Unrechtes, das er an der Seele Alberts begangen. Er umschlang den Knaben und drückte ihn zärtlich an sich. „Verzeih', mein Liebling, wenn ich dich quälte und dir weh tat! Verzeih',“ bat er bewegt.

Von der Villa her kam Ludwig. „Die gnädige Frau läßt Hochwürden und den jungen Herrn zu sich bitten,“ meldete er.

Albert trocknete sich sofort die Augen und lächelte wieder.

„Ist Besuch da, Ludwig?“ fragte er.

„Das gnädige Fräulein Karmetter ist vor zehn Minuten gekommen, junger Herr.“

Da jubelte der Knabe. „Maja, Maja,“ rief er und lief so ungestüm dem Hause zu, daß Pater Viktor und der Diener ihm nicht zu folgen vermochten.

Regine war der Freundin, die sie um diese Stunde erwartet hatte, sogleich entgegengeeilt, als der Wagen vor der Villa vorfuhr. Von ihr mit einer herzlichen Umarmung begrüßt und auf sie gestützt, war Maja in das intime, schleifenbehangene Boudoir emporgestiegen und hatte sich in einem bequemen Stuhl niedergelassen. Regine hatte Polster zur Rücklehne herbeigebracht und alles so hergerichtet, daß die Freundin wie gebettet darsaß.

Maja schien anfangs etwas befangen. Unruhig blickte sie um sich, spielte mit den Fingern und sprach wenig. Einmal erkundigte sie sich ganz gegen ihre bisherige Gewohnheit nach dem Prinzen Albert. Regine fiel das aber nicht auf; unbefangen antwortete sie und erzählte von der Fürstin von Hettingen, einer schönen, schlanken, blonden Frau, die sie zufällig gesehen hatte, von deren unglücklichen Ehe und von der Freude des Prinzen, das Patenkind, das seinem Herzen nahe stand, jetzt bei sich zu haben. Vorübergehend bemerkte Regine auch, daß der Prinz lieber eine Tochter wie Irene gehabt hätte als einen Sohn wie Carl Rudolf, der ihm in jüngster Zeit wieder vielen Kummer bereitet hätte und wegen eines skandalösen Vorfalles nach der Provinzhauptstadt Hammerau versetzt würde. Bei Erwähnung des Prinzen Carl Rudolf zuckte Maja unmerklich zusammen, und ihr Antlitz ward um einen Ton blässer. Dann bat sie die Freundin, doch den Vater Viktor und ihren kleinen Freund Albert zu rufen, nach dem sie schon große Sehnsucht empfinde, und Frau von Selborn erteilte den Auftrag, die beiden zu holen.

In wilder Knabenweise stürmte Albert ins Zimmer.

„Maja, liebe, liebe Maja,“ rief er und stürzte der jungen Dame in die Arme. Und er küßte und küßte sie. Sie ließ ihn lächelnd gewähren, streichelte sein Haar und erwiderte ab und zu einen der vielen Küsse. Regine aber schalt über Alberts Ungestüm.

„Dummer, kleiner Bubi,“ sagte sie, „willst du deine Freundin umbringen? Sie war doch krank und ist noch viel zu schwach, um einen so leidenschaftlichen Verehrer zu vertragen.“

Da wurde Albert rot und ließ von Maja ab. „Ach ja, richtig. Bitte, verzeih' mir, Maja! Daran habe ich gar nicht gedacht. Ich hab' halt so eine Freude, so eine große Freude, daß du gesund bist und ich dich endlich wiedersehe.“

Vater Viktor trat ein.

Maja streckte ihm mit freundlichem Lächeln die Hand entgegen, die er zart ergriff und behutsam drückte. „Ich bin glücklich, Sie wieder gesundet zu sehen, gnädiges Fräulein,“ sagte er voll Wärme und Herzlichkeit. „Wir alle hier im Hause haben die Besorgnisse

der gnädigen Frau innig geteilt, und ich habe an keinem Tage vergessen, aus ganzem Herzen Sie in mein Gebet einzuschließen."

"Ich danke, Hochwürden," entgegnete sie, "danke für Ihre Teilnahme und Ihre Gebete."

Es wurde eine Zeitlang von nichtigen Dingen gesprochen; zumal Albert wollte es sich nicht nehmen lassen, seiner Freundin alles zu erzählen, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte. Maja aber begann unruhig zu werden. Das merkte das Auge des verliebten Knaben früher als die Blicke der anderen, und er fragte: „Willst du, brauchst du etwas, Maja?“ Nun bemerkte auch Regine die Nervosität der Freundin und fragte besorgt: „Fehlt Ihnen etwas, Maja?“

Diese schüttelte das Haupt. „Danke, Regine, nichts.“ Dann aber richtete sie sich etwas höher im Sitze auf und gestand: „Ja, doch etwas.“

„Was ist's, Maja?“

„Kleiner Freund Albert,“ fragte diese, „bist du sehr böse auf mich, wenn ich ein Geheimnis mitzuteilen habe, das aber nur Große hören dürfen?“

Der Knabe verzog zwar die Mienen, erwiderte aber tapfer: „Oh nein, das verstehe ich schon. Ich werde also gehen, Maja. Aber du läßt mich dann wieder rufen, gelt?“

„Gewiß, Albert.“

„Also, Pater Viktor, dann gehe ich in den Garten, und Sie rufen mich, bitte, wenn ich wieder kommen darf.“

„Ich gehe wohl mit dir, Albert,“ entgegnete der Geistliche.

„Nein, Hochwürden, ich bitte Sie zu bleiben,“ forderte ihn Maja auf.

„Also dann rufen Sie mich, Pater Viktor,“ wiederholte der Knabe und entfernte sich rasch.

Regine blickte die Freundin erstaunt an und blieb stumm. „Will Maja mir jetzt etwa ihr Geheimnis anvertrauen?“ fragte sie sich, verwarf diesen Gedanken aber wieder; denn das würde Maja doch nicht in Gegenwart Pater Viktors tun wollen.

Es blieb eine Weile ganz still im Zimmer. Die drei Menschen saßen unbeweglich da.

Majas Brust wogte; sie schien noch mit sich zu kämpfen. In der That wurde ihr die Ausführung des gefaßten Entschlusses schwer, schwerer, als sie gedacht hatte. Aber endlich fand sie die Kraft und begann:

„Regine, Hochwürden, ich will Ihnen beiden etwas anvertrauen, das ich ehemals für zu heilig hielt, als daß man darüber mit anderen reden könnte. Ich bin Ihrer beider sicher. Ihrer,

Regine, als einer guten, treuen Freundin und Ihrer, Hochwürden, als — ich will nicht sagen: als eines Priesters, ich sage: als eines christlichen Bekenners des Guten.“

Sie schwieg wieder. Voll Erregung und Besorgnis blickte Regine sie an, voll spannungsvoller Teilnahme der Jesuit.

Nach kurzem, tiefem Atemholen fuhr sie fort: „Ich habe einen Mann geliebt — grenzenlos, bis zur Selbstaufopferung. Ich habe ihm diese Liebe bewiesen, indem ich seinen Versprechungen und heiligen Eiden traute, habe sie bewiesen, indem ich mich ihm hingab mit Leib und Seele. Ja, mit Seele und Leib. Zuerst wohl — ich gestehe es ein — ließ ich mich auch durch den Glanz seiner irdischen Hoheit blenden und von dem Gedanken berücken, seine Würden zu teilen. Doch dann habe ich ihn nur um seiner selbst willen geliebt, unsagbar geliebt und war Weib und nichts als Weib. Bald danach erkrankte ich. Da hat er begonnen mich zu belügen und zu betrügen. Er hat mich glauben gemacht, er weile mir nah mit Seele und Leib, denke an mich voll Liebe, Wangen und Verweifeln, so wie ich, so lange ich bei Bewußtsein war und sobald es mir wiederkam, seiner dachte; in Wahrheit aber hat er getrunken und andere Frauen geküßt, ist mit leichten Dirnen durch die Welt gefahren. Als ich wieder das Bewußtsein erlangt hatte, habe ich ihm geschrieben: ‚Ich töte mich sogleich, wenn Du mir nicht eine, nur eine Zeile sendest.‘ Ich habe das geschrieben, obwohl ich von seinem Verrat schon wußte; aber ich konnte, konnte nicht glauben, trotz allem nicht glauben, daß er mich ganz vergessen, mich fortgeworfen hatte wie ein verbrauchtes Spielzeug. Der Brief ist uneröffnet an mich zurückgelangt. Er hat ihn nicht einmal angenommen, als er meine Handschrift erkannte. — Regine, Hochwürden, wie beurteilen Sie diesen Mann? Erst will ich das von Ihnen hören.“

Die Züge Regines verrieten tiefen Schmerz; ihren großen, blauen Augen entströmten schwere Tränen. In den Mienen des Priesters spiegelten sich tiefstes Mitgefühl und grenzenlose Empörung.

Plötzlich schluchzte Regine wild auf. „Maja,“ rief sie aus und begann bitterlich zu weinen.

„Nicht weinen, Regine! Ich bin ja ruhig, wie Sie sehen. Bitte, sagen Sie mir, wie Sie über den Mann urteilen!“

„Glender Schurke,“ stieß Regine unter Tränen hervor.

Maja nickte kaltblütig. „Und Sie, Hochwürden?“ fragte sie.

Der Jesuit war tief ergriffen; er atmete schwer. „Er ist ein erbärmlicher, niedriger Mensch.“

Abermals nickte Maja.

Regine sprang plötzlich auf, und in einem furchtbaren, gellenden Aufschrei kam ein Name von ihren Lippen: „Carl Rudolf!“ Und wieder nickte Maja.

Es war still; ein Schauer strich eiskalt durch das Zimmer. Regine stand wie zu Stein erstarrt; selbst die letzten Tränen, die sie geweint, rollten nicht die Wangen herab, sondern blieben funkelnd an den Lidern hängen. Der Priester war leichenfahl geworden; er atmete kaum mehr.

Nur Maja blieb unheimlich gelassen wie von Anfang an. Und kalt sprach sie weiter. „Was damals – es sind erst wenige Tage verstrichen – in mir vorgegangen ist, können Sie, Regine, ermessen, Sie, Hochwürden, vielleicht dunkel ahnen. Ich lebe wohl noch; ja, ich hoffe auch völlig zu gesunden und lange, lange zu leben. Aber ich bin eine andere. Das Weib in mir hat jener Mann gemordet; die Liebe, zu der ich geschaffen war, hat er mit der Wurzel ausgerottet, so daß sie nie mehr blühen und mich mit ihrem Duft, ihrer sonnesüßen Herrlichkeit beglücken kann. Dafür hat er mich etwas anderes gelehrt, das ich nicht kannte vordem. – Hochwürden, was verdient der Mann?“

„Fräulein Maja, Ihre Verachtung und Gottes Strafe.“

„Regine, was verdient er?“

„Maja, Ihre Strafe, unsere Rache.“

„Ich danke, Regine. – Aber ich bin nicht fertig. Hochwürden, hören Sie nun gut zu! Damals, als jener Mann mich umwarb, umschmeichelte, begehrte, als er mir mit heiligen Eiden zuschwor und mir schriftlich verhiess, ich solle vor Gott und den Menschen sein Weib werden, – damals, als ich noch nicht so tief gesunken war, ihm meine Ehre dahinzugeben, suchte ich einen gewissen hochwürdigen Pater Huber in Steinsfurt auf und bat ihn, mir als Freund und Priester zu raten. Diesem Priester war der Gedanke, eine Freundin der Jesuiten – denn das war ich – könnte zu Macht und hoher Stellung gelangen, offenbar lieb und willkommen. Er verhiess mir, den ganzen mächtigen Einfluß seines Ordens, der, wie Ihnen gewiß bekannt, gerade bei Hof gute Freunde und ergebene Diener hat, für mich aufzubieten, meine Pläne zu fördern. Eine Andeutung, die er damals im Vorübergehen und voll Zweideutigkeit fallen ließ, die Andeutung, ich solle inzwischen als Freundin jenes Mannes meinen Einfluß zu Gunsten der Kirche verwerten, wies ich zurück. Als der hochwürdige Herr auf irgend eine Weise erfuhr, daß jener Mann mich im Stiche ließ, änderte er offenbar seine Entschlüsse, die bis dahin – er wartete flug ab – nie zu Taten geworden waren. Ich schrieb – es sind auch nur ganz wenige Tage verstrichen – einen Brief an den hochwürdigen

Herrn und bat ihn, mich sofort zu besuchen in dringlicher Angelegenheit. Und ich erhielt die Antwort, der hochwürdige Herr bedauere unendlich, er sei krank und könne vor acht bis zehn Tagen nicht kommen, ich möge mich an einen anderen Bruder wenden – —“

Regine schrie empört auf.

„Wie beurteilen Sie diesen Menschen, Regine?“ fragte Maja.

„Jesuit,“ stieß die Gefragte voll tiefster Verachtung hervor.

„Und Sie, Hochwürden Pater Viktor?“ fragte Maja.

Als sie den Namen des Steinfurter Rektors zum ersten Male ausgesprochen hatte, war der junge Priester zusammengefahren, und eine dunkle Blutwelle hatte sein Antlitz überflutet. Je weiter Maja sprach, um so mehr schwand die Röte im Antlitz des Geistlichen, und schließlich hatte sie sich in ein fahles Grün verwandelt, während sich um die starr aufgerissenen Augen tiefe Schatten senkten. Als Regine empört aufgeschrien hatte, war Pater Viktor wie gebrochen im Sitze zusammengesunken, und als sie auf Majas Frage als tiefsten Schimpf das sagte, was er selbst war, schlug er schamvernicktet die Hände vors Antlitz. Da vernahm er Majas zweite Frage, der ein Schweigen folgte, das die Herzschläge aller dröhnend laut erscheinen ließ.

Nochmals fragte Maja: „Und Sie, hochwürdiger Pater Viktor? Wie urteilen Sie?“

Da zog er die Hände vom Antlitz, faltete sie und flehte in wild bewegten Tönen: „Fräulein Maja, verzeihen Sie jenen, die Ihnen Böses taten! Richten und rechten Sie nicht, überlassen Sie es unserem Herrn und Gotte, der über den Wolken thront! Kann ich Ihnen mehr sagen, als daß ich mich in diesem Augenblicke so grenzenlos meines Kleides schäme, daß es mich wie Feuer brennt und ich es am liebsten von mir schleuderte, um nicht von einem Schimpf getroffen zu werden, den Frau von Sellborn als den bittersten, tiefsten, furchtbarsten für die Verurteilung einer Schändlichkeit fand? Ich – ich vergehe vor Scham und Weh, ein Jesuit zu sein, ich – ich – – Fräulein Maja, ich bitte Sie um Vergebung für das, was Ihnen andere antaten, die sich Jünger unseres Herrn Jesu nennen! Vergeben Sie, vergeben Sie!“

Regine blickte ihn wie entgeistert an; dann begannen jäh wieder ihre Tränen zu strömen, und ein Schluchzen zerriß ihr die Brust. „Pater Viktor,“ schrie sie auf.

Maja aber war ruhig geblieben, ganz ruhig. Das Leben warmer Gefühle schien wirklich aus ihrer Brust entschwunden. Unbewegt fragte sie: „Regine, was soll ich tun? Sie sind meine Freundin.“

Und in Regine drängte sich all' ihre volle Weiblichkeit in einen

Ruf aus tiefstem Herzen zusammen, der als Antwort von ihren Lippen kam: „Rächen.“

„Wollen Sie mir helfen?“

„Ja.“

„Und wie?“

„Das überlassen Sie mir!“

„Gut. Ich vertraue Ihnen. Und Sie, Hochwürden? Was raten Sie mir?“

„Vergeben.“

Da richtete sich Maja stark und stolz auf. „Nimmermehr,“ erklärte sie eisenhart.

Sie sank wieder auf den Sitz zurück. Und Schweigen herrichte. Dann erhob sich Maja nochmals.

„Regine,“ sagte sie, „ich muß heim. Mein Vater wird sonst besorgt, kommt hierher und errät mehr, als er wissen soll. Denn niemand soll davon wissen als Sie beide, jene, denen Sie es sagen wollen, und einer, der es früher mußte als wir drei. Regine, bitte, führen Sie mich! Ich bin zu schwach, um allein zu gehen.“

Während Pater Viktor auf ein Zeichen Regines im Zimmer zurückblieb, stiegen die beiden Frauen die Treppen hinab, Maja schwer auf Regines Arm gestützt. Kein Wort wurde gewechselt.

„Wann sehe ich Sie wieder?“ fragte Maja, als sie im Wagen saß.

„Sobald Sie meiner bedürfen oder ich Ihrer. Ihre Sache ist die meine.“

„Ich danke, Freundin. Auf bald denn!“

„Ja, auf bald!“

Raum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, eilte Regine wieder ins Haus, um mit Pater Viktor zu sprechen.

Als Frau von Sellborn eintrat, saß der Jesuit regungslos, die Hände vor das Antlitz geschlagen, am ganzen Leibe zitternd. Sie dachte, ein Schluchzen erschütterte ihn. Da trübten sich ihre Augen wieder, von Tränen umflort, und ein Blick voll tiefer Liebe traf ihn, der dessen nicht gewahr werden konnte.

„Pater Viktor,“ sagte sie leise und weich.

Da stand er auf; sein Antlitz war bleich, seine Lider waren gerötet, doch trocken.

„Pater Viktor,“ fuhr sie fort, „ich habe Ihnen weh getan. Können Sie mir verzeihen?“

Er schüttelte das Haupt. Mit festem, dumpfem Stimmklang erwiderte er: „Gnädige Frau, Sie hatten vielleicht recht. Doch

nicht um mein Empfinden, nicht um mein Wohl und Wehe geht es; es gilt, gutzumachen, was andere verschuldeten, eine Seele, die todesfalt ward, wieder zu wärmen und ein Herz, dem die Nacht der Gefühlsleere droht, dem Tage, der Lebens- und Liebesfähigkeit zu erhalten. Gnädige Frau, ich sinne vergebens, wie dieses Wunder zu vollbringen sei; ich bin ein lebensfremder Mensch. Aber Sie, Sie werden es wissen, wie man diese Wunden heilen kann."

Regine ließ sich in einen Sitz fallen und blickte in starrem Sinnen vor sich hin. Ihre blauen Augen schienen schwarz.

"Wir müssen Maja Genugtuung schaffen," sagte sie endlich.

"Genugtuung, gnädige Frau? Wie? Läßt sich denn noch tilgen, was an ihr verbrochen ward? Ich finde das Wie nicht."

"Tilgen, Pater Viktor? Nein. Eine bittere Erfahrung vermag niemand und nichts zu tilgen; sie läßt sich vielleicht verwinden, vielleicht sogar vergeben, aber nicht mehr aus dem Leben und aus der Erinnerung streichen. Und ist sie so bitter wie diese, ist die Wunde so tief wie diese, dann heilt sie kein Balsam, kein weiches, lindes Mittel mehr wie etwa das der Vergebung. Majas Herz ist vergiftet worden mit einem furchtbaren Gifte. Da gibt es nur eines: Gegengift."

"Ich verstehe nicht, gnädige Frau."

"Ja, Pater Viktor, nur ein Gift als Gegengift. Das vermag wohl nicht die Wunde zu schließen, auch nicht Heilung zu bringen. Aber den Schmerz kann es lindern und, wenn es stark und erfolgreich genug ist, sogar ganz stillen und wieder Freude geben, das Leben lieben lehren."

"Und das ist, gnädige Frau?"

"Die Rache."

Der Jesuit fuhr erschrocken zusammen. "Gnädige Frau, Gottes ist die Rache; sie ist nicht in unsere Hand gelegt, und wir sollen die Hand nicht nach ihr strecken. Denn in der Hand des Sterblichen ist sie eine furchtbare Waffe, ein zweischneidiges Schwert, das jenen, der es führt, leichter, sicherer, tiefer verwundet als jenen, den es bedroht. Gnädige Frau, unser Herr und Heiland lehrte uns als höchste Weisheit und höchste Tugend, daß wir Böses mit Gutem vergelten und unseren Feinden vergeben sollen."

Da sah ihm Regine mit dunkel flammenden Augen ins Antlitz, und erregt kam es von ihren Lippen: "Wen lehrte Christus das, wen? Euch, den Männern, predigte er es, nicht uns, den Frauen. Nimmermehr hätte er so zu uns gesprochen; denn kannte er leicht auch keinen Frauenleib, das Frauenherz kannte er. Für euch mag ja die Lehre der Sanftmut und Vergebung treffend sein, euch

mag es ja leicht, mag es überhaupt möglich sein, zu vergeben. Denn ihr achtet bei euch gering, was uns Frauen das Heiligste ist, was wir unsere Ehre nennen, die Frauenehre. Geliebt zu werden, wo wir lieben, geachtet, nicht aber betrogen, verraten zu werden, wo wir uns hingeben, – das ist unsere Ehre. Und wird sie so tief verletzt, so mit Füßen getreten, wie es bei Maja geschah, dann schreien wir auf nach dem einzigen, das uns Frauen als Wehr gegeben ist: nach Rache.“

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Dann nahm der Jeuit wieder das Wort.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „was frommt es, mit Allgemeinem zu rechten in einem einzelnen, einem gegebenen Falle? Sie und ich – wir sind beide von dem innigsten Wunsche bejeelt, von dem einen Gedanken erfüllt, dem Fräulein Maja neuen Lebensatem zu schaffen. Sie wollen es durch Haß und Rache, ich durch Veröhnung und Vergebung. Sie werden die Wege suchen, dieses Ihr Ziel für Ihre Freundin zu erreichen, und ich die meinen, um mein Ziel für sie zu erreichen. Ich sehe den Pfad noch nicht; aber mir ist, gnädige Frau, ob wir auch so ganz anderes, Entgegengesetztes erstreben, als müßten wir zu Anfang wenigstens den gleichen Weg gehen.“

Regine blickte den Priester forschend an; dann nickte sie. „Ich glaube, Sie haben recht, Pater Viktor. An jenen Menschen direkt herantreten wollen Sie wohl nicht?“

„Es wäre zwecklos; er empfinde mich nicht oder verlachte meine Worte.“

„Das glaube auch ich. Ich meinerseits kann und will es ebensowenig. Sie haben recht, Hochwürden, wenn Sie meinen, daß wir zu Anfang wenigstens den gleichen Weg einschlagen müssen. Sie wollen wohl mit Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Albert sprechen?“

„Das möchte ich, gnädige Frau.“

„Und Sie gehen dabei von dem Gedanken aus, daß ein Vater sein Kind, mag es noch so schurkisch gehandelt haben, in Schutz nehme?“

„Gewiß, gnädige Frau.“

„Und ich, Pater Viktor, wollte denselben Weg gehen, um mein Ziel zu erreichen. Seine königliche Hoheit ist Vater und wird sicherlich nicht vergessen, daß jener sein Sohn ist. Aber er wird als gerechter Mann auch ein strenger Richter sein, unerbittlich streng.“

„Und gerade das, gnädige Frau, scheint mir Gewähr. Denn die Strenge dem Schuldigen gegenüber beugt diesen zur Reue und Demut und Abbitte und bewegt ihn zur Sühne.“

„Sühne, wie Sie sie verstehen, Hochwürden, gibt es nicht.

Sie kennen das Frauenherz schlecht. Auch kennen Sie den Mann, der Majas Herz und Leben brach, schlecht. Er wird sich nicht beugen, und dann wird sein Vater ihn brechen."

"Gnädige Frau, bitte, ob es zum Beugen, zur Versöhnung, kommt oder zum Brechen, zur Rache, das wollen wir kommenden Stunden und Tagen überlassen und Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Albert. Ich habe nur eine Bitte auf dem Herzen: lassen Sie mich es ihm sagen, lassen Sie mich reden!"

Regine dachte nach. Dann entschied sie: „Gut, Pater Viktor. Trotzdem Sie zur Versöhnung reden werden, während ich zur Rache reden wollte, will ich Ihnen das Wort überlassen. Warten Sie hier!"

Regine verließ das Zimmer. Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück. „Seine königliche Hoheit will Sie heute nachmittag um drei Uhr in besonderer Audienz empfangen. Was wollen Sie ihm sagen?"

„Vieles, gnädige Frau, und alles."

Seine Stimme zitterte, und Regine senkte die Augen.

"Ich gehe zu Albert, gnädige Frau, wenn Sie gestatten," sagte der Jesuit.

Sie nickte. Als er die Schwelle des Zimmers überschritt, rief sie ihn an: „Pater Viktor!"

Er wandte sich. „Gnädige Frau?"

Sie atmete schwer, ehe sie die Worte aussprach: „Ja, sagen Sie ihm alles, alles! Es ist besser so."

Am Dienstag nach Pfingsten, zwei Tage nach seinem Tode, war Fürst August XIX. von Hettingen, der, mit den Tröstungen des heiligen Glaubens versehen, hinübergeschlummert war, in der Gruft zu seiten der beiden hohen Frauen, die seine Gemahlinnen gewesen und ihm im Tode vorangegangen waren, feierlich beigesetzt worden. Infolge seines kinderlosen Ablebens und des in Hettingen gültigen Gesetzes der männlichen Thronerfolge ging die Herrschaft in die Hände einer Nebenlinie des großfürstlichen Hauses über, und Johann Clemens von Hettingen-Moorbrücken bestieg als Fürst Clemens V. den erledigten Thron. Am Freitag war Prinz Albert wieder in der Residenz eingetroffen und hatte als neue Hausgenossinnen Irene und deren Hofdame mitgebracht.

Das Wiedersehen mit Regine und dem kleinen Albert, das gleich am nächsten Tage stattfand, war freudig und herzlich. Mit einem einzigen scharfen Blicke überzeugte sich Prinz Albert, daß während seiner Abwesenheit sich hier im Hause nichts geändert hatte, daß nichts geschehen war, das der Ehre der Frau und der des Priesters noch weit mehr Abbruch getan hätte als seiner eigenen.

Weniger freundlich war das Wiedersehen, das Prinz Albert einen Tag später mit seinem Sohne Carl Rudolf feierte. War diesem schon der Empfang, den er beim Regierenden gefunden hatte, höchst unerwünscht gewesen, — was er von seinem Vater zu hören bekam, war noch weit schärfer. Prinz Albert hielt nicht mit den Ausdrücken herben Tadel und tiefer Verachtung für das liederliche Leben seines Sohnes und dessen standalöses Betragen in jener Nacht im Hotel „zu den Monarchen“ zurück und erklärte als vor allem unverzeihlich und erbärmlich die jähe Abreise Carl Rudolfs, die einer Flucht gleichkäme und für die kein anderes Wort als „Feigheit“ gefunden werden könnte. Der junge Prinz war über die strenge Zurechtweisung, die ihm seitens seines Vaters zuteil wurde, offenbar aufs höchste erbittert; sonst hätte er sich nicht zu jener Äußerung hinreißen lassen können, die er gleich darauf, in sein Palais zurückgekehrt, dem Adjutanten gegenüber fallen ließ. „Mollwitz,“ lautete diese Bemerkung, „wenn man so viel mit canaille umgeht wie zum Beispiel mein cher père, wird man selbst in seinem Denken und Sprechen canaille. Ich muß sagen, ich bin sogar froh, daß wir am Ersten nach Hammerau kommen. Dort gibt's niemanden, der mir was zu befehlen oder zu verbieten hat.“

Dem Prinzen Albert war die Bitte Pater Viktors, die Regine telephonisch übermittelte, überraschend gekommen, zumal ihm auf seine Frage, in welcher Angelegenheit der Priester ihn denn sprechen wolle, die Antwort erteilt wurde: „Ich kann es dir nicht durchs Telephon sagen. Pater Viktor hat mich gebeten, ihn reden zu lassen, und ich versprach es. Aber es ist wichtig und dringlich, Albert. Wenn es dir möglich ist, so empfang ihn noch heute!“ Und Seine königliche Hoheit hatte daraufhin die dritte Nachmittagstunde zur Audienz bestimmt.

„Was mir der Jesuit wohl sagen will?“ dachte der Prinz. „Ob er mir vielleicht seine Herzensnot bekennen und mich bitten will, daß ich ein Nachtwort spreche und ihn aus dem Hause sende? Oder weiß er jetzt etwa um seine Mission? Wurde sie ihm erteilt? Und will er mir nun das Schändliche offenbaren? Möglich wäre es; einmal muß es ja kommen, wenn er der Mensch ist, den ich in ihm zu sehen glaube. Armer Priester! Arme Regine!“ —

Zur festgesetzten Stunde stand Pater Viktor vor Seiner königlichen Hoheit. Zum zweiten Male stand er an dieser Stelle, und die Erinnerung an das erste Mal drängte sich ihm unabweisbar auf. Welche Klust lag zwischen damals und heute! Wie vieles hatte sich inzwischen ereignet, wie vieles sich in ihm geändert während dieser kurzen Spanne Zeit! Und um wie vieles glücklicher — oder nein: zufriedener, ergebener war er gewesen, ehe das Kind und

die Frau in sein Leben traten, die ihn diesem hohen, edlen Manne in den Weg geführt hatten! Vor jener Zeit mußte er noch gar nicht, was die Entsagung bedeutete, ob er auch seinem Gelübde gemäß ein Leben der Entsagung geführt. Aber damals hatte er gar nichts gekannt, das ihm des Begehrens, des Ersehns wert erschienen war; dann aber — — —!

Seine königliche Hoheit schritt dem jungen Priester entgegen — sein gewinnendes, gütiges Lächeln um die Lippen, die Hand zum Gruße hingestreckt. „Es ist schön, Hochwürden, daß Sie mir auch einmal einen Gegenbesuch abstaten. Hier habe ich Sie seit langem nicht gesehen. Erinnern Sie sich an das erste Mal? Damals kannten wir einander weniger als heute, nicht wahr? Damals führte Sie mein Wunsch hierher; heute kommen Sie aus eigenem Antriebe. Sie haben mir etwas mitzuteilen, Hochwürden?“

„Ja, Königliche Hoheit.“

„Ich lese aus Ihren Mienen und höre aus Ihrer Stimme, daß es Ernstes ist. Nehmen Sie Platz und erzählen Sie! Und vor allem, nicht wahr, gedenken Sie des Versprechens, das Sie mir gaben, und haben Vertrauen? Sie können mir, was immer es sei, rückhaltlos die ganze Wahrheit sagen.“

„Das will ich, Königliche Hoheit.“

„Gut, Hochwürden. Ich höre.“

Der Priester holte tief Atem, ehe er begann: „Königliche Hoheit, es wird mir schwer, unendlich schwer, zu sprechen. Denn ich muß Menschen anklagen, die Gurer königlichen Hoheit durch die Bande des Blutes nahestehen, und Menschen, die mir durch den Geist — nein, das nicht, aber durch die Bande der Ordensgemeinschaft nahestehen.“

Überrascht, bestürzt blickte der Prinz den Priester an. Was war das? Was war geschehen? Wer sollte einer Schuld geziehen werden? An wem war etwas verbrochen worden? „Was ist das, Hochwürden? Was soll das? Erzählen Sie alles!“

„Königliche Hoheit,“ nahm Pater Viktor wieder das Wort, „heute vormittag war Fräulein Maja Karmetter bei Frau von Sellborn und legte ihr und mir ein erschütterndes Geständnis ab. Fräulein Karmetter ist eine hochangesehene, mit allen Glücksgütern der Erde gesegnete junge Dame, die Frau von Sellborn mit ihrer Freundschaft beehrt und die — —“

„Ich weiß, Hochwürden. Ich kenne auch ihre und ihres Vaters soziale Stellung. Was ist mit ihr?“

„Fräulein Karmetter hat sich durch die äußere Hoheit eines Mannes, den sie liebte, blenden, durch seine Schwüre und Versprechungen bewegen, durch ihre tiefe, leidenschaftlich heiße Liebe

hinreißen lassen, sich diesem Manne hinzugeben, ehe seine und ihre Angehörigen um diese Liebe wußten, ehe die Kirche ihren Segen gab. Bald darauf ist sie erkrankt und hat wochenlang gelegen, dem Tode oft näher als dem Leben. Inzwischen hat der Mann, den sie mit aller Hingabe liebte, sie betrogen und im Stiche gelassen. Und als sie gesundet war und ihm schrieb und ihn beschwor, ihr ein einziges gutes Wort zu senden, auf daß sie nicht verzweifelte, hat er ihren Brief, dessen Schrift er wohl erkannt haben muß, uneröffnet zurückgesandt. Und nun ist ihr Herz gebrochen, ihre Seele kalt, ihr Leben zerstört, ihr Glaube geschwunden. Sie wird eine Tote werden bei lebendigem Leibe, wenn ihr nicht der Glaube zurückgegeben, wenn nicht gutgemacht wird an ihr, was verschuldet worden.“

In tiefer Erregung erhob sich der Prinz. Um seine Lippen zuckte es, auf seinen Wangen brannte es.

„Hochwürden,“ sagte er, „da Ihnen Fräulein Karmetter, so viel ich weiß, nicht näher steht, als ich erwarten kann, und Sie dennoch zu mir kommen, um mir das alles zu sagen, muß ich glauben, daß — — — Wer ist es?“

„Seine königliche Hoheit Prinz Carl Rudolf,“ erwiderte der Priester leise.

„Ah!“ Prinz Albert, der sonst so hoheitsvoll Gesagte, konnte einen Ruf der Empörung nicht unterdrücken, konnte die Erregung nicht niederringen, die sich in heftigen Worten von seinen Lippen Bahn brach. „Natürlich, wer konnte es auch sonst sein als er? Er, immer, immer wieder er, so oft es sich um Schändliches handelt! Weil ihm der Vorzug — ach nein, nicht der Vorzug, der Zufall einer fürstlichen Geburt zu eigen ist, glaubt er, die ganze Welt sei als fühlloses Spielzeug für ihn geschaffen worden, daß er nach Laune zerbrechen kann, glaubt er, das ganze Volk sei eine Kanaille, der er eine Gottesgeißel bedeuten soll, glaubt er, alle anderen Männer, die die Schicksalslaune ihm unterstellte, aber nicht tiefer als ihn stellte, seien dazu da, damit sie seinen Possengeliisten dienen, und alle Frauen seien dazu da, um von ihm in den Kot getreten zu werden, sie alle seien für seine Begierden als Dirnen geschaffen! Er ist mein Sohn, Gott sei es geklagt! Ich schäme mich, daß ich ihm das Leben schenkte, dieses wertlose, nichtsnutzige, zerstörungsfrohe Leben.“

Mit großen Schritten durchmaß Prinz Albert den Raum, ohne des Priesters zu achten, der, vor diesem Aufschrei eines Menschen von hoher Stellung und hoher Gesinnung, eines empörten Vaters erschauernd, regungslos verharrte. Nur langsam gewann der Prinz Fassung und Gleichgewicht wieder. Als er sich wieder

dem Jesuiten zuwandte, war bis auf eine ungewohnte Wangenröte jede Spur der Erregung aus seinem Antlitz geschwunden.

„Aber trotz allem, Hochwürden, warum erzählen Sie dem Vater eine Nichtswürdigkeit des Sohnes?“ fragte er. „Geschah das, um mir weh zu tun, oder geschah es aus einem anderen Grunde, zu einem anderen Zwecke?“

„Königliche Hoheit werden gewiß nicht glauben, daß ich aus bösen, häßlichen Absichten mir diese Audienz erbat. Gerade mein unbegrenztes Vertrauen zu dem hohen, edlen Sinn Eurer Königlichen Hoheit führte mich hierher. Ich komme, um an die christlichen Tugenden Eurer Königlichen Hoheit zu appellieren, um die Gerechtigkeit und das Mitgefühl Eurer Königlichen Hoheit anzurufen; ich komme, um für Fräulein Karmetter, die Freundin der Frau von Sellborn, zu bitten und von Eurer Königlichen Hoheit einen Rat zu vernehmen, wie es gutzumachen ist, was an ihr verbrochen wurde, wie man ihr, wenn schon nicht das verlorene Glück und die vernichtete Liebe, so doch die zertretene Frauenehre zurückgeben und ihr den Glauben an das Leben und an die Menschheit wieder einhauchen kann.“

Prinz Albert schritt wieder auf und nieder. Lange ließ er den Priester auf Antwort harren.

„Wie?“ sagte er endlich. „Sie fragen, wie, Hochwürden? Indem man Geſchehenes ungeſchehen macht. Und das kann, wie Sie wiſſen, kein Gott, geſchweige denn ein Menſch. Sagen Sie mir eines: liebt die junge Dame ihn noch?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Pater Viktor mit unſicherer Stimme. Aber mit jähem Entſchluffe fügte er hinzu: „Ich glaube, ſie haßt ihn.“

„Leidenschaftlich, Hochwürden?“

„Ja, Königliche Hoheit.“

„Die Arme,“ murmelte Prinz Albert voll Mitgefühl. „Das iſt ſchlimm; denn dann liebt ſie ihn noch.“

Übermals trat eine Pauſe ein, in die nur die Schritte des Prinzen hineinſhallten. Dann nahm dieſer wieder das Wort.

„Hochwürden, könnte ich der Unglücklichen auch den Mann, den ſie liebt, zurückgeben, könnte ich ihre Ehre wiederherſtellen und ihr ſogar die Liebe ſelbſt zurückgeben, das Glück kann ich ihr nicht geben. Das iſt für immer tot oder doch keinesfalls an der Seite dieſes Menſchen zu finden. Das Glück beſteht im Glauben an den Menſchen, den man liebt, im Vertrauen. Und Glauben und Vertrauen wird ſie wohl nie mehr für ihn empfinden können. Aber gleichviel, ich will und werde das Meine thun. Sie hatten recht, ſich an mich zu wenden, Hochwürden, und ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Ich werde unbeugsam ſtreng das Meine thun.“

— Doch Sie haben noch nicht vollendet. Ihre einleitenden Worte lassen mich glauben, daß Sie in dem traurigen Lebensromane des Fräulein Karmetter noch einen dunklen Punkt aufzuklären haben, der Ihre — Wie sagten Sie doch? Ich glaube: die Ihnen durch die Bande der Ordensgemeinschaft Nahestehenden betrifft. Fast glaube ich zu erraten, was es ist. Die Herren wollten sich wohl bei jener Gelegenheit einen Pelz verdienen?“

Prinz Albert war vor dem Jesuiten stehen geblieben und sah ihm forschend ins Auge. Der Priester hielt dem Blicke stand.

„Ich bekenne, Königliche Hoheit,“ begann er, „bekenne voll Scham, daß ich —“

Ein Zeichen des anderen machte ihn jäh verstummen. Der Prinz hatte einen Finger an die Lippen gelegt. Überrascht sah Pater Viktor das Zeichen und horchte. Und da vernahm auch er, was der andere offenbar früher vernommen hatte. Hinter der Türe, die vom ersten Empfangsraum in diesen zweiten führte, ertönte ein leises Knistern und Knarren, als stände dort lauschend jemand, der im Eifer seiner Beschäftigung und in Erregung die Vorsicht vergessen hatte und verräterische Sohlen bewegte.

Ein Lächeln unsäglichlicher Verachtung umspielte die Lippen des Prinzen.

„Wie? Was?“ sprach er mit erhobener Stimme. „Eine Ratte? Tot, für 'nen Dukaten, tot!“ Und ohne Hast schritt er der Türe zu und öffnete sie. Im Nebengemach gewahrte er seinen Kammervorsteher, den Obersten Grafen Wolf Rhonet, der eben in unbekannter Haltung einem Fenster zuschritt und nun, wie von dem Geräusche des Türöffnens aus Gedanken aufgeschreckt, zusammenfuhr und sich in Positur stellte.

„Herr Oberst,“ sagte der Prinz in gleichgültigem Tone, „ich danke Ihnen; ich brauche Sie jetzt nicht. Aber auch künftighin nicht mehr.“

Und er schloß die Türe wieder und kehrte zum Priester zurück, der erschrocken und bebend dastand.

„Sehen Sie, Hochwürden,“ bemerkte er mit grimmigem Lächeln, „nicht einmal in meinem Hause bin ich vor dem Jesuiten sicher. Der dort ist nämlich ihr Spion und Werkzeug. — Aber nun erzählen Sie, bitte, ohne Scheu! Ihre Worte werden nicht mehr belauscht und hinterbracht.“

„Königliche Hoheit, nach diesem Vorfalle erfüllt mich doppelte, dreifache Scham. Aber ich habe mir zugeschworen, was immer Eure Königliche Hoheit dann denken und beschließen mögen, heute alles zu sagen, und ich werde es tun. Anfangs, als Fräulein Karmetter unter den Bitten und Umschmeichelungen und Eiden des

Mannes, den sie liebte, noch nicht ihrer – ihrer christlichen Pflichten und der Gebote vergessen hatte, als sie sich ihm noch nicht hingegenossen hatte, aber schon wankend wurde, wandte sie sich in ihrer Furcht vor sich selbst an – an den Pater Rektor in Steinfurt und bat ihn als Freund und Priester um Rat. Und der – der Rektor ermunterte sie geradezu zu einem Verkehr ohne den Segen der Kirche und verhiess ihr, den ganzen Einfluß des Ordens bei Hof aufzubieten, um sie zur Gemahlin – –“

Ein schneidendes Lachen tönte in die Worte des Priesters hinein. „Sie brauchen nicht weiter zu erzählen, hochwürdiger Herr, ich kenne das genau, oh, so genau. Und dann, als mein – als der Mann das Mädchen im Stiche ließ, ahmten die Herren Jesuiten, die sonst recht gerne eine Ehe gestiftet hätten, die ihnen neuen Einfluß hätte schaffen können, das erlauchte Beispiel nach und ließen die Dame auch im Stich. Nicht wahr?“

„So ist es, Königliche Hoheit,“ gestand Pater Viktor und senkte das erglühende Antlitz.

Der Prinz begann wieder auf und nieder zu schreiten. „Daran erkenne ich die Herren Jesuiten,“ sagte er. „So oder anders, je nachdem wie es ihren Interessen dienlich erscheint, handeln sie immer, greifen sie immer in Menschenchicksale, Herzensglück und Lebenslehre mit ihren gierigen Händen hinein. Glauben Sie denn, junger Priester, daß ich, der ich doch wahrhaftig nicht an Blindheit und Vorurteilen franke, umsonst verabscheue? Dachten Sie denn, ich sei grundlos ein Feind des Ordens, dem Sie angehören?“

Er blieb vor dem Jesuiten jäh stehen und fuhr fort: „Ist es Ihnen klar geworden oder noch immer nicht, daß diese Menschen nicht nur durch ihre Taten Verbrecher an der Menschheit sind, sondern durch den Namen, den sie sich erwählten und den sie schändeten, auch Verbrecher an Gott, an unserem Herrn und Heiland? Den Namen Jesus haben sie dermaßen befleckt, daß er zum Schimpf wurde und nicht mehr zum Namen Christus paßt, in dem sich, weil sie ihn noch nicht führen, noch alle Göttlichkeit, Hoheit und Reinheit des Erlösers spiegelt. Auseinandergerissen haben sie das Band, das die beiden Namen zu einem Begriffe verband, zu einem einzigen, glorreichen Bilde eines einzigen Wesens. Ein wahrer Christ – das verkörpert alle großen menschlichen Tugenden; ein wahrer Jesuit – das ist die Verkörperung alles Schleichenden, Falschen und Tückischen. Ich kann den Namen Jesus nicht mehr hören, weil jene, die sich voll Anmaßung und Frechheit seine Jünger nennen, ihn so schändlich besudelt haben. Und spreche ich von dem großen Manne, der auf Golgatha starb, so nenne ich ihn nicht Jesus Christus, sondern nur Christus, – Christus, nicht Jesus.“

Prinz Albert wandte sich wieder, kehrte aber schon nach wenigen Schritten zum jungen Priester zurück, der zitternd vor ihm stand. „Daß Sie es nicht erfassen, junger Priester, daß Sie es nicht erfassen, Sie, den ich als Christen kennen und achten lernte! Daß Sie es noch immer statt als Schande als Auszeichnung empfinden, dieser Gesellschaft anzugehören!“

Da blickte ihm Pater Viktor mutig ins Auge. „Ich schäme mich dessen, Königliche Hoheit,“ erklärte er mit fester Stimme.

Durch den Leib des Prinzen ging ein Zucken; mit großem Blick sah er den Priester an. Dann reichte er ihm die Hand. „Das war ein Christenwort, Pater Viktor. Und das gibt mir das Vertrauen, eine Frage zu wiederholen, die ich schon einmal an Sie richtete. Werden Sie mir rücksichtslos ehrlich antworten?“

„Ich werde es, Königliche Hoheit.“

„Wie lautet Ihre Mission bei Frau von Sellborn, Pater Viktor?“

„Ich habe sie noch nicht formell empfangen, Königliche Hoheit. Doch weiß ich, daß ich — und das ist meine Pflicht als Mensch und Priester, und hiezu bedarf es keines Auftrages — daß ich verirrt Seelen in den Schoß unserer heiligen Mutter, der Kirche, zurückführen soll und —“

Der Prinz lachte auf. „Verirrte Seelen? Hochwürdiger Herr, verirrt sind jene Seelen, die sich in Kirchen verirren und dort ihren Gott in sinnlosen Gebeten und Kniebeugen suchen. Auf dem rechten Wege sind jene Seelen, die den Kirchen ferne bleiben und Gott und unseren Herrn Christus im Leben draußen suchen. Dort ist er zu finden, der Apostel der opferfrohen Nächstenliebe und des werktätigen Mitleids. — Doch weiter! Ihre Mission lautet?“

„Ich habe sie nicht formell empfangen, Königliche Hoheit. Doch ahnt mir, sie lautet, wenn ich sie empfangen, dahin, daß ich eine Eheschließung zwischen Eurer Königlichen Hoheit und Frau von Sellborn verhindern soll.“

Aus den Augen des Prinzen brach eine Flamme, vor der Pater Viktor erschreckt zurückwich. „Sie ahnen wohl das Richtige halb und halb, junger Priester. Und mit welchen Mitteln sollen Sie wohl den Willen Ihrer Oberen durchsetzen?“

„Königliche Hoheit, ich weiß nicht,“ stammelte der Jesuit. „Ich habe ja noch keinen Auftrag empfangen.“

„Richtig, ich vergaß.“ Prinz Albert schritt einem Fenster zu und blickte eine Zeitlang stumm hinaus. Dann fragte er in fast gleichgültigem Tone: „Erinnern Sie sich an den Grafen Bronowski in Steinfurt?“

„Gewiß, Königliche Hoheit. Ich liebte und schätzte ihn sehr, und sein Scheiden bedeutete mir einen tiefen Schmerz.“

„Möchten Sie ihn wiedersehen?“

„Gerne, gerne, Königliche Hoheit. Aber er ist verschwunden, verschollen. Er — —“

„Sie sollen ihn sehen. Und er wird Ihnen sagen, genau sagen, welche Mission Ihnen zugemutet wurde. Denn er hörte es, und nebst anderem trieb ihn das aus Steinfurt, aus dem Orden. Er kann Ihnen auch sonst noch manches verraten.“

Grenzenloses Staunen, der Erschütterung verwandt, malte sich in den Zügen Pater Viktors.

Da trat Prinz Albert wieder dicht an ihn heran. „Hochwürdiger Herr,“ fragte er, „wollten Sie mir heute nicht noch etwas erzählen?“

Purpurröte übergieß das Antlitz des Priesters. Er kämpfte einen letzten schweren Kampf mit sich, während dessen die Augen des Prinzen sich nicht von ihm abwandten.

„Ja, Königliche Hoheit,“ stieß er endlich hervor.

Prinz Albert atmete tief auf wie ein Erlöster. „Sprechen Sie, Pater Viktor!“

„Königliche Hoheit,“ sagte Pater Viktor, „ich habe gestanden, daß ich mich des Ordenskleides schäme. Aber ich fühle mich auch des Priesterkleides unwürdig. Denn — —“

„Denn, Hochwürden?“

„Denn,“ stieß der Jesuit, mit jedem Worte ringend, hervor, „denn, ob ich auch mein Fleisch geißelt habe, ob ich auch tage- und nächtelang betete, ob ich auch entsage und zu verwinden trachte, — ich — ich beschwöre Eure Königliche Hoheit, mich aus dem Hause der Frau von Sellborn zu entlassen. Denn — denn — denn ich — ich — ich — ich liebe sie.“

Da lag auf seinem tiefgebeugten Haupte plötzlich eine Hand, und die Stimme des Prinzen ertönte: „Blicken Sie auf, Viktor Kolberg! Ich achte Sie. Und was Sie mir gestanden haben, mußte ich.“

Der Prinz trat wieder ans Fenster. Der Jesuit verharrte mit pochendem Herzen und gebeugtem Haupte und wagte nicht aufzublicken.

Da schlug die Stimme des Prinzen wieder an sein Ohr. „Viktor Kolberg, ich will Sie prüfen, bis in die tiefsten Tiefen des Menschlichen hinein prüfen, weil ich Sie achte und Ihr wahres Glück will. Wollen Sie mich gewähren lassen, sich mir unbedingt und blindlings anvertrauen? Wollen Sie meine Prüfung ertragen?“

„Was immer Königliche Hoheit über mich beschließen, ich will es tun.“

„Schwören Sie es mir?“

„Ja.“

„Mit welchem Schwure?“

Nach kurzem Zögern hob der Priester das Haupt und blickte dem Prinzen ins Auge. „Bei unserem Herrn Christus,“ sagte er.

„Gut. Dem Schwure traue ich. Sie haben Ihr Schickial in meine Hand gelegt; dort ist es gut aufgehoben, ist es bei einem Menschen, während Ihr Schickial bis jetzt in der Schlinge eines Begriffes stat. Sie sollen den Tausch nicht bereuen. Für heute ver-
lange ich nur eines: wenn Sie von Ihren Vorgelegten befragt werden sollten – und daß es geschieht, dafür bürgt mir Polonius –, wenn Sie von ihnen befragt werden, was Sie mir außer der An-
gelegenheit des Fräuleins Karmetter – das hörte der Lauscher – mittheilten, so verraten Sie nicht die Wahrheit! Weichen Sie aus, üben Sie Jesuitentaktik! Heute können Sie es noch getrost; denn noch tragen Sie dieses Kleid. Ich bitte Sie darum, ich bitte. Wollen Sie das tun – mir, sich selbst und einer anderen zuliebe?“

Pater Viktor schüttelte wortlos das Haupt.

„Ihre Weigerung ehrt Sie. Das verkenne ich nicht. Sie sollen auch in Zukunft nicht heucheln und Schleichwege gehen, nie mehr. Nur wenige Tage noch. Finden Sie einen Vorwand, eine Ausflucht, was immer! Es geht um das Glück der Menschen, die Ihnen am teuersten sind.“

„Ich füge mich. Ich will, wenn ich in kurzem wieder ehrlich fein darf.“

„Das dürfen, sollen und müssen Sie. Und noch ein anderes, Viktor Kolberg, oder eigentlich das Gleiche! Auch Frau von Sellhorn gegenüber bewahren Sie wenige Tage lang unverbrüchliches Stillschweigen darüber! Da sagen Sie die Wahrheit, indem Sie sagen, daß ich Sie bat, darüber zu schweigen, bis ich selbst spräche. Wollen Sie?“

„Ich will, Königliche Hoheit.“

„Ich danke Ihnen. Nun halte ich Ihr Geschick in Händen und will das mir anvertraute Gut redlich verwalten. Und jetzt gehen Sie! Auf Wiedersehen, Viktor Kolberg! Das alles hat mich müd gemacht. Sie sind eben jung, und ich bin alt.“

Als der Jesuit das Zimmer verlassen hatte, seufzte Prinz Albert schmerzlich und strich mit zitternden Fingern durch das schneeweiße Haupthaar.

XXII.

Als Pater Viktor zur Audienz fuhr, blickte Regine ihm aus einem Fenster des Hauses nach, bis der Wagen, der ihn entführte, ihr aus den Augen entchwand. Wohl noch nie in ihrem ganzen bisherigen Leben hatte sie eine so tiefgehende, aufwühlende, Herz und Leib durchschauernde Erregung verspürt wie in dieser Stunde. Es gab an ihrem ganzen Leibe kein Fleckchen, das nicht glühte, keinen Nerv, der nicht zitterte, als schlug das Herz in ihm. Sie sperrte sich in ihrem Zimmer ein, um allein, nur allein zu sein in diesem fürchterlichen Zustand. Jedes kleine Geräusch im Hause, jedes Knistern der Tapeten und Knarren eines Holzstückes, machte sie in tödlichem Schreck erbeben. Und doch wollte sie zur Stunde nur mit ihrer Körperlichkeit daheim; mit ihren Empfindungen folgte sie Schritt um Schritt dem jungen Priester auf seinem Wege. Zugleich schritten alle Gedanken, alle Sinne diesen Weg. Regine sah den geliebten Mann in schwerem Herzenskampfe nach Mut ringen, sie fühlte Blut und Kälte, die abwechselnd die Glieder Viktors erschauern machten, an ihrem eigenen Leibe. Jetzt war der Wagen endlich, endlich am Ziele angelangt. Jetzt betrat der Priester das Palais, stieg die Stufen empor. Jetzt öffnete sich die Türe, und schon, oh Gott, schon – schon standen die beiden Männer einander gegenüber. Jetzt begannen sie zu sprechen. Regine sah die Bewegungen der Lippen, den Ausdruck der Mienen, die Gebärden, hörte den Schall der Worte, die Ausrufe der Erregung, fühlte zweier Herzen Pochen, zweier Blute Strömen und Wallen. Und sie sprachen, sprachen endlos. Jetzt zuerst von Maja, von der armen Maja. Nun hatte Pater Viktor den Namen des Verführers genannt; nicht doch, ehe er ihn aussprach, hatte der Prinz den Namen erraten und schrie empört auf. Und jetzt sprach er – lange, lange, so voll Verachtung und Zorn. Aber was war das? Er brach im Sprechen ab und trat dicht an den anderen heran, als wollte er ihn bedrohen. Warum? Warum? Haltet ein! Gnade, Albert! Erbarmen mit Viktor! Aber nein, sie sprachen ja ganz ruhig weiter, ganz ruhig wie Freunde. Jetzt gestand der Priester die Niedrigkeit der Jesuiten. Wie schwer es ihm ward, wie er sich schämte! Viktor! Und nun lachte der Prinz schneidend auf, seine Augen flammten, von seinen Lippen brachen sich wie Sturmestoben Worte des Grolles, der Verachtung Bahn und fielen wie eisenschwere Keulenschläge auf Viktors Haupt. Albert, hab' Erbarmen mit ihm! Er leidet ja selbst so tief, so weh, so entsetzungs voll! – Jetzt aber, jetzt – – –

Regine fuhr mit einem Schrei empor. Viktor hatte gestanden, hatte seine Liebe zu ihr gestanden, und der andere hielt plötzlich –

wie kam er nur so jäh zu dieser Waffe? – hielt ein stumpfes Beil in der Hand und schlug und schlug und schlug auf die Brust Viktors, um den Herzschlag zu ertönen. Furchtbar! Regine fühlte, sah und hörte es. Und abermals ein dumpfer Schlag, ein Dröhnen, das sie hörte, deutlich hörte.

„Mama,“ erscholl da die Stimme des kleinen Albert vor der Türe. Und nochmals dringend und angstvoll: „Mama!“

Bei diesem Klange kam Regine zur Besinnung, sah um sich und erkannte, wo sie sich befand. Das war ja alles nur ein Wahngelbilde ihrer erregten Sinne gewesen. „Was ist denn?“ fragte sie verstört, mit heiserer Stimme.

„Mama, ich klopfe jetzt schon so oft,“ tönte es weinerlich, „und habe furchtbare Angst gehabt, daß dir etwas geschehen ist. Warum machst du nicht auf? So mach’ doch auf, Mama! – Mamaa!“

Da raffte sie sich auf und schritt der Türe zu. Jetzt war es ihr lieb und willkommen, daß jemand da war, der sie diesen furchtbaren Wahnvorstellungen entriß, jemand, an den sie sich klammern konnte und der ihr Fühlen und Denken in andere Bahnen lenkte. Sie wäre gestorben vor Angst und Grauen, hätte sie jetzt allein bleiben und das Entsetzliche zum zweiten Male durchleben müssen. Dankbar war sie ihrem Sohne, daß er kam.

Sie öffnete die Türe. „Mein Bubi!“

Albert stürzte ihr in die Arme. „Mama, ich hab’ solche Angst gehabt, was dir ist. Du hast mich so lang klopfen lassen. Wiermal. Pater Viktor ist da.“

Regine zitterte dem Wiedersehen mit dem Priester entgegen; am liebsten wäre sie ihm entgegengeeilt, um von seinen Mienen abzulesen, was sich zugetragen hatte, und dann alles, alles aus seinem Munde zu vernehmen. Und doch bangte ihr namenlos davor. Nein, nicht jetzt, nicht gleich; lieber den schweren Augenblick hinauschieben!

„Albert, sag’ dem Pater Viktor, daß ich müde – nein, daß ich zu tun habe und daß ich ihn dann rufen werde, sobald ich Zeit finde!“

„Gut, Mama,“ entgegnete Albert und wandte sich zum Gehen.

Da rief ihn Regine plötzlich mit zitternder Stimme zurück. „Albert, mein Kind du, komm’ her zu mir! Näher, näher! So!“

Erstaunt folgte der Knabe. Da beugte sie sich herab, senkte ihr Antlitz auf sein Haupt und drückte die Lippen auf sein Haar. Und sie bewegte die Lippen und sprach Worte, aber so leise wie Gedanken, so schalllos, daß Albert sie nicht vernahm. „Mein Sohn, mein Bubi, mein einziges Kind, hier bei deinem Haupte schwört dir deine Mutter, daß du über ihr Schicksal entscheiden sollst, schwört dir, daß sie nie und nimmer etwas beginnen wird, das

dir weh tut, schwört dir, daß sie lieber ihr Herz vernichtet als deines verlegt."

„Was hast du da gesagt, Mama?“ fragte der Knabe, der den Hauch und die Bewegung der Lippen gefühlt, aber Worte nicht vernommen hatte.

„Nichts, mein Albert. Ich habe dir zugeschworen, daß ich dich lieb habe.“

„Und ich dich, Mama, so sehr, so sehr.“

Und Mutter und Kind vereinten sich in einem innigen Kusse. —

Als Albert die Worte seiner Mutter dem Priester wiederholte, war dieser zuerst tief betroffen. Wie? War das Interesse, das Regine an Majas Geschick nahm, so rasch verflogen, daß sie anderen Dingen den zeitlichen Vorzug einräumte? Und war ihr selbst das gleichgültig, was sie ahnte, nicht doch, wußte: daß er dem Prinzen seine Liebe zu ihr gestanden hatte? War es ihr gleichgültig, wie der Prinz dieses Geständnis entgegengenommen und mit welcher Maßregel er es beantwortet hatte? — Aber rasch verwarf Vater Viktor diesen bösen, häßlichen Gedanken und gewann volles Verständnis für Regines Seelenzustand, der sich in dem Auftrage spiegelte, den sie Bubi erteilt hatte. Die arme, die geliebte Frau! Der Jesuit sah den Abgrund von Zweifeln, der sich in ihrer Seele aufgetan, sah und fühlte, wie sie am Rande dieses Abgrundes schwankte, zugleich von der Sehnsucht und der Begierde gefoltert, die Gewißheit, die auf dem Boden des Abgrundes ruhte, zu suchen, und doch zugleich angstvoll vor dem Sturze in die Tiefe, der ihr Herz zermalmen konnte, zurückschauend. Über ihn selbst war eine seltsame, eine wundersame Ruhe gekommen, seit er auf Verlangen des Prinzen Albert sein Geschick vertrauensvoll in dessen Hände gelegt hatte, seit er durch sein ehrliches, freies Geständnis von der Last seines marternden Liebesgeheimnisses befreit war. Eine Ruhe war in ihn eingezogen, die allen quälenden Zukunfts- und Gegenwärtsgedanken die Tore des Hirnes und Herzens verschloß und ihn mit einer starken Zuversicht erfüllte, als ob Gott selbst ihm geboten hätte, nicht zu denken, zu sorgen und zu bangen, sondern zu vertrauen. Was immer da kommen mochte, der Priester war von der Gewißheit erfüllt, es werde ihm zum Heile gereichen. Und er schwor sich zu, dem Schwure, den er dem Prinzen bei unserem Herrn Christus geleistet, bedingungslos treu zu bleiben und zu verschweigen, ja, auch zu leugnen und zu heucheln noch wenige Tage lang, um dann alles, was Lebenslüge und Lügenleben gewesen war und noch war, von sich zu werfen und dazustehen stark und mutig als Mensch und Christ. Komme dann, was kommen wolle! —

Fast eine Stunde lang lag Regine im Kampfe mit sich, bis sie unter der Last der schicksalschweren Ungewißheit zusammenbrach. Dann erst, nachdem sie am tiefsten daniedergelegen, raffte sie sich auf und ließ Vater Viktor rufen.

Als er vor ihr stand, war sie von seinem Anblicke so überrascht, daß sie darüber minutenlang die Sprache verlor. Sie hatte gedacht, ihn in zitternder Erregung, mit brennenden Wangen und ersterbenden Blicken wiederzusehen, und es bot sich ihr der Anblick eines gefaßten Mannes, auf dessen Zügen sogar ein ungewohnter Abglanz starker Entschlossenheit und männlicher Zuversicht lag. Fassungslos, maßlos überrascht starrte sie ihn an.

Er aber fand Regine, wie er sie zu finden gedacht. Und da fühlte er so tiefes Mitleid mit ihren Qualen, daß er das geliebte Weib in die Arme hätte nehmen und an seine Brust betten wollen. Er hätte ihr sagen wollen: „Vange nicht, Geliebte! Vertraue! Es wird ja alles gut, und wir werden glücklich werden. Sieh, ich weiß nicht, wann und wie; aber in mir leben, wie durch ein Wunder unseres Herrn und Gottes gesandt, der unerlöschliche Glaube und die unverrückbare Hoffnung neben meiner nie versiegenden Liebe.“ – Aber noch durfte er nicht, noch nicht. Warum glaubte er, daß er jemals es dürfe? Er wußte nicht; doch dieser Glaube war sein Gott geworden, und an dem Dasein, der Wahrheit und Allmacht Gottes zweifelte er nicht.

„Gnädige Frau,“ sagte er, nachdem er lange vergebens geharrt hatte, daß sie sprechen würde, „ich habe Seiner königlichen Hoheit die traurige Geschichte Fräulein Majas erzählt, habe nichts verschwiegen und mit aller Kraft und Innigkeit meines tiefen Mitempfindens seinen Rat und seine Hilfe für die Wiederherstellung ihres Glückes und ihrer Ehre erbeten.“

„Und?“ fragte Regine mit schwerer Stimme und trockenen Lippen.

„Und ich habe Seiner königlichen Hoheit noch mehr gesagt, alles, alles. Über das, was dann vorfiel, muß ich unverbrüchliches Stillschweigen bewahren, bis Seine königliche Hoheit selbst spricht. Ich mußte es ihm geloben, mußte es beschwören.“

„Schweigen mir gegenüber?“ Regine schrie auf.

„Ja, gnädige Frau.“

„Aber, Vater Viktor, – aber – aber sehen Sie, verstehen Sie denn nicht, daß mich das töten würde? Nein, nein, das ist unmöglich.“

Ihm blutete das Herz. Wie sie bebt, wie sie litt! Und wie er sie liebte! Aber er durfte nicht sprechen, durfte nicht von seiner Liebe, seiner Hoffnung, seinem Glauben sprechen, durfte nicht.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „Sie sehen mich voll Vertrauen

auf ein gütiges Geschick, das alle Peinen endet, Sie sehen mich stark und mutig in die Zukunft blicken. Tun auch Sie es! Es gibt einen allbarmherzigen Gott und einen Erlöser Christus.“

Und festen Schrittes ging er.

Regine aber brach zusammen. „Er hat verwunden, er hat entsagt, er geht,“ ächzte sie, und ein wildes Schluchzen erschütterte ihren Leib.

Geraume Zeit vor Pater Viktor hatte Graf Wolf Rhonék das Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert verlassen. Zerstreut hatte er die militärisch strammen Grüße der Lakaien, des Türhüters und der Ehrenposten erwidert, mit rotem Kopfe war er an ihnen vorübergegangen.

Himmelherrgottdonnerwetter, so ein miserables Pech! Die verfluchten Schuhe! Gerade in dem Augenblicke, als die Sache am lehrreichsten und interessantesten zu werden begann, vor lauter Erregung alle Vorsicht zu verlieren und die Füße zu bewegen! Diese verdamnten, knarrenden Schuhe! Das war eine nette Bescherung. Entlassen, mit Schimpf und Schande auf der Stelle entlassen war er. Ade, Kammerherrenherrlichkeit, für immer ade! Und damit war dieser Vorfall noch lange nicht erledigt. Denn wenn der Alte ein Wort, bloß ein einziges Wort darüber verlor, kam die Geschichte vor den Ehrenrat und so weiter und so weiter. Und das hieß dann nicht etwa Pensionierung, sondern Kassierung, Verlust der Charge und Tod und Teufel. Schöne Sache. Aber wie konnte man auch nur so blöd sein, sich erwischen zu lassen!

Nach einigem besorgtem Sinnen beruhigte sich Graf Rhonék ein wenig. Er sagte sich, daß der Alte viel zu nobel sei, um die Ursache der Entlassung irgendwie zu erwähnen, zumal wenn man rasch seinen sogenannten guten Willen zeigte und selbst sofort um Außerdienststellung einreichte. Das war überhaupt das einzige und erste, das nun zu tun war. Schließlich und endlich auch kein Unglück; denn diesen Schritt über kurz oder lang zu unternehmen, war ohnedies beschlossene Sache, deren der Oberst allerdings noch niemandem gegenüber Erwähnung getan hatte. Wah, er hatte es eigentlich auch satt und hatte es doch auch wahrhaftig nicht mehr nötig, sich zu kuzonieren zu lassen, nachdem Moras Vetter und seine Mutter das Zeitliche gesegnet und beide zusammen ein ganz anständiges Sümmchen ihren glücklichen Erben hinterlassen hatten. Allerdings wäre es für die Karriere der drei Buben vorteilhafter gewesen, wenn man noch eine Zeitlang, so ein paar Jährchen die Sache im Hofdienst mitgemacht hätte. Aber schließlich —! Nora allerdings wird fuchsteufelswild werden und endlos heulen

und ihm bis an sein oder ihr seliges Ende Vorwürfe an den Kopf werfen. Na, die durfte am wenigsten erfahren, wie sich die Sache zugetragen hatte; das hieße: mutwillig die Hölle im Hause entfesseln. Der Nora mußte man einen Bären aufbinden und sie bei der sentimentalen Seite packen, die jetzt gerade seit dem Erblühen ihres Johannistriebes — übrigens scheußlich, verliebte Ehefrau! — stark bei ihr entwickelt war.

Als der Oberst zu Hause anlangte, hatte er den Feldzugsplan entworfen und war seines Sieges auf allen Linien sicher. Nora mußte geschlagen werden — natürlich auf den Mund.

Gräfin Nora war nicht daheim; sie wäre mit ihrer Cousine, der Frau Gräfin Wangenau, ausgefahren und käme erst nach sechs Uhr zurück, hieß es.

„Um so besser,“ dachte sich Rhonek. „Da kann ich inzwischen noch allerhand erledigen.“

Er nahm am Schreibtische Platz und setzte sein Entlassungsgesuch auf. Verteufelt schwer wurde es ihm; Schreiben und Stilisieren war nicht seine Leidenschaft. Aber schließlich brachte er es doch zustande. Krankheitshalber, aus Gesundheits- und Familienrücksichten die Enthebung aus dem Dienste untertänigst erbitten — das klang entschieden besser als die Wahrheit. Diese hätte lauten müssen: „beim Lauschen ertappt und deshalb sofort in höchster Ungnade schimpflich entlassen.“ Pfui auch, brr! Wenn der Alte sich nur nobel benimmt und es für sich behält! Der Pfaff — pah, der wird nicht schwätzen. Daß ihm der Alte die übliche Abschiedsaudienz erlassen und ihm keinen Orden oder sonstige Auszeichnungen mit auf den Weg geben werde, davon war Graf Wolf felsenfest überzeugt. Eigentlich fatal! Denn das konnte auffallen, und dann würden verschiedene Leute in heiliger Schadenfreude erglücken und sich die Mäuler zerreißen. Zum Beispiel die Kröten, die Gassenheims. Aber was war da zu tun? Schlimmstenfalls konnte man dafür sorgen, daß es so unter der Hand gerüchtweise verbreitet würde, Oberst Graf Rhonek hätte alle Auszeichnungen abgelehnt. Zwar eine wenig glaubwürdige Version; aber — Ach was, zum Teufel!

Als der Graf das schwierige Schriftstück abgefaßt hatte, atmete er auf und griff nach seinem gewöhnlichen Briefpapier. Anstandshalber mußte er nun den Jesuiten schreiben, die zweifellos in ungeduldigster Spannung seinen Nachrichten entgegen sahen. Sobald er erfahren hatte, daß diese Audienz stattfinden würde, hatte er nämlich die hochwürdigen Herren sogleich verständigt und noch vor Anbruch des Abends persönlich zu berichten versprochen. Persönlich? Davon war keine Rede mehr. Aber schreiben wollte er wenigstens;

das war nötig. Immer klug, sich mit den Herren gut zu verhalten; man konnte sie stets brauchen.

Dem Obersten kam ein Gedanke, der ihn lachen machte. Jetzt war er eigentlich ein Märtyrer der guten Sache geworden, hatte im Dienste der Kirche gelitten und somit Aussicht, eines schönen Tages als heiliger Wolf in den Kalender aufgenommen zu werden. Schmunzelnd tauchte er die Feder ein und schrieb dem hochwürdigen Pater Sanden.

Pater Adam, der tags zuvor nach Kornburg abgereist war, hatte vor dem Verlassen der Residenz dafür Sorge getragen, daß sein Platz nicht verwaist, daß keine Lücke, keine empfindliche Lücke bliebe. Das wichtige, bürde- und ehrenvolle Amt seiner Nachfolgerschaft hatte er mit Zustimmung des hochwürdigen Paters Provinzial seinem lieben Bruder Sanden übertragen. Vor der Öffentlichkeit bildete bereits der Umstand, daß dieser die „Sursum-corda“-Predigten abhielt, die im Vorjahre Pater Adam gesprochen hatte, die offizielle Bekanntgabe des eingetretenen Wechsels. Aber das war Nebensache. Weit wichtiger war es, daß Pater Sanden möglichst viele Beichtfinder des scheidenden Bruders zur Seelsorge übernehme. Auch hierin hatte der Mentor des neuen Bischofs von Kornburg sein Bestes getan und den lieben Bruder Sanden der heilbedürftigen Damenwelt im Beichtstuhle und auch sonst aufs wärmste als seinen würdigen Nachfolger, als zuverlässigen, nachsichtigen und erfahrenen Berater anempfohlen. Daß Pater Sanden eine Zeitlang der Beichtvater zweier höchster Damen gewesen, der hochseligen, unvergeßlichen Gemahlin des Regierenden und der hochseligen, unglücklichen Gemahlin des Prinzen Albert, fiel ja auch schwer in die Waagschale. Den Damen machten die Tränen, die ihnen fast ausnahmslos die Nachricht vom Scheiden ihres Himmelersehließers entlockte, alle Ehre. Aber da man ohne Beichte, ohne geistlichen Rat nicht bestehen kann und sogar zweifellos den Verlockungen der Sünde anheimfällt, entschlossen sie sich doch, es mit Pater Sanden zu versuchen. Sie alle bekannten sich nach dem ersten Versuche, der Probebeichte, zwar einstimmig zur Ansicht, daß es doch nicht dasselbe sei wie bei dem einzigen Pater Adam; aber sie waren auch nicht unzufrieden und erwählten den Empfohlenen zum Beichtvater. So kam es, daß Pater Sanden fast alle Beichtfinder seines Bruders in Jesu in seine geistliche Pflege übernahm – abgesehen von dem einen, dem kostbarsten, dem zuliebe der hochwürdige Herr sich zur Übersiedlung nach Kornburg entschlossen haben wollte.

Eine der ersten Sorgen Pater Adams war es gewesen, seinen Nachfolger auch im Hause des Grafen Rhonet heimisch zu machen.

Der Oberst, der Pater Sanden bereits in Steinfurt kennen gelernt hatte, machte keine Umstände und erteilte dem Scheidenden nur einfach durch ein vielsagendes, kurzes Nicken die Zusicherung, den Personenwechsel hinzunehmen, ohne einen Sachwechsel zu vollziehen. Und Gräfin Nora fügte sich nach einem tränenreichen Abschiede vom hochwürdigen Freunde und stellte ihre fromme Seele unter die Obhut Pater Sandens.

Graf Wolf Rhonet schrieb dem hochwürdigen Pater Sanden, der gleich seinem Vorgesetzten, dem Pater Provinzial, voll Spannung seinen Nachrichten entgegen sah:

,Ew. Hochwürden!

Zu meinem allergrößten Bedauern bin ich unfreiwillig aus der Lage gekommen, mein Versprechen einzulösen. Nicht physisch, aber sozusagen moralisch. Das wenige, das ich als Kenntnis in das Privatleben, in das ich mich von heute an zurückziehen will, mitgenommen habe, ist folgendes:

Eine junge Dame hat in einem gewissen Hause zwei Personen ihre Geschichte, die Ihnen bekannt ist, zum besten gegeben. Daher die Bitte der einen Person um Empfang. ER sehr aufgebracht, will „unerbittlich streng“ vorgehen. Wie, hat ER nicht gesagt. Die junge Dame scheint auch einen hochwürdigen Herrn arg verchwärzt zu haben. Das und vielleicht noch anderes bildete wohl den zweiten Teil der Unterredung.

Demnächst mündlich mehr.

Ew. Hochwürden mit Gruß ergeben

29. Mai 02.

ein Märtyrer der guten Sache.

Der Oberst steckte den Brief in einen Umschlag, den er mit der Aufschrift versah, und erhob sich. Was? War das möglich? Richtig, schon sechs Uhr. Die Abfassung des Gesuches hatte verzeufelt viel Zeit in Anspruch genommen.

Er läutete und erteilte dem Diener den Befehl, den Brief dem Adressaten persönlich zu überbringen, sich den Empfang bestätigen zu lassen und die Empfangsbestätigung dann ihm zu geben, sobald er sie abverlange. Rhonet war immer vorsichtig. Nora brauchte von der Sache nichts zu wissen. Wozu auch?

Die Gräfin, die bald darauf heimkam, war überrascht, als sie erfuhr, daß ihr Gatte schon seit bald zwei Stunden anwesend sei. Sogleich suchte sie ihn auf.

„Wolf, was höre ich? Du bist schon seit langem zu Hause? Wie kommt das? So erkläre mir doch!“

„n Tag, Schatz,“ sagte der Oberst und erhob sich ächzend

und schwerfällig vom Stuhle, auf dem er mit so trübseligen Mienen saß, daß Nora sofort besorgt fragte:

„Um Gottes willen, Schatz, du bist doch nicht etwa leidend?“

„Aber woher denn, Nora,“ entgegnete der Oberst, jedoch mit einer Leidensmiene, die seine Versicherung in das gegenteilige Geständnis verandelte.

Die Gräfin wurde ganz aufgeregt. „Was fehlt dir denn? Leugne nicht! Ich sehe ja, daß du krank bist.“

„Na ja,“ gab der Graf nun zu, „ich könnte gerade nicht behaupten, daß es mir glänzend geht.“

„Ich werde sofort den Arzt rufen, und du mußt ins Bett. Wo leidest du?“

„Na, na, nur nicht zu besorgt sein, Schatz. So schlimm ist's ja nicht. Ich habe von dem ewigen Herumstehen einen Schwindelanfall bekommen. Der Dienst ist sehr anstrengend, und ich fühle mich der Sache nicht mehr recht gewachsen. Der Prinz hat übrigens das Geräusch gehört, das mein Fall verursachte, und hat mich gleich nach Hause geschickt.“

„Um Gottes willen, Schatz, du bist gestürzt? Hast du dich auch nicht verletzt?“

„Nein, nein, es ist nichts geschehen. Du bist wirklich zu lieb, Schatz; aber so ängstlich brauchst du nicht zu sein. Ein paar Fährchen werde ich die Geschichte — ich meine den Dienst — schon noch aushalten.“

„Wolf, Wolf, sprich nicht so,“ jammerte Nora, und Tränen traten in ihre Augen. „Oh mein Gott, wie kannst du nur so etwas sagen?“ Dann warf sie sich ihm in die Arme und flehte: „Schatz, ich hab' ja nur dich auf der Welt. Ich beschwöre dich, laß den Dienst, wenn er dich so anstrengt! Zuerst komme doch ich in Betracht.“

Er machte sich sanft los und erklärte energisch: „Nein, das geht nicht. Lieber geh' ich drauf. Bedenke doch die Karriere unserer Kinder, Nora! Du sagst mir's ja auch immer. Lieber opfere ich mich.“

Gegen diese väterliche Großmut verwahrte sich Nora aber unter heißen Tränen. „Wolf, ich soll dir je gesagt haben, daß du dich opfern sollst, daß mir die Karriere der Kinder lieber ist als deine Gesundheit, dein Leben? Oh, wie kannst du das nur sagen? Was sollte ich denn beginnen ohne dich? Wenn du mich liebst, nur ein wenig liebst, so bittest du sofort um Außerdienstsetzung und erhältst dich mir und den Kindern. Das ist deine Pflicht, ja, deine heilige Pflicht mir gegenüber. Wolf, wenn du es nicht selbst

tust, so gehe ich zum Prinzen, tue einen Fußfall und sage ihm alles. Wolf, Wolf!"

Der Graf, der sich infolge der Aufregung wieder von einem Schwindelanfall bedroht fühlen mochte, ließ sich ächzend auf den Sitz fallen. Aber heldenhaft erklärte er: „Es geht nicht. Ich muß mich für meine Kinder opfern.“

„Wolf, liebst du mich denn gar nicht?“

„Aber, Schatz, welche Frage! Schäm' dich! Ich tue doch alles dir zuliebe.“

„Dann tust du auch das, bitte, bitte.“

Der Oberst lächelte wehmütig und sagte dumpf und leise mit schwerem Entschlusse: „Vielleicht.“

„Oh, du liebst mich,“ jubelte Nora und küßte ihn. „Mein Wolf! Und du tust es auch, nicht wahr?“

„Vielleicht,“ wiederholte er mit jenem wehmütigen und doch verheißenden Lächeln.

Am nächsten Morgen wurde das Entlassungsgeßuch eingereicht. Noras Zärtlichkeit hatte nach langem, hartem Kampfe diesen Sieg errungen.

Pater Sanden überbrachte den Brief, den ihm Graf Rhonet sandte, sogleich, nachdem er ihn gelesen hatte, in größter Erregung seinem Vorgesetzten, dem hochwürdigen Pater Hüßmann. Um fünf Uhr hatte er seine heutige Maipredigt beendet, die nebst der allerseeligsten Jungfrau und Gottesmutter dem herrlichen Wunder des heute gefeierten Transsubstantiationsfestes gegolten, und war in seiner gewohnten bedächtigen Art langsam ins Stadthaus der Jesuiten zurückgekehrt. War schon seine Überraschung groß gewesen, als er zu unerwartet früher Stunde den Brief des Obersten aus den Händen des Boten entgegennahm, so ward dieses Staunen zur Bestürzung, als er den Inhalt las. Und sogleich eilte er zum Provinzial, der in Erwartung der heute noch bevorstehenden Ereignisse in seinem Zimmer arbeitete.

Eine tiefe Falte grub sich in die hohe, bleiche Stirne Pater Hüßmanns, als er das Schreiben des Grafen gelesen hatte.

„Es ist nicht wertlos, was da steht,“ sagte er mit finsterner Miene. „Doch das hätten wir auch aus dem Munde des Bruders Viktor selbst erfahren. Ob wir das hingegen voll und ganz erfahren, was dieses Schreiben nicht enthält, ist ungewiß. Der Oberst aber hätte im Dienste der Kirche mehr Vorsicht üben sollen statt sie sträflich zu vernachlässigen. Er wird wertlos für das Wichtigste das ihm oblag. Um so mehr, Bruder Sanden, betreuen Sie die Gräfin, bis beide entbehrlich wurden! Und möge Ihnen mit der Gnade unseres

Herrn und Meisters mehr Segen und mehr Erfolg beschieden sein, als Ihnen bei unserem Bruder Kolberg beschieden war! Erbitten Sie die Fürsprache unseres großen Heiligen Alfons von Liguori! Die Seele des Bruders übernehme ich. Ich will ihn heute befehlen machen.“ —

Zur gewohnten Stunde kehrte Pater Viktor am Abend in die Clavergasse zurück. Er war keineswegs erstaunt, als ihm der Frater Pförtner mitteilte, der hochwürdige Pater Provinzial erwarte ihn. Prinz Albert hatte es ihm ja vorausgesagt, und er selbst war darauf gefaßt gewesen. Aber er empfand keinerlei Bestürzung; ohne Furcht sah er dem Kommenden entgegen — ernst und entschlossen, nicht mehr in bangem Troze.

„Hochwürdiger Pater Provinzial haben mich zu sich beschieden?“ fragte er beim Eintreten.

Der Vorgesetzte erhob sich und schritt dem jungen Priester entgegen. „Laudetur Jesus Christus!“

„In aeternum,“ erwiderte Pater Viktor.

Pater Hüllmann stand jetzt unmittelbar vor ihm und blickte ihn an. Er wollte ihm auf den Grund der Seele schauen. Das erkannte der andere. Doch schlug er nicht die Augen nieder; mutig und doch bescheiden hielt er der Prüfung stand.

Der Provinzial nickte und trat zurück. Er mußte nun genau Bescheid; es bedurfte keiner Frage mehr. Der Bruder war nicht mehr in tobendem, trozigem Aufruhr wie einst, war nicht mehr zu bändigen und zu brechen in jener Weise, die ehemals frommte. Anders, ganz anders mußte er zum Gehorsam zurückgeführt werden, nachdem er unverkennbar dem unheilvollen, feindlichen Einflusse des irregeleiteten fürstlichen Mannes unterlegen war, einem Einflusse, der stählend auf dieses junge, unerfahrene Herz eingewirkt und es mit übermäßiger, von keinem Zweifelgedanken getrübler Lebens- und Zukunftszuversicht erfüllt hatte. Das war kein demütiges Gottvertrauen, das aus diesen Zügen sprach, das war sündiges Menschenvertrauen.

„Ich habe Sie zu mir beschieden, Bruder Viktor Kolberg,“ begann der Provinzial. „Muß ich Ihnen sagen, aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke es geschah?“

„Nein, hochwürdiger Pater Provinzial. Ich glaube, den Grund und den Zweck zu kennen.“

„Und wären Sie aus eigenem Antriebe gekommen, hätte ich Sie nicht berufen?“

„Ja.“

„So viel Bewußtsein Ihrer heiligen Pflichten, die Ihnen die abgelegten Gelübde auferlegen, wohnt Ihnen also doch noch inne,

Bruder Viktor, trotzdem Ihnen die Worte Fremder mehr bedeuten als die Ihrer Brüder und Oberen?"

"Ich wußte, daß die Nachricht des Geschehenen vor mir hier sein würde."

"Richtig, Bruder Kolberg. Es bleibt nichts geheim, jaß das nicht, was man verbergen und verschlossen halten möchte, nichts, nichts."

Wie ein Echo scholl die Stimme Pater Viktors, wenn sie auch nicht den harten, entschiedenen Ton Pater Hüllmanns wiedergab, sondern leise und feierlich klang. "Nichts."

Im Antlitze des Provinzials zuckte es; von verhaltenen Blickstrahlen der Augen und gedämpftem Donner der Worte erzählte dies Zucken. Aber ruhig forderte der Jesuit seinen Untergebenen auf: "Sprechen Sie!"

Und Pater Viktor erzählte. Keine leidenschaftliche Erregung sprach aus seinen Worten; und zitterte die Stimme, so war es ein warmes, inniges Mitgefühl mit der Verrathenen, das sie beben machte. Pater Viktor erzählte. Von dem Geständnis des Fräulein Karmetter an diesem Vormittage, von dem Entschlusse, den Frau von Sellborn und er dann gefaßt hatten und dem seine Audienz beim Prinzen Albert gefolgt war, sprach er. Aber nur das Tatsächliche berichtete er, und auch hievon ließ er etwas unerwähnt, verschwieg er das, was sich auf den Rektor in Steinfurt bezog und was an Äußerungen über die Brüder des Ordens an diesem Tage gefallen war.

Pater Hüllmann hörte unbewegt zu. Als der andere verstummte, fragte er: "Und warum, Bruder Kolberg, machten Sie sich zum Fürsprecher einer Gefallenen?"

Röte der Entrüstung bedeckte die Wangen des jungen Priesters. Doch er bezwang sich und entgegnete: "Ich glaube, meine christliche Pflicht getan zu haben, hochwürdiger Pater Provinzial; ich glaube, der Worte und des Beispiels unseres Herrn und Heilands eingedenk gewesen zu sein."

"Glauben Sie denn, Bruder, in Ihrer jugendlichen Unerfahrenheit ermessen zu können, was der Wille unseres Herrn Jesus ist? Nahm er hier Sünderinnen, Ehebrecherinnen und andere Schuldbeladene liebevoll und verzeihend auf, so trieb er dort mit der Geißel die Tempelschänder, die ihre Münze umsetzten, aus dem Heiligtume. Er erbarmte sich der Reuigen und Demütigen, aber er erniedrigte die Hochmütigen."

"Ja, hochwürdiger Pater Provinzial. Doch zu jenen, die da elend, mühselig und beladen waren, sprach er: 'Kommet zu mir!' und öffnete ihnen die Arme."

„Und Fräulein Karmetter zählt zu diesen Elenden, Mühseligen und Beladenen?“

„Ja, sie gewiß.“

„Ist dem so, Bruder Viktor, dann will ich Sie gewiß nicht tadeln, sondern Ihr gottgefälliges Tun loben. Aber es ist dem nicht so.“

„Wenn hochwürdiger Pater Provinzial das Leid, die Herzensnot der jungen Dame gesehen hätten und vernommen, Sie würden mir Glauben schenken.“

„Ich habe nichts gesehen und nichts vernommen, und doch sage ich Ihnen: Maja Karmetter flieht nicht reuig und bußfertig in den Schoß unserer heiligen Mutter, sondern ihr Leid hat sie verstoßt gemacht und sie dazu getrieben, andere zu verklagen statt die eigene Schuld zu sehen, als trügen andere an ihrer Sünde schuld. Trost nicht das Gift von ihrer Zunge, das Sie und Ihre Brüder besudeln sollte, Bruder Viktor Kolberg? Es trost. Und trotzdem haben Sie sich zum Anwalt ihrer ungerechten Sache gemacht und haben in dem Wahne, christliche Tugend zu üben und den Willen des Herrn deuten zu können, vergessen, daß Sie ein Jünger Jesu sind, und den Meister verraten?“

Oh nein, Pater Viktor hatte nicht vergessen, daß er Jesuit war, noch Jesuit war. „Hochwürdiger Pater Provinzial,“ entgegnete er, „man hat das ganze Herz des Mädchens vergiftet. Wie sollte es da Wunder nehmen, wenn ein giftiges Wort vielleicht von ihren Lippen fiel? Doch ob es fiel, ich weiß es nicht; denn ich achtete dessen nicht. Ich sah, hörte und fühlte nur das große Leid, das eine junge Menschenblüte geknickt hat, und mein ganzes Sein schrie: ‚Erbarmen!‘“

„Ein schönes Empfinden, Bruder Viktor Kolberg. Ich will es nicht tadeln. Aber dachten Sie nicht daran, daß es Ihre heilige Pflicht sei, ehe Sie einen so wichtigen Schritt unternahmen, Gottes Willen zu erfragen, nicht nur im Gebete, sondern auch aus dem Munde derer, die Gott Ihnen an seiner Statt zu Vorgesetzten gab?“

„Ich dachte daran. Aber mein Herz, aus dem Gottes Stimme sprach, gebot mir, nicht zu zögern mit der Rettung eines Menschenlebens, das sonst verloren gehen könnte.“

„Das war nicht Gottes Stimme in Ihrem Herzen; sonst hätten Sie die Schritte zu mir gelenkt. Und wenn ich Ihnen gesagt hätte: ‚Bruder Viktor, das Wohl unseres heiligen Ordens verlangt und gebietet, daß Sie jenen Schritt nicht tun!‘ Was dann?“

Jetzt kämpfte Pater Viktor schwer mit sich. Sollte er in offener

Auflehnung, als ehrlicher Mensch erwidern: „Ich hätte es auch dann getan? Es wäre die Wahrheit gewesen. Aber die Wahrheit durfte er nicht aussprechen. Also heucheln? Nein, nicht doch, auch das nicht, nur umgehen.

„Hochwürdiger Pater Provinzial,“ entgegnete er ausweichend, „ich habe es verabsäumt; es ist geschehen.“

„Antworten Sie meiner Frage, Bruder Kolberg! Was dann?“

„Dann — dann wäre nicht ich zu Seiner königlichen Hoheit gegangen, sondern Frau von Sellborn.“

„Und das wollten Sie wohl aus Besorgnis vermeiden, Bruder Kolberg, nicht wahr? Aus liebender Besorgnis um das Wohl unseres heiligen Ordens? Sie fürchteten, Frau von Sellborn könne Seiner königlichen Hoheit mehr sagen, als Ihnen um Ihrer selbst und Ihrer Brüder willen lieb ist?“

„Nein. Ich fürchtete, Frau von Sellborn könnte zu wenig sagen, weniger, als ich sprechen wollte und sprach.“

Der Provinzial sah den jungen Priester durchbohrend an. „Sie fürchteten?“ fragte er. Und fast spöttisch klang es, als er sagte: „Sie irren sich. Sie hofften, wollten Sie sagen.“

Aber Pater Viktor entgegnete in entschlossenem Tone: „Nein, ich fürchtete.“

„Dann,“ sagte Pater Hüßmann, „ist es an der Zeit, Bruder, hoch an der Zeit, daß ich Ihnen den Beweis meiner väterlichen Fürsorge gebe, an den ich schon geraume Zeit dachte. Ich sehe und kenne Ihr Leid und Ihre Kämpfe, ich weiß Sie in Gefahren der Seele. Und ich habe Sie in den Kampf gesandt und Ihnen das Leid nicht erspart, um Sie zu erproben. Sie haben gesiegt, Bruder Kolberg, und nunmehr will ich Sie erlösen und den Gefahren entrücken. Kehren Sie nach Steinfurt zurück! Ich werde heute noch Frau von Sellborn schreiben. Das wollen Sie doch?“

Der Provinzial hatte erwartet, daß der andere nun alle Fassung verlieren, erbleichen und wanken, daß er sich beugen würde, um nicht von der Frau scheiden zu müssen, die er liebte.

Aber Pater Viktor entgegnete: „Ich bitte darum, hochwürdiger Pater Provinzial.“

Nun mußte dieser alle Kraft aufbieten, um seine Fassung voll zu bewahren, seine grenzenlose Überraschung nicht zu verraten. Doch dies Staunen verslog gedankenschnell, und ein Lächeln trat auf die Züge des Jesuiten. „Wie er sich verstellt,“ dachte er, „wie er lügt und wie hart er bleibt in dieser Lüge, unter der sein Herz stöhnt! Eine treffliche Schule war es; hat er das Weib verwunden und kehrt ins Kloster zurück, dann noch ein Jahr oder

zwei, und er ist Stahl, ist eine furchtbare Waffe Gottes. Aber ich kann ihn nicht dafür aufsparen. Mag er uns auch verloren gehen, er muß jetzt das Weib zu Fall bringen. Mag er daran verbluten, mag er immerhin dabei zerbrechen!"

"Es ist gut, Bruder Kolberg. Ich will Ihre Bitte erfüllen. Doch gebiete ich Ihnen, nicht früher über das Bevorstehende zu sprechen – mit keinem, keinem Menschen, als bis ich es befehle. Dann erst werden Sie Abschied nehmen."

"Ich werde gehorchen, hochwürdiger Pater Provinzial."

"Gute Nacht, Bruder!"

Pater Viktor war entlassen. Er atmete auf. Lange stand er noch sinnend am geöffneten Fenster seines Zimmers. Im Geiste verglich er die beiden Männer, denen er an diesem Tage gegenübergestanden. Und aus diesem Sinnen heraus wandte er sich zum Holzbilde des Erlösers, das zu Häupten seines Lagers hing, und nickte ihm feierlich ernst zu. Und „Christus, nicht Jesus," sprach er leise. — — —

"Und er wird Abschied nehmen bald, an einem nahen Tage, wenn ich sein Herz von Liebe und Weh überströmen sehe, wenn ihn Weichheit übermannt, und in einer Stunde, da niemand im Hause ist als er und sie," sprach leise zur selben Zeit der hochwürdige Pater Provinzial.

XXIII.

Seine königliche Hoheit Prinz Carl Rudolf, der vor seiner Verbannung nach Hammerau noch alle Annehmlichkeiten der Großstadt in vollen Zügen genoß, kehrte in der Nacht des Fronleichnamstages zu später Stunde in sein Palais zurück. Er hatte gemeinsam mit seinem Adjutanten Umschau unter den seelenleichten und körperschönen Töchtern des Landes gehalten; denn er war entschlossen, ein Großstadtkind mit sich in die Provinz zu entführen – „natürlich nur für den ersten Anprall," wie Baron Mollwitz so schön meinte. Unangenehm berührte es ihn, als er eine Botschaft seines Vaters vorfand, der ihn für den nächsten Vormittag zu sich beschied.

"Na, auf den zärtlichen Abschied hätte ich ohne weiteres verzichtet," brummte er mißmutig. „Am liebsten ginge ich nicht; aber es bleibt wohl nichts übrig als zu parieren." Und verdrossen suchte er sein Lager auf.

Am nächsten Tage fuhr er denn auch zur festgesetzten Stunde vor dem Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert vor.

„Guten Morgen, Papa. Du befehlst?“ sagte er, nachdem er militärisch stramm gegrüßt hatte.

Prinz Albert erwiderte den Gruß seines Sohnes, ohne seinen Platz an dem mit Schriftstücken bedeckten Tische seines Arbeitskabinetts zu verlassen. „Gedulde dich einen Augenblick, Caryl!“

Der höfliche, ungewöhnlich gütige Ton dieser Worte, dem jede Gereiztheit fremd war, überraschte Carl Rudolf. Nanu, was war das? Wie kam es, daß der gestrenge père so sanft sprach? Vielleicht bedauerte, bereute er, was geschehen war, vielleicht auch wollte man etwas, wozu Carl Rudolfs Zustimmung unbedingt erforderlich war; so zum Beispiel eine künftige Heirat mit der verwitweten Irene. Wår' gar nicht einmal übel. Diesfalls aber sollte nichts aus der Verbannung nach Hammerau werden. Der junge Prinz war entschlossen, seinerseits Bedingungen zu stellen, wenn man etwas von ihm wünschte.

„Bitte, Papa, laß dich nicht stören,“ sagte er voll Zuversicht. „Ich kann warten, so lange es dir paßt.“ Er nahm von einem Tische ein illustriertes militärisches Werk, ließ sich auf einem bequemen Stuhl nieder und begann die Bilder des Buches zu betrachten.

Es blieb eine Zeitlang still. Prinz Albert schrieb. Nachdem er endlich die Feder aus der Hand gelegt, las er das Geschriebene nochmals durch. Dann nickte er, erhob sich und trat ans Fenster. Sein Sohn legte das Buch fort und wartete voll Spannung.

Da wandte sich Prinz Albert. Voll sanftem Ernst blickte er seinem Sohne ins Antlitz. „Caryl,“ begann er, „hast du schon jemals darüber nachgedacht, was ein Vater bedeutet?“

Der Sohn sah ihn betroffen an. Was sollte denn das nun werden? Eine unheimlich feierliche Frage und eigentlich — eigentlich ein bißchen sehr lächerlich.

„Ja, wie meinst du denn das, Papa? Ich verstehe nicht ganz.“

„Sieh, Caryl,“ fuhr der Vater noch eindringlicher fort, „ich glaube, du hast im Vater stets nur deinen Vorgesetzten, den Schulmeister mit der Rute gesehen, den Mann, dem man leider Gottes folgen muß, ob man will oder nicht, weil er die Strafgewalt in Händen hat. Daß ein Vater aber mehr und anderes ist und bedeuten soll, das hast du dir nie gesagt. Daß du in ihm, wenn du nur willst, den besten und treuesten und verlässlichsten Freund und Berater haben kannst, der nur dein Bestes ohne jeden Egois-

mus will und dich darum von tausend törichten und bösen Streichen zurückhalten könnte und kann, daran hast du nie gedacht. Caryl, das ist ein großes Unrecht. Hättest du es nicht begangen, so wäre mir viel Schmerz in meinem Leben erspart geblieben und anderen Menschen viel Kummer, den du verschuldet hast, und dir selbst viele Gewissensbisse. Schau, ich rede ganz ohne Erregung und Bitterkeit mit dir und bitte dich, hörst du, dein Vater bittet dich, daß du in ihm den Freund, nichts als den Freund siehst und ihm anvertraust, was dir die Seele belastet."

Unruhig rückte Carl Rudolf auf dem Stige hin und her. Que diable, das war aber eine merkwürdige Konversation — so wie sie vielleicht ein kleiner Bürgersmann mit seinem ungeratenen Sohne führen mochte. Das alles troff ja von Salbung und Spießerei. Der gute cher père war zweifellos durch seinen Umgang arg versimpelt und vergaß ganz und gar, wer er eigentlich war.

"Erstens, lieber Papa, weiß ich wirklich nicht, was ich dir, wie du es nennst, anzuvertrauen hätte. Und zweitens — — —"

"Nun, warum verstummst du? Sprich dich ruhig aus! Was ist zweitens?"

"Na, zweitens pflegt man das ja doch nicht in unserer Stellung zu tun, meinte ich."

"Meinst du wirklich? Unsere Stellung zu einander ist die eines Vaters und eines Sohnes. Daß wir königliche Hoheiten sind, hat da nichts zu tun und ändert daran nichts. Ich möchte überhaupt in dir die Erkenntnis wecken, daß der Zufall hoher Geburt und der jochschwere Titel, den wir tragen, niemals imstande sein sollten, dort etwas zu ändern, wo es sich um rein Menschliches handelt. Und das ist so ziemlich immer und überall im Leben der Fall, und die Würde des Menschentums ist die einzige, die uns von Geburt an verliehen ist, und zugleich jene, die wir nach Kräften höher halten sollen als die uns Untergebenen." Er verließ das Fenster und trat dicht an seinen Sohn heran, der sich nun erhob. "Caryl, hast du nichts auf dem Herzen? Willst du mir nichts anvertrauen?"

Der Sohn versuchte den gütigen Blicken des Vaters standzuhalten; doch es gelang ihm nur kurze Zeit. Verwirrt, peinlich berührt suchte er seinen Augen bald ein anderes Ziel. "Ja, Papa, ich müßte nicht. Gestohlen und gemordet hab' ich nicht, verliebt bin ich auch nicht; also —!"

"Weißt du aber vielleicht von einer Frau, die dich liebt?"

Der junge Prinz lächelte und drehte den Schnurrbart. "Ja, Papa, das mag schon sein. Aber diese Damen kann ich doch

unmöglich alle kennen. Mir scheint, Papa, du kennst eine und willst zwischen meiner neuen oder alten Eroberung und mir vermitteln. Das ist sehr lieb. Ich danke dir, Papa. Vielleicht errate ich sie." Carl Rudolf war in diesem Augenblicke fest überzeugt, daß sein Vater an die junge Witwe Hettingen dachte und auf diese künftige Gheschließung vorbereiten wollte. Aber da sah er über die Mienen des Vaters verdunkelnd den Schatten bitteren Schmerzes gleiten, sah den Ausdruck der Güte schwinden und dem einer ernststen Trauer Platz machen. Das war es also nicht! Sacrebleu, dann mußte es anderes sein, dann stand schon wieder einmal zur Abwechslung eine unangenehme Strafpredigt bevor. Sollte etwa gar Maja – –? Ah bah, das war ausgeschlossen. Wer und was also?

"Garry," sagte da Prinz Albert ernst und nachdrücklich, „ich sehe, daß du meine Worte noch nicht beherzigt, und wiederhole darum zum letzten Male die Bitte, in mir den Freund zu sehen und dich mir anzuvertrauen. Hast du nicht etwas gutzumachen an einem Wesen?"

Jetzt begann Carl Rudolfs Herz unruhiger zu pochen. Wenn doch etwa Maja – –! Nun, und wenn schon, was weiter? Wozu überhaupt und mit welchem Rechte mischte sich Papa in solche Privatangelegenheiten? Der junge Prinz beschloß, gleich im vorhinein seinen Standpunkt, den einzig einer königlichen Hoheit würdigen, dem Vater darzulegen.

"Worauf du anspielst, Papa," begann er, „weiß ich natürlich nicht. Aber gestatte mir, dir sofort auseinanderzusetzen, wie ich diese Dinge ansehe! Ich tue gewiß nichts, das für irgend einen Mann, vom Bürgerlichen aufwärts, diffamierend ist und Ehrverlust bedeutet. Bitte, wenn es mir gestattet wäre, jemandem, der sich durch mich beleidigt fühlt, mit den Waffen Genugthuung zu geben, stände ich jederzeit zur Verfügung. Daß das nur in den allerseeltensten Fällen möglich ist, ist das einzig Peinliche, das ich im sonst unbestrittenen Vorzug meines Standes erblicke. Daß ich als junger Mensch Verhältnisse habe, wirst du mir doch wohl nicht zum Vorwurf machen wollen, Papa. Und daß unsereins in der Regel eben bessere Verhältnisse, Maitreffen aus höheren Kreisen hat als Herr Schulze und Meier, ist doch auch nur natürlich. Wenn das vielleicht einer von diesen Damen zu Kopf steigt und sie sich einbildet, sie könnte königliche Hoheit werden, – übrigens, die Pepsch Gussenheim hat ja sogar einmal davon geträumt, Königin-Gemahlin zu werden – –, na, dann ist das eben die Sache dieser Damen und nicht unsere Schuld. Zinnehalmsche Mesalliancen sind in unserem Hause gottlob nicht an der Tagesordnung. Na,

und dann schließlich noch — daß ein junger Mann nicht ewig eine und dieselbe Maitresse behält, ist ebenso natürlich. Ich speziell bin in solchen Fällen von rupture immer für ‚couper court‘. Das halte ich für besser und — ja, für anständiger.“

Er hatte, während er sprach, die Mienen seines Vaters sich wohl verdunkeln gesehen, aber gleichwohl bis zu Ende geredet. Es war ihm ein Bedürfnis gewesen, dem Alten endlich einmal ins Gesicht zu sagen, wie seiner Ansicht nach ein junger Mensch, der noch dazu königlicher Prinz war, über seine Lebensrechte denken mußte. Jetzt war er froh, daß das geschehen war, und sah mit trotziger Ruhe dem entgegen, was sein Vater etwa noch zu sagen hatte.

„Du bist ein schlechter, herzloser Mensch,“ sagte dieser und schüttelte in zorniger Trauer das Haupt.

„Ansichtssache, Papa. Ich bin eben jung. Voilà tout,“ meinte Carl Rudolf achselzuckend.

Prinz Albert begann auf und nieder zu schreiten. „Jung, jung! Was man mit diesem Worte nicht alles entschuldigen zu dürfen glaubt! Glaubt ihr denn, es tue euren Mitmenschen weniger weh, wenn sie statt von einem Alten von einem Jungen gequält, mißhandelt, zertreten werden? Glaubt ihr denn, daß der Wärme-grad eures Blutes, die Glut eurer Sinne und der Mangel an Erfahrungen euch das Recht gewähren, zu zerstören statt aufzubauen? Und du, du glaubst auch noch, daß der Adel des Titels zugleich auch Schändlichkeiten, die du begehst, zu adeln vermag und nicht nur diese, auch noch gar den Schmerz zu adeln, den du anderen zufügst! Als ob Jugend gleichbedeutend wäre mit Herz- und Lieblosigkeit und Adel gleichbedeutend mit Niedrigkeit! So denkst du, so denkt ihr — Gott sei es geklagt! — fast alle, alle. Ich aber sage dir, daß die Jugend kraft ihres heißeren Blutes die Pflicht hat, inniger und wärmer mitzuempfinden und liebevoller zu sein, und daß der Adel nur dann das Recht hat, geachtet und höher gestellt zu werden, wenn er sich von der schalen Außerlichkeit des Titels löst und da in die Brust eindringt und das Herz adelt. Pfui, pfui über dich und alle jungen adeligen Herren, die dir im Fühlen, Denken und Handeln gleichen! Vor euch ekelt mir, ihr seid der Fluch unseres Standes und die Erwecker gerechter Empörung und gerechter blutiger Rache.“

Prinz Carl Rudolf zuckte abermals die Achseln. Was ihm sein Vater da sagte, machte so gar keinen Eindruck auf ihn; das alles prallte ab und erschien ihm höchstens lächerlich. Er erinnerte sich an den Schriftsteller, der ihm Majas Brief überbracht hatte. Der Kerl, dessen Namen er übrigens schon längst vergessen hatte,

hätte ganz gut zum cher père gepaßt; auch so ähnliche Ansichten. Na, da ließ sich nichts machen. Sollte jeder auf seine Façon selig werden!

„Befiehlst du sonst noch etwas, Papa?“ fragte der junge Prinz übertrieben ehrerbietig.

Da fuhr Prinz Albert, von dieser frechen Herzlosigkeit empört, zusammen und wandte dem Sohne sein Antlitz zu. „Vielleicht,“ sagte er streng und hart. „Nein, nicht vielleicht; sicherlich befehle ich dir etwas. Ich befehle dir, einem Mädchen Abbitte zu leisten, an dem du gehandelt hast wie der letzte Schurke. Nur Abbitte leisten sollst du. Denn mehr und anderes wird wohl auch das Mädchen von solch einem Menschen, dessen ganze Niedrigkeit sie erkennen gelernt, weder verlangen noch wollen.“

„Du sprichst vielleicht von der Dame Karmetter?“ fragte Carl Rudolf kühl.

„Von Fräulein Karmetter, ja,“ entgegnete sein Vater.

„Das Ansinnen, das du an mich zu stellen geruhst, Papa, ist etwas – etwas seltsam, und du wirst diesen Gedanken zweifellos auch sofort aufgeben, wenn du erfährst, daß die Dame eigentlich bloß darauf spekuliert hat, daß ich sie heirate. Der Gedanke, königliche Hoheit zu werden, hat sie geblendet.“

„Das ist nicht wahr. Das Mädchen hat sich dir aus Liebe hingegeben, nicht aus Berechnung. Und wäre es selbst so, wie du sagst, wer hat denn mehr auf den Titel hin gesündigt – sie oder du? Du hast ihn als Lockschild ausgehängt, um sie zu verführen, du hast damit geprunkt, um sie zu blenden, du hast geschworen – jawohl, geschworen, leugne nicht! – geschworen bei diesem Titel, ihn ihr zu geben als Entgelt für ihre Liebe. Schacher getrieben hast du mit dem Namen, den du mir dankst, mit dem höchsten Namen dieses Landes, gewuchert hast du mit ihm und ihn mißbraucht zum schändlichsten Betrüge. Wie an einer Dirne hast du an diesem Mädchen gehandelt, schlimmer noch; du hast –“

„Verzeih, Papa,“ unterbrach Carl Rudolf, „wir sind hier keine Türken; wir können nicht eine jede heiraten.“

„Nein, aber wir sind Christen und können christlich handeln; wir sind Menschen und sollen nicht sein wie Tiere. Du aber warst wie ein Tier, das nichts kennt als Sinnenbrunst; du warst ärger als ein Tier. Denn als das Mädchen dann am Sterben lag und dich verzweifelt rief und –“

Übermals fiel Carl Rudolf dem Vater ins Wort. „Bitte sehr, Papa, das sind mehr oder minder meine Privatangelegenheiten. Heiraten werde ich die Dame ebensowenig wie du selbst die Regine Dalmar, mit der du –“

Weiter kam er nicht. Die Hand seines Vaters traf mit schwerem Schläge seinen Mund und machte ihn verstummen. Er sah in ein Antlitz, das fahl geworden war, in Augen, die Blitze sprühten, und schwieg zitternd.

„Bube du,“ kam es keuchend von den Lippen des Prinzen Albert. „Was wagst du? Wer bist du? Vor wem stehst du?“

Es blieb einige Herzschläge lang totenstill im Raume. Dann griff Carl Rudolf, der rasch die Fassung zurückgewonnen hatte, an den Säbel und spielte mit dem Porteepee. „Es ist gut, daß Königliche Hoheit mein Vater sind,“ sagte er kalt.

„Das ist nicht gut,“ stieß Prinz Albert hervor. „Oft und oft an jedem Tag habe ich mir schon gewünscht, ich wäre nicht dein Vater. Aber jetzt wünschte ich es mehr denn je. Wäre ich es nicht, ich würde dich züchtigen für all' das Schändliche, das du sprichst und begehst, ich würde alle die Frauen, deren Leben du vernichtest, deren Ehre du besudelst, an dir rächen; ich würde all' den Männern, die du, Königliche Hoheit du, ungestraft beleidigt hast, Genugthuung schaffen und die Welt von dir befreien, von dir, dem nicht des Vaters weiße Haare, nicht die Ehre seines Herzens, nichts, nichts heilig ist. Hüte dich, hüte dich! Es steht keiner so hoch, daß ihn nicht eine strafende Hand erreicht, es gibt keinen Hienieden, für den nicht eine Zuchtrute geschaffen ist. Wenn du je wieder wagst, Frau von Sellborn, die Frau, die deinem Vater teuer und heilig ist, in solcher Weise zu nennen, wenn du — — ! Hüte dich! Was ich tat, kann ich vor Gott und den Menschen verantworten. Dir bin ich nicht Rechenschaft schuldig. Schade um jedes Wort! Geh'!“

Carl Rudolf verbeugte sich. „Sonst befehlen Königliche Hoheit nichts?“

„Du wirst Abbitte leisten. Nicht mir. Vor deiner Abbitte würde mir mehr grauen als vor deiner Beleidigung.“

„Soll ich Fräulein Karmetter vielleicht auch noch heiraten?“ fragte der junge Prinz in zynisch kaltem Tone. „Der Onkel wäre entzückt.“

„Sprich nicht von Seiner Majestät! Ziehe nicht auch ihn herab, indem du von ihm sprichst! Heiraten sollst du Fräulein Karmetter nicht. Bis zu meinem letzten Atemzuge würde ich ein Weib, das nicht die Letzte der Letzten ist, davor zu bewahren trachten, sich an einen Verbrecher zu fetten.“

Carl Rudolf fuhr unter diesem Schimpf zusammen. „Papa,“ stieß er drohend hervor.

„Jawohl, Verbrecher,“ wiederholte Prinz Albert. „Nicht jene sind die schlimmsten, die in den Gefängnissen sitzen, weil sie an

einem Menschen ein Verbrechen begingen. Die schlimmsten sind jene, die an der ganzen Menschheit statt an einem einzelnen freveln. Die laufen alle, alle frei umher. Und zu diesen zählst du. Geh'!"

Achselzuckend verbeugte sich Prinz Carl Rudolf und ging. Sein Vater sah ihm schweigend nach und schüttelte sich unter einem Krampf des Ekels und der Verachtung. Dann aber ließ er sich stöhnend auf einen Sitz fallen, und eine unendlich wehe, weltentiefte Trauer grub sich in seine Züge.

Am selben Nachmittage begrüßte der Türhüter vor dem Palais Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert einen vornehm aussehenden und vornehm gekleideten Herrn von hoher Gestalt, der in einfachem Mietwagen vorgefahren war, und fragte nach dem Begehr. Der Herr, der einen blonden Spitzbart trug, bat in wenigen Worten, die er mit etwas ausländischer Betonung sprach, man möge Seiner königlichen Hoheit die Nachricht zukommen lassen, der Herr aus Polen, den Seine königliche Hoheit erwarte, sei eingetroffen. Der Herr, von dem Prinz Albert an diesem Morgen eine telegraphische Verständigung erhalten hatte, wurde in der That erwartet, und ein Leibjäger geleitete ihn sogleich zu den Gemächern Seiner königlichen Hoheit.

"Königliche Hoheit," sagte der Herr, den Prinz Albert mit freundschaftlichem, gnädigem Händedruck willkommen hieß, „o, ich kam mir vor wie ein Romanheld, als ich mich als den Herrn aus Polen anmelden ließ. Ich weiß überhaupt nicht, Königliche Hoheit, bei meiner Seele nicht, ob mein ganzes Leben ein Roman ist oder Wahrheit. Zumal die Güte Eurer Königlichen Hoheit ist wie ein Märchen, o."

Der Prinz lächelte. „Wir sind alle Romanhelden, lieber Graf, wir alle mehr oder minder. Wer von dem täglichen Ruf des immergierigen Gottes Bauch nicht alle Herzensteine überschreien läßt, wer sein Leben richtig und sich selbst in seinem Leben lebt, dem ist es auch nicht banal. Der Stürme gibt es gerade genug, und sie verschonen alte Wipfel ebensowenig wie junge Stämme."

Es lag in diesen Worten ein schwermütiger, fast wehmütiger Ton. Voll Teilnahme, mit einem Anfluge unruhvoller Besorgnis fragte der Graf: „O, Königlicher Hoheit ist doch nichts Schlimmes widerfahren? Gestern, als ich das Telegramm Eurer Königlichen Hoheit empfing, war ich so bestürzt. Ich fuhr sogleich zur Bahn und kam heute um die Mittagstunde hier an. Ich hoffe doch nicht, daß —"

„Nein, Graf, das war nicht der Sinn meiner Depesche. Gestern war Viktor Kolberg hier. Ich habe mich nicht in ihm getäuscht.

Der Jesuit hat den Christen nicht erstickt; Christus hat Jesus besiegt."

Der Pole atmete auf. „Er sei gelobt!"

„Ich bat Sie, Graf, unverzüglich zu kommen," fuhr Prinz Albert fort, „weil der arme junge Mann mir hier gestern seine Liebe, seine Herzensnot einbekannte und weil nun die Zeit gekommen ist, ohne Verzug zu handeln, um ihn jenen Menschen aus den Klauen zu reißen und ihn zu retten. Er kennt seine Mission noch nicht in ihrer ganzen Schändlichkeit. Sie, Graf, bitte ich, ihm unumwunden die volle, nackte Wahrheit zu sagen. Und erzählen Sie ihm auch Ihr Leben — das heißt: das, was Ihnen geschah! Ich bitte Sie darum."

„O, Königliche Hoheit dürfen mich nicht bitten. Mit allem, was ich bin und habe, gehöre ich in ewiger Dankbarkeit Eurer Königlichen Hoheit."

„Damit wäre Fürstin Irene nicht einverstanden," meinte Prinz Albert lächelnd.

Der Graf errötete leicht, und in seine Augen stieg ein Leuchten. „Darf ich wissen, Königliche Hoheit, wie es ihr geht?" fragte er.

„Gewiß, Graf. Sie sollen sie sogar sehen, ehe Sie uns wieder verlassen. Oder möchten Sie das nicht?"

„O, wo nicht? Ich gebe mein Leben dafür."

„Gehen Sie sparsamer mit sich um, Graf! Wir haben jeder nur ein Leben, und erscheint uns dieses in bösen Stunden auch manchmal zu lang, in Wirklichkeit reicht es gar nicht aus zur Erfüllung all' des Guten, das man stiften könnte. — Also hören Sie, Graf! Viktor Kolberg weiß, daß und zu welchem Zwecke Sie kommen. Ich vertraue ihn Ihnen an, auch für künftighin vielleicht, wenigstens eine Zeitlang. Ich kann Ihnen ja vertrauen."

„Bis zum Tode, Königliche Hoheit."

„Können Sie im Hotel mit ihm sprechen, ohne Lauscher befürchten zu müssen?"

„Ich werde andere Appartements nehmen, Königliche Hoheit, ein Eckzimmer mit Salon."

„Gut. Morgen vormittag erwarten Sie ihn also! Ich sende ihn und werde zur selben Zeit mit Frau von Sellborn sprechen. Auf Wiedersehen, Graf! Ich danke Ihnen, daß Sie so rasch kamen. Und ehe Sie uns verlassen, sehen Sie jemanden, den Sie lieber sehen als mich."

„O, bitte, Königliche Hoheit!"

„Das war doppelsinnig. War's Bitte oder Verwahrung? In letzterem Falle sage ich jetzt gleich der Fürstin, daß den Grafen Bronowski mein Anblick mehr freut als der ihre."

Mit glücklichem Lächeln empfahl sich der Herr aus Polen und bestieg, von den neugierigen Blicken des Türhüters und anderer Lakaien verfolgt, den Wagen, der ihn vom Palais Seiner königlichen Hoheit ins Hotel brachte. —

Am nächsten Vormittage, kaum eine Stunde nach seinem Eintreffen in der Villa Sellborn, wurde Pater Viktor durch eine Botschaft überrascht, die ihm der alte Ludwig brachte. Die gnädige Frau übersandte ihm einen Brief, der nur die Worte enthielt: „Tun Sie, Hochwürden, was das beifolgende Schreiben von Ihnen verlangt, und senden Sie mir, ehe Sie gehen, Albert, bitte!“

Voll Spannung öffnete der Jesuit den Umschlag des beigelegten Schreibens, der seinen Namen in einer ihm fremden Schrift trug. Er las:

„Mein lieber Bruder Viktor!

Frau von Sellborn wird Dir diese Zeilen übergeben lassen. Dann komme, bitte, sogleich zu mir! Unten wartet der Wagen, der Dich zu mir bringen wird. Frage im Hotel nach dem Grafen Granezko! Ich freue mich aus ganzer Seele auf das Wiedersehen mit Dir unter so ganz anderen Verhältnissen. Komme zu Deinem Bruder

Rasimir Gf. Bronowski.“

War Pater Viktor auch vom Prinzen auf dieses bevorstehende Wiedersehen vorbereitet worden, so erfaßte ihn doch jetzt, da es so nahe war und da er nach so langer Zeit ein Lebenszeichen seines ehemaligen Ordensbruders empfing, eine tiefe Bewegung. Und was würde Bronowski erzählen! Was konnte er alles berichten! Der junge Priester erschauerte, da er der Andeutungen des Prinzen über seine Mission gedachte. Nun sollte er ja auch hierüber Klarheit erhalten.

„Albert,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „die Mama ruft dich, Kind. Du kannst die Bücher in den Kasten räumen. Wir lernen heute vormittag nicht.“

„Warum denn, Pater Viktor?“ fragte der Knabe.

„Ich muß jetzt fort, Bubi.“

„Wohin denn? Bleiben Sie lange fort?“

„Vielleicht den ganzen Vormittag.“

„Aber zum Essen sind Sie zurück?“

„Wahrscheinlich.“

„Nein, bestimmt. Also adieu und gute Unterhaltung! Was soll ich Mama von Ihnen ausrichten, Pater Viktor?“

„Daß ich, daß ich — Warte, Albert!“ Der Jesuit schrieb einige Worte auf ein Kärtchen, das er in einen Umschlag schob.

„Gnädige Frau“, schrieb er, „ich danke Ihnen für die Erlaubnis, diesem Rufe gleich Folge leisten zu dürfen. Er entscheidet wohl über das ganze künftige Leben Ihres, was immer geschehen möge, unentwegt ergebenen Viktor Kolberg.“

„Bring’ das der Mama, mein Liebling,“ bat er und küßte den Knaben so innig, als gälte es ein mondelanges Scheiden. Dann wandte er sich rasch und verließ das Haus. Vor der Villa stand der Wagen. Der junge Priester stieg ein und fuhr ins Hotel, in dem Graf Bronowski, der ehemalige Jesuit, sich augenblicklich aufhielt. —

Als Pater Viktor vor der Türe stand, zu der ihn ein Kellner geführt hat, zögerte er einen Augenblick lang anzuklopfen. Und während dieses kurzen Augenblickes kam ihm unendlich viel in den Sinn, zog all’ das viele, das er seit dem rätselhaften Verschwinden des Polen zuerst in Steinfurt, dann hier in der Stadt durchlebt und durchlitten hatte, an seinem Geistesauge vorüber. Und bang erregt hob er die zitternden Finger und pochte.

„Herein,“ scholl es sogleich.

Der Jesuit betrat einen kleinen Salon und sah sich einem hochgewachsenen, vornehm gekleideten Manne gegenüber, der ihm innig freundschaftlich ins Antlitz blickte und ihm die Arme weit geöffnet entgegenstreckte. Voll tiefer Überraschung blieb er zaudernd stehen. Das war sein ehemaliger Ordensbruder, der Graf Bronowski? Er wäre ruhig auf der Straße an ihm vorbeigeschritten, ohne ihn zu erkennen. Wie der Bart und die weltliche Tracht diesen Mann verändert hatten! Auch die Bewegungen waren andere. Welch schöner, vornehmer Mensch! Aber jetzt erkannte Pater Viktor, da er sein Gegenüber schärfer betrachtete, den Blick der Augen, die Wölbung der Stirne und das Lächeln wieder, das sanft und gütig den Mund umspielte.

„O, mein lieber Kleiner, freust du dich gar nicht? Bist du mir ganz fremd geworden? Oder graust dir vor dem *défroncé*?“ fragte der Pole, ohne indes seine Stellung zu verändern.

Da schüttelte der junge Priester das Haupt und stürzte in einer Aufwallung herzlichster Wiedersehensfreude dem anderen in die Arme. „Mein lieber, lieber —!“

Bronowski umarmte den Jesuiten und küßte ihn auf beide Wangen. „Du kannst schon sagen: mein lieber, lieber Bruder. Denn das bin ich dir noch. Allerdings in einem anderen, o, ganz anderen und einem besseren und wahreren Sinne als früher. Komm’, mein Lieber, komm’ daneben in mein Schlafzimmer! Es ist ein Eckzimmer, und wir sind so sicher dort vor Lauschern. Komm’!“

Pater Viktor folgte dem Voranschreitenden in das anstoßende Gemach.

„Die Unordnung soll dich nicht stören, bitte,“ sagte Bronowski. „Ich bin noch nicht lange auf. Bitte tausendmal um Verzeihung.“

Der junge Priester lächelte in leiser Verwirrung. Was ihn verwirrte, war das ungewohnte Schauspiel, den von Wohlgerüchen durchzogenen, noch ein wirres Durcheinander von eleganten Wäsche- und Kleiderstücken zeigenden Schlafraum eines Weltmannes vor sich zu sehen, zumal eines Mannes, der ehemals schlicht und bescheiden sich hatte behelfen müssen wie er selbst.

„Hier, bitte, nimm Platz, mein lieber Viktor,“ forderte Graf Bronowski seinen Gast auf und wies ihm einen Sitz an. Er selbst nahm aus einem Kästchen eine Zigarre und steckte sie in Brand. „Du rauchst nicht, o, ich weiß,“ sagte er. Dann schob er einen Stuhl an den des Priesters heran und ließ sich nieder. Pater Viktor sprach nicht. Mit klopfendem Herzen harrete er dessen, was der andere ihm erzählen würde.

Und da begann dieser:

„Mein lieber Bruder, wie es um dich heute steht, weiß ich nicht so genau. Ich weiß nur aus einigen andeutenden Worten, die Seine königliche Hoheit mein edler Prinz Albert zu mir sagte, daß du nicht mehr derselbe bist, den ich in Steinsfurt verließ. Auch an dich ist das Leben, das wirkliche Leben herangetreten, und dabei hast du denken, sehen und o, wohl auch erkennen gelernt, daß es nicht so ist, wie es hinter den Mauern aussieht, die aus Stein und aus den Gelübden der Keuschheit und des Gehorsams um dich gezogen waren. Ich will dich gar nichts fragen, mein lieber Viktor, und du sollst mir gar nichts erzählen, bis du gehört hast, was ich dir erzählen will. Und das ist ein Stück vom wahren Leben sans phrases, das mehr wie ein Roman aussieht als das Leben avec phrases, das man aus den Gebeten und den Predigten kennen lernt, die ohne Rücksicht auf die traurigen und wunderbaren Anforderungen der Welt nur zur höheren Ehre Gottes gesprochen werden. – Ich bin fromm erzogen; das kannst du dir denken. Der ganze hohe Adel ist ja fromm erzogen. Das heißt nämlich: er glaubt alles und betet alles, was er gelernt hat, und für jede der hundert Sünden, die er am Tage begeht, läuft er in die Kirche, um Abbitte zu tun und zu beichten. Denn nach den Worten der guten Beichtväter ist unser Herrgott ja noch schneller bereit, adelige Sünden als bürgerliche zu verzeihen, und darum ist das Sündigen so ungefährlich, und man tut es so skrupellos leicht. So, siehst du, war auch ich. Ich habe geglaubt und gebetet und Messe gehört und gebeichtet und sonst mich sehr gut

unterhalten mit allem, was ein vornehmer junger Mann gerne tut und ungestraft tun darf. Wie ich so fünfundzwanzig Jahre alt und Oberleutnant in der Gardekavallerie war, da war ich auch schon fertig mit meinen Nerven und auf dem Wege, bald auch mit den Jugendkräften zu endigen. Damals nahm ich Urlaub für ein halbes Jahr und fuhr in meine Heimat Polen, wo ich mich erholen wollte. Und dort — — —“

Graf Bronowski verstummte eine Zeitlang; der Schatten schmerzlichen Gedankens verdüsterte sein Antlitz. Doch schnell raffte er sich auf und rechte sich, als wollte er eine schwere Last von den Schultern schütteln. In den Rauch seiner Zigarre gehüllt, fuhr er dann fort:

„Dort, um es kurz zu sagen, fand ich ein Weib, das über mich mit meinen schwachen, gelockerten Nerven binnen wenigen Stunden mehr Macht gewann, als es bisher andere Frauen in Tagen vermochten. Ich war verzaubert, aus Hysterie ein willenloser Sklave dieser Frau, die ich für rein und gut hielt, die aber nur schön war und sonst ein Teufel, eine schlimme Abenteuerin. Ich lebte im steten Rausche, immer trunken von Wein und Liebe, und die ganze Welt um mich drehte sich vor meinem Auge, und alle Gegenstände trugen so seltsame Formen mit roten Rändern wie Heiligenscheine. Ich erinnere mich, es war so seltsam. Ich verlobte mich, meiner Familie zum Trost; ich hatte ja selbst mein großes eigenes Vermögen, ich brauchte niemanden, und in meinem Wahnsinn hörte ich auf niemanden. Nur haben wollte ich das Weib, schnell heiraten. Da überraschte ich sie eines Tages in den Armen eines anderen, eines Kameraden. Was damals alles in mir und um mich geschah, das weiß ich nicht mehr so ganz genau. Ich weiß nur, daß ich den Revolver zog, um sie zu töten. Und bei meiner Seele, das hätte ich getan und dann mich erschossen. Aber sie warf sich vor mir auf die Kniee und bettelte so häßlich, o, so häßlich um ihr Leben und sagte, daß sie mein sein wolle auch ohne Heirat, ohne alles, wenn ich sie nur am Leben ließe, — die Dirne. Da ekelte mir so erbärmlich, daß ich die Waffe wegwarf und fortrannte. Und dann war ich wochenlang mit Nervenfieber krank im Bette und erholte mich sehr schwer und sehr langsam. Weißt du, was damals geschah? Es kam ein Priester zu mir, ein guter Bekannter meiner Familie, ein Jesuit, den meine armen Eltern mir in der ehrlichsten und besten Absicht schickten, damit er mich tröste und stütze. O, und das tat er so gut, so gut. Ich war in meiner Schwäche und in meiner verzweiflungsvollen Erinnerung an das Weib so sehr zugänglich dem Troste der Religion, so sehr geeignet für das gute Wirken des Priesters. Ganz fromm wurde ich schnell, sehr schnell. Und ich sah ein, daß Gott mich

für meine Sünden gestraft hatte, wie der Priester mir sagte, und daß ich bereuen mußte und gottgefällig leben und sühnen. Und ich betete Tag und Nacht und weinte dabei und ging der wachen Welt verloren. Und so kam es auch, daß ich von der Gottesmutter, von der wir so viel sprachen und zu der ich soviel betete, zu träumen anfang und wieder und wieder von ihr träumte, bis ich sie endlich mir erscheinen sah in der Nacht und mir Trost und Wonne und zeitliche und ewige Seligkeit verheißen hörte, wenn ich mich ihr weihte. Ich war aber so krank – mehr noch im Kopfe wie in den Gliedern. Und da schwor ich, mich der Gottesmutter zu weihen und sie als Jesuit zu verehren und ihr bis zum Tode zu dienen. Meine armen Eltern waren noch verzweifelter, als sie sahen, was der geistliche Trost aus mir gemacht hatte. Ich hörte wieder auf niemanden und nahm die Rutte und wurde Jesuit. Gines war mein Glück dabei: daß ich von meinen Schwestern eine so innig liebte, daß ich ihr meine Güter und mein Vermögen zum größten Teile gab und nicht alles der Kirche. Du kennst meine Schwester ja, die Baronin Radolitz. Ihr danke ich, daß ich jetzt nicht ein Bettler bin; sie hat mir alles zurückgegeben, – meine teure Sonia. Daß ich ihr damals meine Habe übertrug, billigte übrigens auch mein Onkel, der Fürstbischof Gawinski, der ein guter, edler Priester ist und nicht blind alles gutheißt, was der Kirche angenehm ist. Ich bin ihm viel Dank schuldig, zumal seit jüngster Zeit. Er hat für mich in Rom so viel getan, daß er beim Papste um meinetwillen in Ungnade fiel. Aber das ist ihm gleichgültig; denn er strebt nur, seinem Gotte zu gefallen, nicht aber denen, die sich seine Stellvertreter auf Erden nennen; er ist durchaus loyal und liberal, weil er eben ein Überzeugungs- und kein Metier-Priester ist und Gott nicht an der Wand sucht, sondern in seinem Herzen und weil er Mensch war, ehe er Priester wurde. Du, mein kleiner, lieber Viktor, warst das nicht. Du bist, so viel ich weiß, vom Kinde ein Priester geworden und nicht vom Manne. Und wenn man einmal sich von der Welt abgesperrt hat hinter Klostermauern und hinter den Wänden des Gebetes und der Keuschheit, dann bleibt man entweder das Kind, das das Leben nicht kennt, wie es wirklich ist, und wird schnell ein Heuchler oder Tor durch Blindheit oder Ansteckung oder aber wird doch Mann oder Mensch, dann aber kostet es Herzblut und schweren Kampf und schließlich den ganzen Glauben und das Ordenskleid. O, so, ja. Du kannst mir glauben, Bruder.“

Pater Viktor blickte schmerzlich ernst und nickte. „Ich glaube nicht nur, ich weiß es, hab' es erkennen gelernt und fühle es an mir selbst,“ sprach er mit leiser, aber fester Stimme.

„Das ist gut, mein lieber Viktor,“ sagte der Pole. „Es ist sehr gut, weil es noch nicht zu spät ist, um das Leben zu suchen als ein Christ. Denn ins Leben hinaus gehört der Christ, um sich durch Werke als ein solcher zu zeigen. Hinter Klostermauern gibt es nur Worte und nicht Werke; und das ist schlechtes Christentum. Doch, o, darüber später! Höre mir weiter zu! – Ich wurde ein guter Jesuit. Weißt du, was das eigentlich sagt? O, das sagt: daß ich ein ganz gedanken- und willenloses Werkzeug in der Hand meiner Oberen wurde, die nur zu sagen brauchten: ‚Tu‘ das, es ist ad maiorem dei gloriam!‘ und ich tat es. Weißt du, warum? Weil sie mir sagten: ‚Die Gottesmutter will es.‘ Und da dachte ich nicht und fragte nicht weiter; denn die wollte es ja, die ich liebte wie ein irdisches Weib und der meine Nächte gehörten. Daran hielten mich die Oberen festgebunden. Am Tage war ich wie alle anderen Menschen um mich, und ihr alle konntet nicht wissen, wie es eigentlich um das Herz und die Nerven des Bruders Bronowski stand. Ihr konntet nicht wissen, daß in meiner Person die ärgste Sünde, die gegen die Natur, unter euch an geweihten Orten wohnte. Das wußten nur die Oberen, und die förderten die Unnatur und sprachen sie, weil sie ihren Zwecken diene und ihnen Macht über mich gab, gottgefällig und heilig. Das war alles – ich meine diese Unnatur und Askese – war alles, o, so ein Rückschlag nach dem flotten Leben des Kavaliers, war nichts als ein sinnlicher Ausfluß meiner misogynen Verfassung und hysterischen Frömmigkeit. Und das ging so bis zu meinem einunddreißigsten Lebensjahr, bis zum Herbst achtzehnhundertsiebenundneunzig. Da sandten mich die Oberen in das Haus der Frau Herzogin Sophie, bei der damals die Komtess Frene Sinnehalm lebte. Und sie gaben mir eine Mission. Ich nahm diese Mission in blindem Gehorsam an; so elend und niedrig war ich durch meine unnatürliche Liebe zur Jungfrau Maria geworden. Denn, mein lieber Bruder, die Mission bestand darin, die Komtess mit allen Mitteln für mich zu interessieren und in mich verliebt zu machen. Eine unglückliche Liebe der Komtess sollte meine Person werden; der Priester, der nicht heiraten darf, sollte ihr Glück, ihr ganzes Leben zerstören, damit sie entweder ins Kloster gehe oder schließlich in Verzweiflung den ersten besten Gatten nehme, den die Jesuiten ihr aussuchen würden. O, und weißt du, warum das so sein sollte? Weil die Mutter der Komtess zur Zeit, da sie als Witwe ihrem Gatten verzweifelt nachtrauerte, fromm geworden war durch den Einfluß der Vertreter Gottes. Und da hatte sie ein Testament gemacht, daß, wenn ihre Tochter, die Komtess Frene, kinderlos sterben sollte, das ganze, viele Millionen zählende Ver-

mögen zur Hälfte kirchlichen Zwecken, zur Hälfte dem Orden der Gesellschaft Jesu zufallen sollte. Verstehst du nun, mein lieber Viktor, was der Sinn meiner Mission war?"

Der junge Priester war tief errötet. Seine Augen sprühten Flammen der Empörung. „Ich verstehe," stieß er heiser hervor.

„Und ich," fuhr der Pole fort, „war damals elend, niedrig, gedankenlos, willenlos genug, um diese Mission als eine gottgefällige zu übernehmen. Und o, weißt du, was dann geschah? Die Komtesse faßte eine tiefe, innige Liebe zu mir. Aber nicht nur sie zu mir, auch ich zu ihr. Und da war die Gottesmutter vergessen, und nur die Komtesse Irene nahm von meinem ganzen Herzen und Geiste bei Tag und Nacht Besitz. Und ich schämte mich dieser Liebe — o, so tief, weil sie von anderen Menschen zu bösen Zwecken gewollt war und weil ich selbst ein Priester war. Aber mir fehlten Courage und Force. Ich wagte nicht, das Kleid von mir zu werfen und dem Gotte in meinem Herzen zu gehorchen; ich gehorchte den Jesuiten, die merkten, wie es um mich stand und mich abberiefen. Aber schon war es zu spät für die Komtesse und für mich. Unsere Herzen waren gebrochen. Ich kehrte als ein anderer ins Kloster zurück, verehrte nicht mehr die Gottesmutter, sondern träumte in den Nächten von Irene und lebte an den Tagen wortfarg, freudlos meinen Pflichten und meinem Berufe, soweit ich darin keinen Verstoß gegen das Gute, gegen die Menschheit sah. Und — o, ich war so viel gezwungen zu heucheln. Die Komtesse aber nahm, um sich aus dem pietistischen Milieu bei der Herzogin Sophie zu befreien und weil ihr Herz ja doch tot war durch seine Liebe zu einem Toten — denn einen Priester zu lieben, der sich vor seinen Gelübden beugt, ist so wie einen Toten zu lieben — die Komtesse nahm den ersten besten ebenbürtigen Freier zum Gatten. Und das war der Fürst August von Hettingen, den die Jesuiten ihr als Freier schickten, weil er ihnen ergeben war und schon zweimal verwitwet, ohne Kinder gezeugt zu haben. Verstehst du, Viktor?"

Der Jesuit schüttelte sich vor Ekel und Grauen. „Ich verstehe," sagte er dumpf.

„O, mein lieber Kleiner," nahm Graf Bronowski wieder das Wort, „du wirst noch anderes verstehen lernen, was dir noch nicht ganz klar ist. Die Jünger Loyolae sind sehr tüchtige Geschäftsmänner und in der Wahl ihrer Mittel wenig delikate. Diese Mittel soll zwar der Zweck heiligen; ich weiß gut. Aber dann müßte wenigstens der Zweck ein heiligender sein, ein guter, menschengesälliger, nicht ein böser, schmutziger, den sie, weil er ihnen gefällig ist, gottgefällig nennen. Siehst du, mein lieber Viktor, da war eines Abends

in Steinfurt eine ganz geheime Sitzung, zu der nur ganz auserwählte Brüder berufen waren. Da waren außer dem Rektor und dem Generalpräfekten noch der Pater Sanden und meine Wenigkeit. Ich nämlich wurde für würdig gefunden – gerade des einzigen wirklich Bösen wegen, das ich in meinem Leben begangen hatte. Und bei dieser Sitzung wurde auch von einem heiligen, gottgefälligen Zwecke gesprochen, der mit Mitteln erreicht werden sollte, die man selbst bei der schönsten reservatio mentalis, diesem schmutzigen Vorbehalte, nicht sauber nennen konnte. Der Generalpräfekt, der das Ganze wohl mit dem Rektor ausgeheckt hatte, – o, sicher hat er es – nicht einmal er wagte so frei auszusprechen, was da beabsichtigt war und wie es geschehen sollte; sogar er mußte in sousentendus sprechen. Hör' gut zu, mein Kleiner! Da war ein Mann gestorben, und es lag die Gefahr nahe, daß seine Witwe sich nun wieder verehelichen könnte, und zwar mit einem sehr mächtigen Manne, der dem Orden Jesu nicht gewogen war. Nun war aber das Kind dieser Dame den Jesuiten zur Erziehung anvertraut worden, und ein junger Priester hatte das Herz des Kindes und das Herz der Mutter gewonnen."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, da er die Wirkung sah, die seine Worte auf den anderen hervorgebracht hatten. Mit weitgeöffneten, starren Augen saß Pater Viktor da und atmete kaum. Sein Antlitz war bis auf die Lippen entfärbt.

Erstrocken erhob sich Bronowski und legte die Zigarre fort. „Willst du etwas trinken, Bruder?“ fragte er besorgt.

Der Priester aber sah ihn mit brennenden Blicken an und mehrte ab. „Hören will ich, nur hören, ich beschwöre dich,“ fluchte er.

Der Graf nahm wieder Platz und nickte. „Es ist auch besser, mein lieber Viktor, du hörst alles, alles mutig an. – Es wurde ein sehr feiner Plan gemacht. Wenn es ging, sollte dieser junge Priester in das Haus der Frau geschickt werden, die sich für ihn zu interessieren schien und sich wohl leicht bei täglicher Berührung und naher Bekanntschaft in den jungen Priester verlieben konnte, wie sich Komtesse Irene einst in einen anderen Jesuiten verliebt hatte. Und wenn dann der Bruder Viktor Kolberg sich als ein echter, verständiger Schüler Loyolae erweisen sollte – und das war ja zu erhoffen –, so sollte ihm eine hochehrhabene und wichtige Mission erteilt werden. Er sollte eine schwache Stunde dieser Dame auspähen, um sie zu Fall zu bringen. Denn von jenem Augenblicke an wäre die Dame in der Gewalt der Jesuiten, und es könnte ihr gesagt werden: „Gardez vous bien de nous contrarier! Hüten Sie sich! Sie sollen jenen mächtigen Mann sogar heiraten, wir wollen für Sie in diesem

Sinne arbeiten, wenn Sie uns ein ergebenes Werkzeug werden und Ihren Einfluß auf Ihren Gatten in einer uns nutzbringenden Weise verwerten! Weigern Sie sich aber, dann sollen Sie ihn nie heiraten; denn dann werden wir ihm sagen, daß Sie die Geliebte Viktor Kolbergs sind.' So. Das war in klaren Worten der seine Plan; das ist die Mission des Bruders Viktor; deshalb kam er und ist er mit dem Willen seiner Vorgesetzten im Hause der Frau von Sellborn."

Der Jesuit sprang auf; seine Züge waren verzerrt; seine Lippen bebten und rangen mit Worten, die sie formen wollten, die aber nicht den Weg durch die gewürgte Kehle fanden. Lange Sekunden verstrichen. Endlich stieg aus wildatmender Brust ein Schrei hervor, der vielleicht ein Wort hatte werden sollen, aber Zunge und Lippen nicht dienstbereit gefunden hatte.

Doch Graf Bronowski, der sich erhoben hatte und dem jungen Priester mit ernstem Blick gegenüberstand, glaubte das im Schrei erstickte Wort zu erkennen. Er nickte und sagte: „Jesuiten. O ja, so ist es, mein Bruder Viktor."

Da wankte dieser, und die Erregung schien ihm die Sinne rauben und ihn hinschleudern zu wollen. Der andere umfaßte ihn mit starken Armen und zog ihn langsam, liebevoll auf den Sitz herab. Pater Viktor saß nun ganz still, ganz regungslos. Bronowski schloß ihm etwas zu trinken ein und rieb ihm mit einer starkduftenden Flüssigkeit Stirne und Schläfen. Plötzlich zuckte der Leib des Priesters in allen Nerven und Fasern. Und dann schlug der Jesuit die Hände vors Antlitz, und schamverzehrt, qualvoll kam es zitternd über seine Lippen: „Ich sterbe vor Scham."

Bronowski zog das Haupt des Priesters an seine Brust und schloß seine Arme um ihn. Wie ein Vater zum Kinde sprach er zu ihm. „Hier, mein Kleiner! Oh, ich weiß, wie dir ums Herz ist. Sprich dich aus!"

„Ich schäme mich," stieß Pater Viktor hervor, „schäme mich meiner selbst vor dem Prinzen, vor der Frau, vor mir selbst, vor der ganzen, ganzen Welt. Oh Gott, dazu bin ich also ausersehen, dazu?"

Er rang sich aus den Armen des Grafen los und fuhr wild-leidenschaftlich fort: „Ich habe das Brot dieser beiden Menschen gegessen, sie haben mir vertraut, ihr Bestes, ihr Liebstes, ihr Kind, haben sie mir anvertraut, sie haben mir Güte, mehr Güte, als ich verdiente, entgegengebracht, haben mir nur Gutes erwiesen. Und ich weilte bei ihnen, ich – ich nahm Brot und Vertrauen und Liebe und Güte dahin, nahm alles das an und war doch da als ihr ärgster Feind, als Heuchler, als Schuft, als Seelenvernichter, als

— als — — Oh, ich finde kein Wort, um die Schmach meiner Stellung zu kennzeichnen, ich finde keinen Ausdruck der Verachtung, der das bezeichnen kann, was ich war und bin. Ja, ja, ich weiß einen: Jesuit.“

Bronowski nickte. „O ja,“ sagte er, „Jesuit.“

Der andere faßte seine Hände. „Ich bitte dich, Bruder, ich beschwöre dich, sage mir eines: weiß Frau von Sellborn, weiß sie um meine — meine — — diese Mission?“

„Prinz Albert sagt es ihr vielleicht in dieser Stunde,“ entgegnete der Pole.

„Dann kann ich nie mehr vor ihr Antlitz treten,“ stöhnte der Priester, „nie mehr ihr ins Auge sehen. Oh Gott, großer, barmherziger Gott! Bruder, wenn du mich lieb hast, wenn du mir gut bist, dann, ich bitte dich so heiß, so innig, führ' mich fort von hier — irgendwohin, gleichviel wohin es auch sei! Gönn mir deinen Schutz und deine Stütze eine Zeitlang, bis ich mich gefunden habe und ruhiger wurde, bis ich das ertragen lernte, was ich nun weiß! Wenn ich es überhaupt jemals, jemals ertragen lerne.“

„Das wirst du lernen, mein kleiner Viktor, o, das wirst du,“ versicherte der Graf in liebe reichem Tröstertone. „Sieh mich! Ich habe im Hause der Frau Herzogin Sophie, als mein Herz zu sprechen begann und ich aus dem Taumel der Unnatur erwachte, viele Stunden lang so gelitten, o, so schwer wie du jetzt. Ich habe so Furchtbares gelitten, als ich abgerufen wurde und unter vier Augen von Komtesse Irene Abschied nahm. Und seither habe ich noch viel bitterer, o, du kannst mir glauben, noch viel schwerer gerungen, bis ich endlich vor wenigen Wochen ausgerungen hatte in jenem Augenblicke, als ich das Kleid auszog, das du noch trägst. In jenem Kleide steckt der Fluch; es ist der Fluch des Gehorsams, der zur Willenlosigkeit verdammt, zum ewigen Kampfe gegen das Herz und gegen die Stimme der Natur. Mit dem Kleide fällt der Fluch, und die Fesseln des Jesuiten fallen, sobald dieser Wahn des Gehorsams gelöst ist. Und erst dann, dann erst, wenn dieser Wahn geschwunden ist, lernt man Gott sehen, den Gott, der sich im Leben offenbart und aus dem eigenen Herzen spricht, nicht aber aus dem Munde der Vorgesetzten. Mein lieber Viktor, ich nenne dich meinen Bruder — o, nicht vielleicht, weil ich in Jesu Namen es war. Nein, mein lieber Kleiner, wir sind Brüder im Kampfe um unser Menschentum, das wir zurückgewinnen wollen. Ich habe gesiegt, und für dich habe ich nur den einen Wunsch, du mögest auch Sieger bleiben.“

Der junge Priester richtete sich mutig auf. „Das will und werde ich,“ erklärte er. „Ich muß dieses Kleid der Schande — —“ Er griff ans Kollar, als wollte er seinen Hals von ihm befreien.

Aber Bronowski erfaßte seine Hand und hielt sie fest. „O, mein Kleiner, nicht so rasch,“ sagte er lächelnd. „So geht es nicht. Seine königliche Hoheit —“

„In seine Hände,“ fiel Pater Viktor ein, „habe ich mein Schicksal gelegt; es ist wahr. Ich werde, wie ich versprach, nichts unternehmen, ehe er es mir sagt. Komm', Bruder, gehen wir zu ihm! Ich will ihm Abbitte leisten, ich will — Oh Gott, was nur, was nur?“

„Verstehst du diesen großen Menschen auch so ganz, mein lieber Viktor?“ fragte Bronowski.

„Ich glaube —“, begann der Priester, brach aber jäh ab und errötete tief. „Bruder,“ fragte er, „Prinz Albert mußte also um meine Mission?“

„Seit Ende des Monats April, als ich bei ihm war.“

„Und er jagte mich nicht aus dem Hause?“

Der Pole schüttelte das Haupt. „O, du verstehst diesen Mann nicht.“

„Doch, doch, ich lerne ihn verstehen. Ich — ja, ich erkenne nun seine ganze Größe und lerne ihm danken, danken für seinen Glauben an das Gute in mir, für sein Vertrauen.“

„Menschenvertrauen, nicht Gottvertrauen,“ sagte Bronowski. „Von den Lippen der Jesuiten hast du immer nur das Wort ‚Gottvertrauen‘ gehört, nie das Wort ‚Menschenvertrauen‘, o, nicht wahr? Und weißt du auch, warum? Weil jene aus sich selbst auf andere schließen; sie wissen gut, wie es in ihnen aussieht und daß man ihnen nicht Vertrauen schenken kann; darum schenken sie selbst es keinem anderen Menschen. Mein kleiner Viktor, ich habe so gelernt, allen jenen Menschen zu mißtrauen, die nur immer von Gottvertrauen sprechen und nie von Menschenvertrauen.“

Der Jesuit nickte. „Du hast recht. Das ist der große Unterschied zwischen Männern wie Prinz Albert und Pater Hüllmann.“ Siner plötzlichen Eingebung folgend, bat er dann: „Aber noch eines, das mich quält, Bruder, eines noch mußt du mir erklären. Warum hast du dem Prinzen von meiner Mission erzählt und nicht mir? Warum bist du nicht zu mir gekommen — gleich, gleich, um mich zu warnen und vor der Schmach zu bewahren?“

„O, das will ich dir sagen. Höre mir nur ruhig zu, was seit jener Sitzung in Steinfurt weiter mit mir geschah! — Voll Abscheu und Hestigkeit sprach ich damals gegen die Mission, die dir zugemutet wurde, und da mußte ich hören, daß doch gerade ich nicht das Recht zu solcher Ansicht habe. Und da brach sich alle meine Bitterkeit Bahn, und ich sagte, wie ich mich schäme, daß ich einst eine so schändliche Mission übernommen hatte, und wie ich darunter

leide. Kleiner, ich mag dir nicht sagen, was da für häßliche Worte noch fielen an jenem Abend. Mir wurde wegen Insubordination Zimmerarrest diktiert und eine schwere Strafe in Aussicht gestellt. Weißt du, was da geschieht? Ich habe das dann später gehört. Da war auch einmal in einem Kloster der Jesuiten ein Priester, der sich gegen das Gelübde des Gehorsams verging. Der blieb im Zimmerarrest, und von Tag zu Tag sandte man ihm kleinere Speiserationen und von Tag zu Tag einen tüchtigeren Beichtvater, bis der Arme von Hunger und Qual mürbe geworden war in seiner Zelle und sich wieder bedingungslos unterwarf. O, so tun sie es, und das stand mir bevor, wenn ich mich nicht salvierte. Damals wußte ich das zwar nicht, aber doch gab mir den Gedanken, mich zu salviairen, ein Etwas ein, das wohl mein Gott war, nicht der ihre. Und so ging ich nicht in mein Zimmer, sondern, so wie ich ging und stand, verließ ich das Kollegium, lief durch den Park, sprang über die Mauern ins Freie und lief dann zur Bahn. Mein Onkel Garwinski, der Fürstbischof, weilte gerade hier auf der Durchreise nach Rom. An ihn wendete ich mich, erzählte ihm alles und bat ihn um Schutz und Rat. Und er war so empört, o, so empört und nahm mich mit sich sogleich nach Rom. Denn er wollte – nicht den Jesuiten zuliebe, o nein, aber im Interesse der Kirche einen öffentlichen Skandal vermeiden und deshalb an höchster kirchlicher Stelle meine Sache vortragen und mir die Freiheit geben lassen. Wir reisten langsam, mit Zwischenstationen, weil der Onkel bejahrt ist und unterwegs alte Bekannte da und dort besuchte. Wie es die Jesuiten gemacht haben, um alles zu erfahren, das weiß ich nicht; denn der Onkel sprach, ehe wir nach Rom kamen, mit keiner Menschenseele über mich, und ich selbst sprach überhaupt mit keinem Menschen und trug die Tracht eines Weltpriesters. Aber als wir in der Kapitale waren, da fühlte und merkte ich, daß Spione mich beobachteten und genau verfolgten, und der Onkel merkte bald, wie gegen ihn, gegen uns und unsere Absichten Intriguen gesponnen wurden. Es gelang dem Onkel, der doch Fürstbischof ist, auch nicht, bis zum Papste zu kommen; nur der *secrétaire d'état* empfing ihn und versprach ihm, dem Papste alles zu sagen und eine Audienz zu erwirken. Und wir warteten lange. Schließlich sahen wir das Vergebliche dieser Bemühungen aber ein. Und da ließ mich der Onkel meine feierliche Austrittserklärung schreiben und fertigte selbst als der eine Zeuge, und ein bekannter Monsignore fertigte als zweiter Zeuge. Dem Jesuitengeneral wurde diese Erklärung gesandt, und eine Kopie brachte der Onkel dem *secrétaire d'état*, wurde von der Eminenz sehr ungnädig empfangen und von Seiner Heiligkeit

gar nicht. Mir aber gab der Onkel den Rat, nicht nur aus dem Orden der Gesellschaft Jesu auszutreten, sondern auch, wenn ich nicht mehr den rechten Beruf zum Priester in mir fühlte, auch – o, das Priesterkleid auszuziehen. Und das tat ich. Mit jener Erklärung hatte ich mich von den Jesuiten freigemacht und war gelöst von dem Gelübde des Gehorsams und von der Pflicht des Stillschweigens; und nun warf ich mit dem Priesterkleide auch die anderen Priesterpflichten von mir und stand, von allen Gelübden befreit, als einfacher Mensch da.“

Graf Bronowski schwieg und sah träumend vor sich hin. Pater Viktor achtete das Schweigen, das er von tausend Gedanken und Erinnerungen durchbebt fühlte. Endlich strich sich der Pole über die Stirne und spann seine Erzählung weiter fort:

„O, wie arm, wie verlassen und einsam ich mir damals vorkam! Das Beste, das mir mein Leben bis zu jenem Tage gebracht hatte, eine schöne, große, wundersame Liebe, hatte ich einem unnatürlichen, menschenquälenden Wahne geopfert und damit mein Glück für immer verscherzt. Da stand ich nun und war so elend, so verzweifelt wie nie zuvor. Ein Freund aus Jugendtagen kam durch Rom, erfuhr von mir und suchte mich auf. Er war auf der Fahrt nach Neapel, wo seine Yacht ihn erwartete. Er wollte nach Südamerika. Das erschien mir damals wie eine Schicksalsfügung; ich beschloß, die alte Welt mit allen bitteren Erinnerungen zu verlassen und drüben in der neuen Welt ein neues Leben zu versuchen. Und schon war ich auf dem Schiffe, und o, schon wollten wir absegeln, als mich das Weh packte und mir eine süße, törichte Hoffnung so selig das Herz durchfuhr. Ich reiste nicht, ich stieg wieder ans Land. Damals wahrscheinlich haben meine zärtlichen Überwacher meine Spur völlig verloren, o, gewiß damals. Mittellos war ich nicht ganz; der Onkel hatte mir Geld gegeben. Und ich fuhr ohne Zögern hierher. Damit gehorchte ich völlig Gott, aber dem Gotte, mein lieber Viktor, dem Gotte, den wir im Herzen tragen, jeder seinen für sich, und der uns die richtigen Wege zu unserem Heile und unserer Seligkeit führt, zum irdischen Heile und zur irdischen Seligkeit. Ihm gehorchte ich, als ich Seiner königlichen Hoheit dem edlen Prinzen Albert schrieb und ihn, den Taufpaten der Fürstin Irene von Hettingen, um eine Audienz bat. Und dieser große Mensch, o, so große, gütige Mensch erfüllte meine Bitte und hörte mir voll Teilnahme stundenlang zu, als ich ihm die Geschichte meines Lebens und meiner Liebe und meines Elends erzählte. Damals, mein lieber Bruder, sagte ich ihm auch, was mich aus Steinfurt getrieben hatte, und er bat und wünschte, daß weder du noch

Frau von Sellborn von dieser Schmach erfahren, bis er selbst es bestimme."

"Und du, lieber, lieber Bruder, was ist mit deinem Herzen, deinem Leben, deiner Hoffnung?" fragte Pater Viktor selbstvergessen, voll innigem Mitgefühl.

Da stieg ein Leuchten der Glückseligkeit in Bronowski's Augen. "Wir haben einander die Herzen treu bewahrt, mein Kleiner," sagte er. "Und – o, Bruder, Bruder, in einem Jahre! Prinz Albert, mein Vater, mein Freund ist mächtig; er schützt uns und wird uns helfen. Ob hier oder anderwärts, wo immer wir leben werden, was tut es, wenn wir nur mit einander leben!"

Die Stimme des Polen brach; seine Liebe, seine Glückseligung hatten ihn überwältigt und trieben ihm Tränen in die Augen. Er schämte sich ihrer nicht; er ließ sie strömen und erhob sich. "Mein lieber, lieber Bruder," sagte er, "die Welt hat so viel Schönes und o, so viel Gutes, Herrliches, wenn wir den Schöpfer nicht oben und erdenfern, sondern in unseren Mitgeschöpfen suchen und ihn dort erkennen lernen."

Aber als er die Blicke dem Jesuiten zuwandte, sah er, wie dessen Antlitz sich in starrer Trauer zu verdunkeln begann. Da trat er an ihn heran und faßte mit innigem Drucke seine Hände. "Mein lieber Bruder, du hast noch nicht gelebt; dein Leben beginnt erst. Du kannst nicht verlangen, daß dir am ersten Tage des Lebens Blüten und Früchte geschenkt werden. O, schau, ohne Kampf gibt es nichts Schönes und Gutes; ohne Kampf ist das Schönste nicht schön und das Beste nicht gut. Mein Bruder, Menschenvertrauen mußt du erst lernen, Vertrauen auf dich selbst als Menschen. Das ist dir noch fremd, siehst du, so ganz fremd, weil du es nicht durftest. Aber dann, mein lieber Viktor, dann!"

Und da erhob sich auch der junge Priester und sagte mutvoll: "Dann, dann." Nach einer Weile fügte er hinzu: "Ich möchte jetzt zum Prinzen Albert. Ich will ihn bitten, daß er mir gestatte, hinzugehen und meine Fesseln zu lösen."

"Nein, warte noch! Er wird dich rufen, wenn es Zeit ist. Lange wirst du nicht mehr warten brauchen, o, sicher nicht, mein lieber Kleiner. Tu' nichts allein! Denn, bei meiner Seele, das wäre dein Verderben. Warte und vertraue!"

"Gut. So will ich zu Frau von Sellborn gehen," erklärte der Jesuit entschlossen.

Graf Bronowski blickte auf die Uhr. "Das kannst du jetzt, mein lieber Viktor. Denn es gibt nichts mehr, nichts mehr, das du ihr zu sagen brauchst. Jetzt weiß sie durch den Prinzen schon alles."

„Alles?“

„O, alles, ja.“

„Auch meine Mission?“

„Auch deine Mission, ja. Geh' jetzt nur, mein lieber Viktor! Vielleicht schon morgen sehen wir uns wieder. Und o, wieder anders als heute vielleicht. Du weißt mich zu finden und weißt, daß dein früherer Bruder in Jesu jetzt und in alle Zukunft im Leben draußen — —“

„In Christo mein Bruder ist,“ fiel Pater Viktor dem Grafen ins Wort. „Ich weiß es und danke dir innig. Auf bald denn, Bruder!“ Festen Schrittes ging er und fuhr zur Villa Sellborn zurück.

Zur selben Zeit, da Pater Viktor in tiefer Erregung die Hotelappartements des Grafen Bronowski betrat, verabschiedete Regine von Sellborn ihren Sohn.

„Und jetzt geh', Bubi,“ sagte sie. „Mama wird aufstehen. Sei schön brav, hörst du? Du kannst im Garten spielen oder lesen oder lernen, ganz wie du willst. Ludwig wird in deiner Nähe bleiben. Sag' ihm's nur, wenn du etwas willst.“

„Wann kommst du zurück, Mama?“

„Sicher noch vor dem Speisen, Kind. Vielleicht ist Pater Viktor schon da, wenn ich komme.“

„Wenn du Onkel Albert siehst, grüß' und küß' ihn tausendmal von mir!“

„Ja. Das werde ich ausrichten.“

„Also adieu und komm' bald, liebe Mama! Ich werde sehr brav sein.“ —

Regine ließ sich von Louisa ankleiden. Prinz Albert erwartete sie in einer Stunde in seinem Palais. Von dort war vor zwei Tagen Viktor zu ihr zurückgekehrt, nachdem er dem Prinzen die Leidensgeschichte Majas erzählt und seine eigene Liebe und Herzensnot gestanden hatte, — zurückgekehrt als ein anderer. Zwei ewig lange, nicht endenwollende Tage, von der furchtbarsten Qual der Ungewißheit und von tausend Herzenskämpfen erfüllt, zwei Tage, die Regine in Bangen und möglichster Abgeschlossenheit verbracht hatte. Ihre Augen hatten den jungen Priester gemieden, ihre Rede nur die Antwort ihres Kindes gesucht. Und sie hatte geharrt und geharrt, daß Prinz Albert sie rufen oder zu ihr kommen würde, und in ihrem Bangen nach Klarheit, in ihrer martervollen Pein hatte sich ihrer bereits ein finsterner Groll gegen den Prinzen bemächtigt, der ihr so Schweres auferlegte, hatte sie manchmal in weher Empörung aufgeschrien. Und dieser Priester, der Quell

ihrer Qualen, der Mann, den sie trotz all' dem Leid, das er ihr schuf, so innig liebte, blieb auch stumm, er, der mit eigenen Augen die Spuren ihres Herzensjammers von ihrem Antlitz lesen konnte und der die schweren Flügelschläge seelenmordender Angst hörte, hören mußte, die das Zimmer durchstrichen, so oft sie schwieg. Alles, alles lieber, lieber das vernichtendste Leid als diese zermalmende Ungewißheit! Nur Klarheit, bald, rasch, gleich Klarheit und ein Ende dieses unerträglichen Zustandes! — Erlöst aufgeatmet hatte sie an diesem Morgen, als der Brief des Prinzen kam, der Brief an sie, dem ein Schreiben des Grafen Bronowski beigelegt war.

Nun, während sie sich ankleiden ließ, dachte Regine in fieberhafter Erregung über den Sinn und Zweck der Aufforderung nach, die der Graf an Viktor gerichtet und die sie auf Wunsch des Prinzen sogleich gutgeheißen hatte. Wieder ein neues Rätsel, eine neue martervolle Ungewißheit. Doch nicht lange mehr sollte das Dunkel währen; Albert erwartete sie ja, um ihr alles, alles zu deuten. Was immer sie nun erfahren sollte, wie immer die schicksalschwere, wohl entscheidende Stunde sich gestalten mochte, — Regine fieberte ihr in banger Sehnsucht entgegen.

„Gnädige Frau,“ sagte Louisa, während sie die Herrin ankleidete, „heute ist der Einunddreißigste. Ich bitt' schön um meine Entlassung zum Fünfzehnten.“

Frau von Sellborn war so tief in Gedanken verstrickt, daß sie die Worte der Jose nicht erfaßt, kaum vernommen hatte. „Was sagen Sie, Louisa?“ fragte sie.

„Ich bitte gnädige Frau vielmal, mir deswegen nicht böse zu sein.“

„Weshwegen?“

„Daß ich um meine Entlassung zum Fünfzehnten bitte.“

„Sie wollen gehen? Warum denn?“

Das Mädchen heuchelte schamhafte Verwirrung. „Ich habe mich verlobt, gnädige Frau. Ich kann ihn schon in vier Wochen heiraten — den Herrn Doktor.“

Regine blickte auf. „Welchen Herrn Doktor?“

„Den Herrn Doktor Bleisurter, welchen gnädige Frau ja auch kennen,“ kispelte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„So,“ sagte Frau von Sellborn. Ihre Stimme klang so seltsam, daß Louisa zusammenfuhr und nun wirklich verwirrt war und rot wurde. Am liebsten hätte sie dieses merkwürdige „So“ mit einer Frechheit oder Gemeinheit vergolten; denn sie war wütend. Aber sie hatte ein zu schlechtes Gewissen und zog es darum vor, zu schweigen.

„Wenn Sie heiraten, entlasse ich Sie natürlich,“ sagte Regine nach einer Weile. „Sobald ich eine andere Jofe gefunden habe, können Sie gehen.“

Das war alles, was sie sagte; der Glückwunsch, den Louisa eigentlich erwartete, blieb aus. Regine schien noch nachdenklicher geworden und verstimmt; sie sah das Mädchen ab und zu mit mißtrauischen Blicken an, verlor aber kein Wort mehr über diese Sache. Louisa war froh, als die Toilette der gnädigen Frau beendet war; es war zu ungemütlich, und ihre Wut erstickte sie fast. „Na, warte nur, du hochnasige Gans,“ dachte sie. „Du ärgert dich bloß, weil ich einen Doktor heirate. Wenn du mir kein anständiges Geschenk gibst, sollst du was erleben; dann werde ich deinem Alten was Schönes von dir beibringen lassen.“

Und als Frau von Sellborn den Wagen bestieg, setzte sich die Jofe hin und schrieb ihrem geliebten Mausemann, sie würde heute abend beichten gehen und dann auf einen kleinen Sprung zu ihm kommen. —

Regine trat in eines der Privatgemächer des Prinzen Albert. Als sie die Schwelle überschritt, war ihr doch entsetzlich bang vor der so sehnsuchtsvoll erwarteten Stunde. Jetzt hätte sie gern den entscheidenden Augenblick hinausgeschoben. Aber schon schritt ihr der Prinz mit geöffneten Armen entgegen und zog die Zitternde an seine Brust.

„Habe ich dich gequält, Kind?“ fragte er und küßte sie innig auf Stirne und Augen. „Du hast mir wohl gegrollt, daß ich dich so lange auf diesen Augenblick warten ließ, zwei Tage lang? Meine arme Gina! Sei nicht böß; ich konnte nicht anders. Und nun komm! Setze dich hier zu mir, gib mir deine Hände — beide Hände und sieh mir ins Auge! — So. Und nun sag, du hast wohl diese Stunde bang erwartet?“

„Ja, Albert,“ entgegnete sie leise.

„Armes Kind! Aber sieh, ich bin ja auch nur ein Mensch, ein schwacher Sterblicher, und noch dazu ein alter Mann. Ich habe nicht mehr die alles überwindende Spannkraft der Jugend. Ich brauchte Zeit, um mich aufzuraffen und für diese Stunde vorzubereiten. Aber nicht so sehr deswegen ließ ich dich zwei Tage lang in der Qual der Ungewißheit, meine teure Gina; es geschah mehr noch um zweier junger Menschen willen. In dieser Stunde erfährt Viktor Kolberg vieles, das wohl über sein Innenleben und damit auch über seine äußere Zukunft entscheiden wird, und unter diesem vielen auch etwas, das nun du von mir erfahren wirst. Das mußte geschehen, mußte abgewartet werden. Ich wollte es euch beiden ersparen, über so große Dinge mit einander zu reden,

ehe ihr beide in euch selbst völlig geklärt und gefestigt seid. Das hätte zu einer raschen Tat führen können, die einer von euch oder ihr beide vielleicht bereut, ein Leben lang bereut hättet, ohne sie ungeschehen machen zu können. Und wäre es statt einer Tat auch nur ein vorschnelles, nicht mehr gutzumachendes Wort gewesen, zu dem ihr euch hättet hinreißen lassen, — ich wollte euch auch das ersparen. Wenn du jetzt von mir nach Hause gehen wirst, kannst du dort ruhig mit Viktor Kolberg zusammentreffen, ruhig mit ihm sprechen. Dann werdet ihr beide nichts mehr sprechen und nichts mehr tun, das euch Reue und Herzeleid schaffen könnte. — Gina, es ist meine Pflicht, eine traurige Pflicht von vielleicht häßlichem Aussehen, dir zu sagen, warum die Vorgesetzten des jungen Priesters diesen so bereitwillig dir ins Haus sandten. Es geschah nicht unseres Alberts wegen. Warum es geschah, muß ich dir sagen, weil ich euch beiden die Reinheit und den Frieden der Herzen erhalten will. Erführet ihr es später — wohl gar in häßlicher Weise, es würde euer ganzes Leben vergiften und als scheußliches, nicht zu ertötendes Gespenst vor euren Seelen stehen. Pater Viktor — das muß ich vor allem vorausschicken — wußte nicht, welche Mission ihm zugedacht wurde; erst jetzt erfährt er es durch den Grafen Bronowski. — Nun, was ist, Kind? Wolltest du mir etwas sagen? Oder ahnst du vielleicht?"

Regines Lippen bebten; aber sie schüttelte das Haupt. „Nichts, Albert, nichts. Aber um Gottes willen, sprich! Was es auch sei, ich muß es wissen und danke dir von ganzem Herzen für all' das Gute, das du für mich tust und beschließen wirst.“

Prinz Albert streichelte sanft ihre Hände. Ganz dicht zog er die geliebte Frau an sich heran und bettete ihr Haupt an seine Brust. Und sie verharrte, an ihn geschmiegt, und hörte das Pochen des Herzens, das für sie schlug, während ihr in schonungsvollen Worten und doch bis ins kleinste kund ward, welche Schmach ihr und Viktor von den Jesuiten zugemutet und angedroht war. Regungslos verharrte sie, wie entgeistert; ohne jedes Zucken der Glieder, mit starr aufgeschlagenen Lidern und entsetzungs großen Augen lauschte sie.

Als Prinz Albert seine Erzählung beendet hatte, streichelte er wieder Regines Hände. Sie waren kalt und unbiegsam wie Eis. Er erschrak und berührte mit bebenden Fingern ihre Stirne; auch diese eiskalt. Da sprang er auf. „Gina,“ rief er angstvoll, und nochmals: „Gina!“ Da sie seines Rufes nicht achtete, schlang er die Arme um ihren Leib und schüttelte ihn. „Gina, um Gottes willen, Gina,“ rief er nochmals.

Wie aus einem Traume auffahrend, sah sie ihn jetzt mit ver-

ständnislosen Blicken an. „Was ist?“ fragte sie. Dann erschauerte sie plötzlich und brach endlich in fassungsloses Schluchzen aus.

Da hob der Prinz sie empor, nahm sie auf den Schoß, schloß die Arme um sie und bettete ihr Haupt an seine Brust. „Weine dich aus, mein Kind! Das wird dir gut tun, wird deinen Schmerz lösen und dir Klarheit schenken.“ Und er küßte und küßte sanft ihren Scheitel.

Und wie ein Kind lag sie an seiner Brust und weinte lange wortlos, während auch Prinz Albert schwieg. Endlich stemmte sie sich gegen die Arme, die sie umfaßt hielten; und als diese dem Drucke wichen und die Finger des Mannes sich lösten, glitt sie herab auf ihre Knie und hob das bleiche, tränenüberströmte Antlitz feinen Blicken entgegen. „Albert! Albert,“ stammelte sie.

„Was ist dir, Kind? Was willst du?“ fragte er weich und liebevoll und beugte sich, um sie emporzuziehen.

Sie aber wehrte ihm. „Laß mich hier! Hier laß mich liegen,“ bat sie.

Langsam verebbte das Wogen ihrer Brust, langsam ward der wilde Tränenstrom zu einem linden, fargen Tropfenfall. Und da begann sie mit zitternder Stimme zu sprechen:

„Albert, ich bin all' deiner Güte und Liebe nicht würdig. So schuldig, so namenlos schuldbeladen liege ich hier vor dir. Du hast es geahnt, hast es gewußt, daß sich mein Herz dem Priester zuwandte, und du hast mir so sehr vertraut, daß du dennoch kein Wort darüber verloreist. Und ich habe meine Pflicht verabsäumt. Meine Pflicht wäre es gewesen, dir dein Vertrauen und deine Liebe zu entgelten, indem ich ihn, der die Sünde und den Brand in mein Herz und mein Haus trug, von mir wies – gleich, gleich, als ich den ersten unruhvollen Schlag meines Herzens vernahm, die erste sündige Regung in meiner Brust fühlte und mir ihrer bewußt ward. Das wäre meine Pflicht gewesen, das hätte ich tun müssen, ja, ja, und habe es verabsäumt. Albert, ich war zu schwach, ich war zu feig, ich war zu schlecht, zu – –“

„Zu jung,“ unterbrach der Prinz in mildem Ton, „zu jung, Gina, um die süße Qual des Liebeskeimens ersticken zu wollen und zu können.“

Sie schüttelte das Haupt. „Sprich nicht so, Albert, entschuldige mich nicht, verteidige mich nicht gegen mich selbst! Das tut mir zu weh, das drückt mich zu Boden. Ja, ich bekenne es: ich war zu feig, zu schwach, um diese süße Qual entbehren zu wollen; der Kampf, in dem ich Tag um Tag und Nacht um Nacht mit dieser frevelnden Liebe lag, war zu reich an schmerzlichen Wonnen, als daß ich ihn missen wollte; meine Liebe ward tiefer und größer,

Sie stieg und wuchs mit dem Kampfe, der schwerer und heißer wurde, sie machte mich haltlos, schlecht, verbrecherisch. — Aber, Albert, Albert, ich schwöre dir bei dem Leben unseres Kindes, daß ich mich nicht, nein, nicht, — ich schwöre es dir, daß ich mich nicht bis zum Verrate an dir, an mir, an unserem Kinde, unserer Vergangenheit vergessen habe. Ich schwöre es dir, Albert, schwöre es."

"Ich weiß es, mein Kind."

"Ich konnte nicht ahnen, Albert, konnte ja nicht ahnen, was jenen Mann in mein Haus führte und daß er — — —" Sie sank jäh in sich zusammen, schlug die Hände vors Antlitz und schrie stöhnend auf: "Ich schäme mich. Oh Gott, welche Schmach!"

"Gina," sagte der Prinz ernst mahnend, "sei nicht ungerecht! Viktor Kolberg mußte bis heute ebensowenig wie du, welche schmutziger Absicht anderer er den Zutritt in dein Haus dankte."

"Ja, er mußte es nicht, du hast recht. Er konnte es nicht wissen; nie und nimmer hätte er sonst — — — Albert, rette und schütze du mich jetzt! Ich will ihn nicht mehr sehen, nie mehr, ich ertrüge es nicht. Wenn ich ihn sehe, werde ich an das Schreuliche denken müssen und schamrot werden und vergehen; so oft ich ihn sehen werde, — ewig, ewig wird sein Anblick diesen einen Gedanken in mir wecken, diese Kluft zwischen uns schaffen, wird dieser Schandpfahl, an den uns andere banden, zwischen uns errichtet stehen. Wir werden einander nie mehr in die Augen sehen können, auch nicht mehr Freunde sein können, uns nicht mehr die Hand reichen können, weil wir vor einander erröten müssen und schauern. Albert, Albert!"

Und wieder begann Regine bitterlich zu schluchzen. geraume Zeit war dieses Schluchzen der einzige Ton, der das Gemach durchhallte.

Dann nahm Prinz Albert wieder das Wort. Trauervoll schwer, doch ernst gefaßt sprach er:

"Gina, du hast mir dein Herz enthüllt. Ehrlich und getreu, wie ich es von dir erbat und erwartete. Du liebst Viktor Kolberg, liebst ihn trotz allem und dir selbst zum Troste noch immer."

"Nein, nein," schrie Regine auf. Aber gleich darauf stammelte sie mit brechender Stimme leise und zaghaft: "Nein."

"Dieses dritte Nein war ein Ja, Gina."

Sie wagte nicht zu erwidern.

Da richtete er mit beiden Händen ihr Haupt empor, so daß sie ihm ins Antlitz sehen mußte. Und aus diesem leuchtete ihr der Glanz einer tiefen, alles begreifenden und alles verzeihenden, übermenschlichen Liebe entgegen, deren Allmacht die Wahrheit aus dem bang verschlossenen Herzen über die Lippen emporzwang.

„Ja,“ gestand Regine. Ihre Stimme war ein im Erstehen verhallender Hauch.

Prinz Albert nickte. „Gina,“ sagte er nach einer Weile, „ich weiß in diesem Augenblicke wohl besser als du selbst, wie sich für uns alle die Zukunft – nicht die äußere; von dieser spreche ich nicht – gestalten wird. Ich weiß, wie der junge Priester und wie du, wie ihr beide heimkehren und einander gegenüberstehen werdet. Ihr werdet stumm, gedankenschnell einen harten, schweren Herzenskampf austämpfen. Just weil ihr rein und gut seid, steht die Schändlichkeit der Jesuiten für immer zwischen euch. Nein, nicht zwischen euch, nur zwischen zwei irren Flammen. Aber diese Schranke wird fallen, sie besteht gar nicht mehr, sobald ihr in Freundschaft einander die Hände reicht. Und das werdet ihr. Als treue, gute Freunde werdet ihr stark und geläutert aus schwerer Prüfung hervorgehen, werdet alles andere verwinden.“

Regine hob flehend die Hände zu ihm empor. „Albert, Albert, vergib mir! Töte mich nicht mit deiner Güte! Rette du mich, wie ich dich bat, rette mich vor mir und allem Bösen! Ich will ihn nicht wiedersehen.“

„Nein, du mußt ihn wiedersehen. Tatest du es nicht, wüßtest du kleinmütig aus, du fändest nie mehr in deinem Leben Ruhe, du würdest bis zu deinem Tode ein furchtbares Kreuz mit dir schleppen, ein Kreuz, an dem schwer die Dreieinigkeit des Zweifels, der Reue und des Gedankens hängt. Du mußt ihn wiedersehen; denn wenn und ehe ihr euch jetzt trennt, mußt du Klarheit über ihn und sein Fühlen, er Klarheit über dich und dein Fühlen gewonnen haben. Sonst erwüchse euch unmenschliche Pein. Du kannst ihn ruhig wiedersehen, Gina. Glaube mir! So wie du als eine andere von mir in dein Haus zurückkehrst, so kehrt er als ein anderer vom Grafen Bronowski zurück. Das weiß ich. Du sollst ihn sehen und sprechen; du wirst es ruhig tun. Und ich bin sicher, daß du dann auch ruhig wieder vor mir stehen wirst, ja, daß du dich sehnen wirst, das, was du empfinden und erkennen gelernt hast, bald, bald mir anzuvertrauen. Und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht findest du mich dann bereit.“

Mit ihren großen, blauen Augen blickte Regine dem Prinzen voll ins Antlitz. „Ich glaube dir, Albert. Ich fühle, daß du wahr sprichst.“ Der Ton dieser Worte verriet, daß eine seltsame, entschlossene Ruhe wundersam über Regine gekommen war.

Sie erhob sich von den Knien. „Ich will jetzt heim,“ sagte sie.

„Ja, Gina, geh! Und morgen um dieselbe Stunde sehen wir uns wieder. Ich komme zu dir, und du, bitte, bringe mir deine Freundin, Maja Karmetter! Wohl möchte ich lieber zu ihr, und es

ziemte sich auch besser für einen, der Abbitte leistet, wenn auch Abbitte für seinen Sohn. Aber der jungen Dame selbst zuliebe, um unliebsames Aufsehen und Gerede zu vermeiden, bitte ich sie, zu dir zu kommen. Ob du es ihr sagen willst, daß ich sie bei dir erwarte, oder ob du sie unter einem Vorwande zu dir führst, das überlasse ich dir. Du kennst sie besser, du wirst wissen, wie du es machen willst."

"Was willst du tun, Albert? Was wird aus Maja, aus meiner armen, armen Maja?"

Der Prinz zuckte schmerzlich die Achseln. "Das weiß ich heute noch nicht. Ich kann mit meiner schwachen Kraft vielleicht Wunden heilen, doch ein neues Leben schenken kann ich nicht. Bring' mir deine Freundin morgen, Gina! Ja?"

"Ja, Albert."

"Und nun geh', Kind! Geh', ich bitte dich."

Der Prinz drückte einen innigen, langen Kuß auf Regines Lippen; dann führte er sie mit sanfter Gewalt zur Türe. Es drängte ihn, allein zu sein; denn er fühlte seine Kraft schwinden. Und kaum war die Türe hinter Frau von Sellborn ins Schloß gefallen, wankte Prinz Albert. Seine tastende Hand fand eine Stuhllehne zur Stütze, und schwer sank er auf den Sitz. "Ich bin so müde, müde," kam es in leisen Klagelauten von seinen Lippen, und sein Haupt sank tief auf die Brust.

Als Frau von Sellborn vor dem Tore ihrer Villa anlangte, fuhr ein zweiter Wagen vor. Der Jesuit Viktor Kolberg war gleichzeitig mit Regine zurückgekehrt. Beide erzitterten und erröteten tief, da sie einander ansichtig wurden. Dann grüßte der Priester wortlos, und stumm erwiderte Regine seinen Gruß. Gemeinsam schritten sie nun dem Hause zu. Und binnen dieser kurzen Zeitpause erfüllte sich in beiden an Herz und Geist, was Prinz Albert seiner Geliebten vorausgesagt hatte.

Regine blieb jäh stehen und sagte: "Pater Viktor, bleiben wir einen Augenblick im Garten!"

Er nickte und folgte ihr, als sie einem abseits gelegenen Gäßchen, das von Buschwerk umgrünt war, zuschritt.

Beide hielten die Augen gesenkt.

Regine war es, die endlich den Mut fand, das Schweigen durch ein erlösendes Wort zu brechen. "Ich weiß alles," sagte sie leise.

"Alles?" fragte er dumpf.

"Ja."

"Auch --?"

"Auch das."

Es trat wieder Schweigen ein.

„Ich werde tun, was mir nunmehr zu tun bleibt,“ erklärte der Jesuit dann.

„Und das ist, Pater Viktor?“

„Das ist, gnädige Frau, daß ich in Tagen und hoffentlich schon in Stunden aufhöre, der Pater Viktor zu sein. Ich will trachten, aus einem schlechten Jesuiten ein guter Mensch zu werden. Und zu diesem Zwecke bitte ich um meine Entlassung.“

„Sie müssen mit dem Prinzen sprechen.“

„Das will ich, wenn Seine königliche Hoheit es gestattet, heute, morgen, bald, bald, sobald ich darf.“

„Und dann?“

„Dann nehme ich Abschied.“

Jetzt hob Frau von Sellborn die Augen und blickte dem Priester ins Antlitz. „Für immer, Viktor?“ fragte sie mit fester Stimme.

Er blickte auf und sah sie an. „Vielleicht fürs Leben, Regine; sicher aber für Monde oder Jahre,“ sagte er entschlossen.

Sie reichten einander beide Hände und ließen lange Blick in Blick ruhen.

„Du wirst mich nicht vergessen, Regine.“

„Und du mich nicht, Viktor.“

„Nein, Regine.“

„Nein, Viktor.“

„Leb' wohl!“

„Leb' wohl, mein Freund!“

Der Jesuit schritt dem Hause zu; nach geraumer Zeit erst folgte ihm Frau von Sellborn. Während des Restes dieses Tages sahen sie einander nicht mehr.

Am Abend, ehe er die Villa verließ, küßte Pater Viktor den kleinen Albert lang und innig. Daß er morgen nicht mehr wiederkehren und seinen Liebling Monde, vielleicht Jahre lang, vielleicht sein Leben lang nicht mehr wiedersehen werde, verriet er nicht.

In der Clavergasse rief Pater Sanden, der eben des Weges kam, ihn an, als er just die Türe seines Zimmers öffnen wollte. „Bruder Viktor!“

„Ja, Bruder Sanden?“

„Sie vernachlässigen Ihren treuen, alten Freund arg, mein lieber Bruder Viktor. Wenn dies auch einerseits meine Schuld sein mag, da ich jetzt zu sehr in Anspruch genommen bin, ist es doch andererseits auch wieder Ihre Schuld. Denn für Sie würde Ihr alter Bruder Sanden immer Zeit erübrigen, wenn Sie ihn

brauchen. Wollen Sie mir nicht wieder einmal Ihr Herz ausschütten, Bruder?"

"Nein. Ich will morgen abend dem Pater Provinzial beichten."

"Wie? Haben Sie denn kein Vertrauen zu mir? Verdienne ich das um Sie?"

"Das ganze, große Vertrauen, das Sie um mich verdienen, Bruder Sanden, habe ich Ihnen bewahrt. Glauben Sie mir! Gute Nacht, Bruder!"

"Gute Nacht, Bruder Viktor!"

Pater Sanden schüttelte bedenklich das kahle, rosige Haupt, als Pater Viktor Kolberg hinter der Türe seines Zimmers verschwunden war. Dann begab er sich zum hochwürdigen Pater Provinzial.

Pater Viktor riß indessen ungestüm das Kollar vom Halse, das Ordenskleid vom Leibe und schleuderte es zu Boden.

"Christus," betete er, "verleihe mir die Gnade, daß ich morgen den Jesuiten für immer von mir werfen darf!"

XXIV.

Der Bankdirektor Karmetter hatte mit dem Hofrat Rattenreyer verabredet, daß Maja am ersten Juni oder doch schon an einem der nächstfolgenden Tage die Stadt, in der schwüle Hitze und Staub überhand zu nehmen begannen, verlassen sollte, um in der Schweiz Erholung zu suchen. Demgemäß hatte er in der Zentralunionbank während der letzten Tage des Monats Mai alle Anordnungen erteilt und Maßregeln getroffen, um die nächsten Monate möglichst ungestört mit seinem geliebten, vom Tode geretteten Kinde verbringen zu können. Am Morgen des ersten Juni erschien er in Begleitung Rüttingers ein letztes Mal vor Eintritt seines Urlaubs im Bankgebäude, um noch einige Verfügungen zu treffen.

Als er mit seinem jungen Freunde, der ihm unentbehrlich geworden schien, den Finanzpalast verließ, blickte er recht sorgenvoll drein.

"Rüttinger," sagte er, "gehen wir zu Fuß nach Hause! Ich habe viele unangenehme Gedanken im Kopf und werde eine ziemliche Zeit brauchen, um sie los zu werden. Früher aber möchte ich nicht von Sonnenschein gesehen werden."

"Wie Sie wünschen, Herr Kommerzialrat. Gehen wir also!"

Die beiden Männer schritten lange in völligem Schweigen nebeneinander dahin, jeder tief in Gedanken versunken.

Der Bankier dachte in erster Linie an die unerfreuliche Nachricht, die er heute in der Bank vorgefunden hatte. Seine Exzellenz Hubert Graf Wangenau hatte angekündigt, daß er sein beträchtliches, der Zentralunionbank anvertrautes Barvermögen vom Herbst an zurückziehen und anderwärts verwalten zu lassen gedenke. Der Kommerzialrat erkannte ganz gut, wem er diese Überraschung zu verdanken hatte; es war ihm klar, daß die Jesuiten sich auf diese Art dafür zu rächen begannen, daß er auf Majas Wunsch die Bitte um das Geld zum Bau der Steinfurter Kirche endgültig in abschlägigem Sinne beantwortet hatte. Und er sah voraus, daß der Fall Wangenau nicht vereinzelt bleiben, sondern daß vielmehr über kurz oder lang seitens der klerikal gesinnten, unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Klienten ein wahrer Run in Szene gesetzt werden würde. Zwar bangte ihm nicht sehr davor; denn er war gewappnet, hatte für alle Fälle die nötigen Vorkehrungen getroffen. Immerhin war die drohende Gefahr nicht zu unterschätzen: ein solcher Sturm konnte für die Stärke und das Ansehen des Institutes doch nicht ganz folgenlos bleiben, und man mußte beizeiten sein Augenmerk darauf richten, die Lücken, die durch die Zurückziehung so großer Kapitalien gerissen werden würden, durch anderseitigen Geldzufluß zu stopfen. Wie das zu machen wäre, darüber sann der Finanzmann jetzt nach, und die gleichen Gedanken beschäftigten Rüttinger, der ja alle Sorgen des Kommerzialrates teilte. Aber nach einiger Zeit schweiften die Gedanken beider Männer, ohne daß sie mit einander sprachen, von diesem Gegenstande ab und wandten sich dem gleichen Ziele zu, eilten zu Maja.

Dem Bankdirektor bereitete sein Kind noch weit größere und tiefere Sorgen als seine Geldinteressen. Denn letztere belasteten ja nur sein Hirn, während erstere sein Herz bedrückten. Warum Maja das Versprechen, das sie dem Rektor des Steinfurter Kollegiums gegeben hatte, nicht einlösen wollte, wußte ihr Vater nicht. Er hätte sich mit der Frage, was diesen Gesinnungswechsel seiner Tochter verursachte, auch kaum beschäftigt, wenn Maja nicht in solch einem finster entschlossenen Tone ihr ‚Nein‘ gesprochen und nicht ein Blic des Hasses hiebei aus ihren Augen gesprüht hätte. Dieser Ton und dieser Blick hatten den Bankier erschreckt, hatten ihn betroffen und nachdenklich gemacht. Sein geliebtes Kind mußte bei diesen verhassten, ränkereichen Pfaffen böse Erfahrungen gemacht haben; sie hatte vielleicht Übles und Schändliches durch sie erlitten, war vielleicht gar getränkt, beleidigt worden. Der Kommerzialrat war außer sich vor Wut und Empörung bei diesem

Gedanken. Er hatte Rüttinger befragt, ob er etwas Derartiges wüßte; aber Rüttinger wußte nichts. Er hatte Maja selbst befragt und liebevoll und besorgt um eine Erklärung gebeten; aber Maja hatte jede Erklärung verweigert. Mein Gott, mein Gott, wenn sich sein Kind nicht mehr ihm, dem Vater, anvertraute, wem sollte es sich dann anvertrauen?

Überhaupt, Maja war so ganz anders als vordem, so schrecklich verändert, lachte nicht, ging starr und hart und bleich durch die Tage dahin und war verschlossen. Der Bankier wollte nicht, wollte nicht glauben, daß ein Herzeleid seine Tochter so verändert hätte, ein seelischer Schmerz, den sie geheim hielt; er wollte es nicht glauben. Er redete sich ein, daß die Krankheit schuld daran trüge, daß all' das bloß eine Folge der Krankheit wäre und mit der völligen Genesung und der Wiederkehr der verlorenen Körperkräfte schwinden würde. An diesen Gedanken klammerte er sich, ohne indessen hindern zu können, daß ab und zu sich dennoch eine Stimme in ihm erhob, die ihm zuflüsterte: „Belüge dich doch nicht! Sieh dir dein Kind genau an! So ändert kein körperliches, so ändert nur seelisches Leid!“ Und der Vater litt schwer, so oft sich diese warnende, mahnende, furchtbare Stimme erhob; sein Herz krampfte sich mehr zusammen, so oft sie sprach; manchmal flüchtete er sich dann in die Einsamkeit und weinte herzbittere Tränen im Bewußtsein seiner Hilflosigkeit und Ohnmacht. Und er ahnte nicht, was sein Kind bedrückte und unglücklich machte, er suchte und spähte vergebens nach dem Grunde; Rüttinger wußte offenbar nicht Bescheid, und Maja blieb verschlossen.

Warum sie wohl nicht abreisen wollte? Was sie noch hier in der Stadt festhielt? Eine unglückliche Liebe? Zu wem? Aber nein, das war nicht möglich. Das war ein törichter Gedanke. Maja und unglücklich lieben! Welchen Mann auf der weiten Welt gab es wohl, der nicht übergücklich gewesen wäre, dieses Sonnengeschöpf sein eigen zu nennen?

Der Bankier seufzte tief. Er hätte es so gerne, so gerne gesehen, wenn dieser junge Mann, der da an seiner Seite ging und der so klug und tüchtig und ehrenhaft war und seine Tochter so innig liebte, Gegenliebe gefunden hätte. Maja hatte Rüttinger lieb; das war sicher, das zeigte sich täglich und stündlich in tausenderlei Dingen. Aber war das mehr als Freundesliebe? Es war wohl nur diese; aber aus ihr konnte ein tieferes, wärmeres Gefühl entstehen. Und nichts auf Erden wünschte der Bankdirektor so innig als das. Denn in Rüttinger würde er einen Sohn finden, und seine Tochter würde ihm nicht verloren gehen. Vielleicht, vielleicht würde er es eines Tages doch erleben. Aber was Maja wohl

jetzt in der Stadt hier zurückhielt? Warum sie, da doch schon alles zur Abreise bestimmt war, die Fahrt hinauschieben wollte und erklärte hatte, daß sie, ehe sie die Stadt verließ, noch etwas erledigen müsse, etwas, das vielleicht in den nächsten Stunden, vielleicht erst in Tagen eintreten konnte? Was war das nur?

Diese Frage, die ihn quälte, stellte Arthur Karmetter dem neben ihm Schreitenden, obzwar er ihn schon mehr als ein Mal fruchtlos danach gefragt.

„Wissen Sie noch immer nicht, Rüttinger, warum Maja noch nicht fort will? Was glauben Sie?“

Aus Gedanken aufgeschreckt, fuhr Rüttinger zusammen. Zum vieltausendsten Male hatte er Maja vor sich gesehen, wie sie ihn umschlang und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte; zum vieltausendsten Mal hatte er seine Lippen bei dieser Erinnerung brennen gefühlt. Mehr als alles andere beherrschte ihn diese Erinnerung. Und immer wieder sagte er sich todestraurig, daß das kein verheißender Kuß gewesen, keiner, der süße Zukunftshoffnungen erwecken konnte und den Liebe gebär, sondern einer, der nichts war als Rachelohn, aus Haß gegen einen anderen Mann geboren und darum jede Hoffnung auf immer zerstörend. Wissen wollen hätte er diese Erinnerung nicht; diesen einen Kuß, welchem Gefühle Majas auch immer er entstammte, hätte Rüttinger nicht um den Preis seines Lebens ungeschehen machen wollen. Und doch fluchte er ihm, weil er empfand, daß diesem kein anderer mehr folgen konnte.

„Was sagten Sie, Herr Kommerzialrat?“ fragte er jetzt.

„Ob Sie noch immer nicht wissen, warum Maja noch nicht fort von hier will, mein Freund.“

Der Gefragte zuckte schmerzlich die Achseln. Er wußte es selbst nicht genau. Was Maja bei Frau von Sellborn gesprochen und getan hatte, was sie plante und vielleicht erhoffte, hatte sie ihm nicht verraten. Er wußte wohl, was ihr widerfahren war, aber nicht, ob und wie sie sich rächen wollte. Sie schwieg ja auch ihm gegenüber, obzwar sie erkannte, wie weh es ihm tun mußte.

„Ich weiß nicht, Herr Kommerzialrat, noch immer nicht,“ erwiderte er.

Da seufzte der andere, und beide schritten abermals eine Weile schweigend nebeneinander dahin.

Wieder war es der Bankdirektor, der dann das Wort ergriff.

„Wissen Sie, was mir komisch vorkommt?“ sagte er. „Daß der Baron Mollwitz, der doch während Majas Krankheit täglich Blumen geschickt hat, auf einmal dann nichts von sich hat hören

lassen und jetzt, wo Sonnenschein schon empfangen darf, sich nicht blicken läßt."

Rüttinger zuckte erschrocken zusammen. Er erfaßte, daß der Bankier bei seiner peinigenden Suche nach der Ursache der Weigerung Majas, schon abzureisen, auf den Gedanken an Mollwitz gekommen war. Wie nahe er da der wirklichen Ursache war, daß ahnte dieser arme Mann nicht.

"Das wundert mich nicht, Herr Kommerzialrat," entgegnete Rüttinger. "Der Baron wird in der letzten Zeit wohl sehr beschäftigt gewesen sein."

"Womit?"

"Mit Vorbereitungen zur Übersiedlung. Sein Prinz ist nach Hammerau transferiert worden und er mit ihm. Gestern abends sollen sie abgereist sein."

"So, so," meinte der Kommerzialrat. "Kein Schad' um sie. Ich mag sie beide nicht sonderlich."

Und abermals trat Schweigen ein.

"Wissen Sie, woran ich jetzt eben dachte?" fragte der Bankier nach einer Weile.

"Nein, Herr Kommerzialrat."

"Daß ich eigentlich alt werde."

"Das merkt man wirklich nicht."

"Ich selbst merke es, mein guter Rüttinger. Sehen Sie, ich habe doch mein ganzes Leben in Arbeit verbracht, und nie ist mir der Gedanke gekommen, ich könnte eines Tages wünschen, mich zur Ruhe zu setzen. Und jetzt wünsche ich es doch. Also bin ich alt."

"Das ist noch kein Zeichen."

"Das ist eines. Verlassen Sie sich drauf! Besonders deshalb, weil dieser Wunsch jedesmal mit einem anderen verbunden ist, wie ihn nur ein alter Mann haben kann, mit so einer Art von Traum."

"Darf ich fragen, was für ein Traum das ist, Herr Kommerzialrat?"

"Gewiß. Ich möchte alle die Geschäfte aus dem Kopf haben und spielen. Ja, wirklich und wahrhaftig, Rüttinger, spielen, den ganzen, lieben, langen Tag lang spielen."

"Spielen? Was denn?"

"Oh, wenn ich das nur bald erlebte! Mit einem Enkel spielen."

Rüttinger senkte tief das Haupt. Das Herz war ihm brechend schwer. Mein Gott, mein Gott, der arme, arme Mann!

Nun waren sie vor dem Palais angelangt. Dort erfuhren sie, daß Frau von Sellborn vor einer halben Stunde hier gewesen und dann mit dem gnädigen Fräulein fortgefahren war. Das

gnädige Fräulein hatte die Botschaft hinterlassen, daß sie zum Speisen zurück sein oder sonst telephonieren werde.

„Wieder Frau von Sellborn,“ dachte Rüttinger voll Bitterkeit. „Ich bin beiseite geschoben. Was da wohl vorgeht?“

„Frau von Sellborn,“ dachte Arthur Karmetter, und in seine Augen stieg ein Leuchten. „Morgen noch gehe ich zu ihr. Sie wird mir sagen können und sagen, was Maja fehlt, warum sie noch hier bleiben will.“

Er blickte auf die Uhr.

„Rüttinger,“ sagte er, „wir haben über eine Stunde Zeit bis zum Essen. Da machen auch wir Besuche. Ich bin noch immer nicht dazu gekommen, Ihre Eltern aufzusuchen. Wenn ich jetzt nicht störe, führen Sie mich hin! Darf ich?“

„Gewiß, Herr Kommerzialrat. Meine Eltern werden glücklich sein, wenn —“

„Papperlapapp,“ fiel ihm der Bankier ins Wort, „ich werde glücklich sein, wenn. So steht's. Kommen Sie schnell zum Wagen!“

Und während die beiden Männer schweigend dahinfuhren, träumte der eine von der Bitterkeit eines Russen von geliebtem Munde und der andere von dem Spiele mit einem geliebten Enkel.

Wie es Seine königliche Hoheit Prinz Albert gewünscht und wie sie es mit ihm verabredet hatte, war Regine zu Maja gekommen, um sie abzuholen. In der Überzeugung, daß ihre arme Freundin sich nicht nur nicht sträuben, sondern vielmehr voll Genugtuung den Wunsch, die Bitte des Prinzen vernehmen würde, hatte sie beschlossen, keinen Vorwand zu gebrauchen, sondern den Zweck ihres Kommens sogleich offen zu sagen. Und das tat sie.

„Maja, meine teure Maja,“ sagte sie ernst, „sowohl Pater Viktor wie auch ich haben mit Prinz Albert gesprochen.“

„Und ihm alles, alles gesagt, Regine?“

„Pater Viktor hat ihm alles gesagt.“

„Und er?“

„Er erwartet Sie jetzt; er bittet Sie um eine Unterredung.“

Maja fuhr zusammen. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Doch faßte sie sich rasch und fragte: „Und was will er von mir?“

„Ich weiß es nicht, Maja.“

„Ist das wahr, Regine?“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht weiß. Aber daß es zu Ihrem Besten ist, können Sie glauben.“

„So sicher sind Sie dessen?“

„So sicher. Wenn es einen Menschen auf Erden gibt, dem

man blind vertrauen darf, weil er stets groß, gerecht und gütig handeln wird, so ist er es. Ich habe es an mir und anderen unzählige Male erfahren, Maja." Leise fügte sie hinzu: „Jetzt gerade mehr denn je.“

Die junge Dame blickte Frau von Sellborn prüfend, sinnend an. „Ich muß Ihnen wohl glauben," meinte sie dann. „Gerade Ihnen, Regine.“

Regine hob die gesenkten Lider und sah der Freundin mit einem schmerzlichen Lächeln ins Antlitz. „Gerade mir," sagte sie und nickte.

Maja reckte sich in trotziger Entschlossenheit. „Ich bin bereit, Regine," erklärte sie hart. „Ich will dem Vater sagen, was sein Sohn ist. Und gleicht er ihm nicht und ist er so, wie Sie ihn sehen, Regine, dann — dann wird er mich auch rächen.“

Sie läutete und ließ sich umkleiden. Wenige Minuten später verließen beide Damen das Haus und fuhren zur Villa Sellborn, wo Seine königliche Hoheit Prinz Albert ihres Kommens harrete. —

Frau von Sellborn führte ihre Freundin bis zur Schwelle eines Gemaches, ließ sie eintreten und zog dann leise hinter ihr die Türe zu. Maja blieb, als sie des Prinzen ansichtig ward, stehen, ohne tiefer ins Zimmer zu schreiten.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind." Mit diesen Worten kam Prinz Albert der jungen Dame entgegen, kaum daß sie die Türschwelle überschritten, und reichte ihr die Hände.

Maja, die ihn wohl von Ansehen kannte, ihn aber noch nie so nahe von Antlitz zu Antlitz erblickt und nie mit ihm gesprochen hatte, blickte ihm jetzt prüfend in die Augen. Sie war ganz ruhig, eilig falt wie vor wenigen Tagen, als sie der Freundin und dem Priester die Geschichte ihrer Liebe und ihres Glends erzählt hatte. Und sie war entschlossen, all' ihre Kälte zu bewahren, stolz und hart, wie sie jetzt dastand, auch zu verbleiben und entweder diesem Manne die ganze Verachtung ins Antlitz zu schleudern, die sie für seinen Sohn empfand, oder von ihm, wenn er ihre Verachtung teilte, Genugthuung, Rache zu verlangen. An diesem ihrem festen Vorsatz änderte es auch nichts, daß sie in seinen Augen warmes Mitgefühl, Güte und Trauer las.

Sie verneigte sich vorschriftsmäßig tief, richtete sich dann stolz wieder hoch auf und stand starr.

„Nehmen Sie Platz," bat Prinz Albert.

„Ich weiß nicht, ob ich in Gegenwart Eurer Königlichen Hoheit einen Platz für mich finde.“

Um seinen Mund zuckte es, und der Ausdruck schmerzlicher Trauer in seinen Augen vertiefte sich. „Hätte ich Sie sonst hierher gebeten, Kind?"

„Ich weiß noch nicht, was Königliche Hoheit damit bezwecken.“

„Was ich bezweckte? Was ich eben zu tun vermag. Viel ist es ja nicht. Ich wollte, ich wäre jetzt mehr als ein Mensch, wäre ein Schöpfer, um neues Leben schaffen zu können in Ihrem Herzen, — nein, um Ihnen ein neues Herz schenken zu können, das nichts von dem weiß und empfindet, was jetzt Ihr Herz erfüllt.“

„Ich verstehe. Königliche Hoheit sind kein Schöpfer, will das sagen, haben darum keine Taten für mich, sondern nur Worte. Und mit Worten läßt sich nichts ungeschehen machen, läßt sich nicht einmal Geschehenes vergelten. Das ist der Epilog für jedes begangene Verbrechen, das ist die landläufigste und billigste Form der Sühne.“

Der Prinz hob die Hände und faltete sie. „Mein armes Kind! So bitter hat er Sie gemacht, so tief zerstört — er, dessen Namen ich vor Ihnen nicht aussprechen will, um Ihnen nicht wehe zu tun! Ich sehe Sie hier vor mir stehen und denke mir, wie Sie vordem gewesen sein mögen, denke mir, wie Sie vor mir gestanden wären, wenn es anders gekommen wäre, wenn er ein anderer wäre. Jung und schön sind Sie, und lebensfroh, glücksverlangend, strahlend müssen Sie gewesen sein wie der Frühling selbst. Und jetzt sehe ich Sie hier vor mir und sehe Sie so entzuletzt verbittert, voll Haß statt voll Liebe, voll Härte statt voll Weichheit, höre in Ihrer Stimme den Klang eines gebrochenen Herzens, einer vernichteten Lebenshoffnung, den Todesschrei eines gewaltsam und frevelnd erstickten Glückes. Und ich muß mir sagen, vor Ihnen sagen, daß es mein Fleisch und Blut, mein eigener Sohn ist, der dieses Verbrechen an Ihnen beging! Wissen Sie und fühlen Sie denn, mein Kind, wie bitter mir das ist? Jeder kann nur für seine und mit seiner Person ein Verbrechen, das er begangen hat, sühnen. Für einen zweiten sühnen können wir nicht. Und das ist's, was mir diese Stunde so bitter macht. Und daß dieser zweite einer ist, dem ich das Leben schenkte, das macht mich so unglücklich, so hilflos vor Ihnen. Mein Kind, was immer Sie für ihn empfinden jetzt, — mit seinem Vater haben Sie Mitleid! Ich hab's ja nicht gewollt; nie und nimmer hätte ich das zugelassen. Verstehen Sie nicht, daß ich hier Abbitte leistete, — ich alter Mann mit den weißen Haaren Abbitte leistete einem unglücklichen jungen Mädchen, an dem mein Sohn zum Verbrecher wurde?“

Der Prinz hatte mit so bewegter Stimme, in so schmerzlichem Tone gesprochen, daß Majas Herz zu klopfen begonnen hatte in Weichheit und Rührung. Aber nur einen Augenblick lang. Voll

bitterer Festigkeit jagte sie die weiche Regung aus ihrer Brust und hörte dann unbewegt weiter zu.

„Königliche Hoheit,“ sagte sie, als der Prinz verstummte, „ich bin gewiß für all' diese guten und edlen Worte tief dankbar. Aber wenn Königliche Hoheit, wie ich sehe, das Vorgehen des – jenes Menschen wirklich als gerechter Richter beurteilen und wirklich ermessen, was mir geschah, was aus mir wurde, dann wissen Königliche Hoheit auch, daß mir mit Worten nicht gedient ist, daß Worte nichts gutzumachen vermögen. Ich kann und will nicht verlangen, daß Königliche Hoheit durch die Schuld eines zweiten sich vor mir demütigen zu müssen glauben; das kann ich nicht annehmen und bitte Eure Königliche Hoheit, sich und mir das zu ersparen.“ Ihre Stimme nahm plötzlich einen leidenschaftlichen Klang an, als sie fortfuhr: „Ich kann das nicht annehmen, weil ich so elend, elend bin. Und dazu hat er mich gemacht, er. Nicht aber dadurch, daß er mich unglücklich machte, mein Leben zerstörte, sondern deswegen bin ich elend, weil ich mich erniedrigt habe, diesem, diesem Menschen mich, meine Ehre, meine Liebe, alles dahinzugeben. Nicht daß er mich verriet, betrog, macht mich niedrig, sondern daß er mich küßte, daß ich mich von ihm küssen ließ, das stempelt mich für ewig zur Schmachbeladenen.“

„Mein Kind, mein armes Kind! Glauben Sie mir, daß ich mit Ihnen fühlen kann, daß ich jedes bittere Wort, das ihm gilt, für gerecht halte und jede Bitterkeit, die Sie mir ins Antlitz schleudern würden, verzeihen würde! Was immer Sie sagen mögen, Sie haben recht. Es ist an Ihnen gehandelt worden, wie es ein Mensch, der die Heiligkeit einer Frauenliebe auch nur ahnt, wie es ein Mensch, der selbst seinem eigenen Herzen noch irgendwelchen Wert beimißt, niemals getan hätte. So ist Ihnen geschehen von meinem Sohne. Und da sollte ich nicht begreifen und fühlen können, daß in Ihnen ein harter, finsterner, gieriger Durst nach Vergeltung, nach Rache erwacht ist? Ich verstehe das. Aber gerade jetzt haben Sie selbst es ausgesprochen, daß Sie eigentlich nicht so sehr seinen niederen Verrat ungeschehen machen möchten und rächen, wenn dies möglich wäre, als vielmehr die Küsse, die Sie ihm gaben. Und auch das verstehe ich. Und sehen Sie, mein Kind, wenn es nun auch vielleicht möglich wäre, für den Verrat Rache zu nehmen, – den Menschen selbst zu einem anderen, würdigeren zu machen vermögen wir nicht und vermögen deshalb nicht das zu tilgen, daß Sie Ihre Liebe einem Unwürdigen gaben.“

Maja schüttelte das Haupt. „Nein, allerdings nicht, Königliche Hoheit,“ sagte sie kalt. „Man kann wohl auch noch mehr als das nicht ungeschehen machen, nicht wahr?“

Prinz Albert erzitterte über und über. „Kind, Kind,“ stammelte er, „versteh ich Sie recht? Heißt das etwa, daß – –?“

„Es ist wohl möglich, Königliche Hoheit.“

Den Prinzen faßte überwältigend seine tiefe Erregung. Mühsam stieß er hervor: „Mein Kind! Mein Kind!“

„Und was soll dann geschehen, Königliche Hoheit?“ fragte Maja kalt.

Mit Tränen in den Augen stürzte Prinz Albert auf sie zu, zog die Widerstrebende in seine Arme und bat: „Kind, mein liebes, liebes Kind, dann schenken Sie es mir, mir!“

Da schmolz ihre Kälte; ihr Troß und ihre Härte zersplitterten, und wildschluchzend umklammerte sie den Prinzen und barg das Haupt an seiner Brust.

Er fühlte sie wanken, hob sie empor, trug sie zu einem Ruhebette und legte sie sanft nieder. Wie leicht sie war, wie erschreckend leicht!

Maja weinte die ersten Tränen, seit ihr Glück in Stücke brach. Prinz Albert saß an ihrer Seite, hielt ihre Hand in der seinen, und auch seine Augen füllten sich mit Tränen. Und Maja schluchzte, schluchzte und vergoß erlösendes Herzensnaß in ungezählten Tropfen.

„Maja,“ bat der Prinz endlich, „sehen Sie mich an! Sprechen Sie zu mir wie zu einem Vater! Denn das bin ich Ihnen fortan. Ihr ganzes Herz erschließen Sie mir!“

Und sie schmiegte sich an ihn; sie schlang vertrauensvoll die Arme um seinen Hals; und als ihre Tränen mächtig linder zu fließen begannen, stammelte sie: „Ich habe ihn so heiß, so tiefinnig geliebt, über alles, mehr als mein Leben. Von meinem Leben, von der ganzen Welt hätte ich ja nichts anderes begehrt als seine Liebe, nur seine Liebe, sonst nichts. Mir träumte zuerst davon, seine Gattin zu werden, seine Würden zu teilen. Aber ich hätte mich zufrieden gegeben, sein Herz zu besitzen, nur sein Herz. Ich wäre glücklich, übergücklich gewesen, wenn er mir sich und seine Liebe erhalten hätte, wenn ich ihm im geheimen, ganz im geheimen für immer hätte angehören dürfen. Ich hätte um diesen Preis alles das glücklich und lächelnd getragen, was als Schmach und Schande gilt. Ich habe früher nicht so gedacht und empfunden, nein. Ich war so stolz und habe gewollt, daß er mich vor den Menschen zu seinem Weibe mache. Aber dann war mein Stolz geschwunden, waren meine kalten Pläne zerstoßen. Da war ich nicht mehr, die ich vordem war; eine einzige Stunde hatte mich völlig umgewandelt, und ich war Weib, nur Weib und wollte seine Liebe, nur seine Liebe. Und er –!“

Wieder begann sie heiß und wild zu schluchzen.

„Und an Ihnen, Kind, an Ihnen hat er so gehandelt,“ sagte Prinz Albert bitter schmerzlich.

„Was soll ich tun, was wird aus mir? Wenn ich nun einem kleinen Wesen das Leben schenken soll mit dieser Bitterkeit, diesem Haß im Herzen! Wenn das Kind von seiner Mutter als Erbteil diesen Haß, diese Verachtung, all' das gegen den Vater als Lebensgabe miterhält! Mein Gott, mein Gott!“ Sie schlug die Hände übers Antlitz und schluchzte nochmals tief auf. Dann richtete sie sich jäh mit wildem UngeStüm empor.

„Nein, nein,“ schrie sie, „lieber den Tod als das!“

Ein Zucken ging durch ihren Leib, ein fröstelndes Erschauern.

Prinz Albert näherte sein Antlitz dem ihren. „Maja,“ sagte er leise, „habe ich Sie nicht gebeten, mir altem Manne für meine letzten Lebensjahre Sonnenschein und Freude zu schenken und ein Kinderlächeln? Schenken Sie es mir, Maja, schenken Sie mir das Kind! Wir beide wollen es nicht Haß lehren und nicht Böses, nur Liebe und nur Gutes. Maja, mir geben Sie es! Ich nehme es zu mir. Wollen Sie?“

Sie aber warf das Haupt zurück und deckte sich die Augen. „Nein, nein, ich kann nicht, will nicht,“ ächzte sie. „Nur das nicht, nur das nicht!“

„Maja, was muß ich tun, damit Sie meine Bitte erfüllen?“ fragte Prinz Albert sanft.

„Nichts, nichts mehr. Ich will nichts mehr von ihm sehen, nichts hören; vergessen will ich ihn, vergessen. Und das könnte ich ja nicht, könnte ich niemals mehr, wenn — — —. Oh nein, nur das nicht! Vielleicht habe ich mich getäuscht, vielleicht ist es nicht wahr, vielleicht erspart mir Gott dieses Bitterste.“

„Sprechen Sie nicht so! Was gegen die Natur und gegen die Schöpfung ist, das ist Sünde. Sie sind jetzt zu wild erregt. Ich darf jetzt nicht in Sie drängen, kann nicht verlangen, daß Sie mir ruhig und klar Ihre Wünsche nennen. Aber ich kann Ihnen jetzt sagen und schwöre Ihnen zu, daß ich meine ganze Macht in die Waagschale werfen werde, damit alle Ihre gerechten Wünsche erfüllt werden. Und dafür verlange ich jetzt nur eines von Ihnen: Sie sollen mir versprechen, daß Sie mir die Freude meines Alters schenken, wenn Ihnen ein gütiges Schicksal, ja, mein Kind, ein gütiges, die monnigste Schmerzensstunde des Weibes beschert. Versprechen Sie mir das, Maja?“

„Nein, nein, ich verspreche nichts, ich weiß nichts, ich habe mich vielleicht getäuscht, ich hoffe es, ich will fromm werden und beten darum. Jetzt will ich nicht davon sprechen, jetzt nicht. Es tut mir weh, oh, so unfähig weh.“

„Gut, Maja. Ich will Sie jetzt nicht quälen, ich will mich gedulden. Aber in Stunden oder Tagen, wenn Sie ruhiger geworden sind, kommen Sie zu mir oder rufen mich, nicht wahr? Sie finden mein Herz und meine Arme stets offen für Sie. Sie werden mich rufen, nicht wahr?“

Maja stöhnte qualvoll auf. „Ja, ja, gut. Ich werde, werde. Aber Ruhe erst, Ruhe brauche ich. Ich muß wieder werden, wie ich war.“

Sie versuchte sich zu erheben. Aber da fiel sie zurück, und die Sinne schwanden ihr.

Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie Frau von Sellborn neben sich stehen, angstvoll um sie bemüht.

„Was ist Ihnen, Maja? Wie geht es Ihnen?“ fragte Regine.

Maja sah die Freundin lange mit starrem Blick an und sprach nicht.

Abermals fragte Regine: „Was ist Ihnen, Maja?“

Diese richtete sich auf. Kalt und starr und hart schien sie wieder. „Ich beneide Sie, Regine,“ sagte sie. „Sie haben mehr Glück gehabt als ich. — Aber mir ist wohl; jetzt ist mir wieder wohl. Lassen Sie mich nach Hause fahren!“

„Und was wird nun, Maja?“

Diese lachte schrill auf. „Was nun wird? Die Dinge werden ihren Gang gehen. Das ist im Leben immer so, und ich werde keine Ausnahme machen von dieser glorreichen Regel.“

Wortlos begleitete Frau von Sellborn ihre Freundin zum Wagen. Prinz Albert hatte die Villa schon verlassen.

„Wann sehe ich Sie wieder, Maja?“ fragte Regine. „Oder besser: wann sieht Prinz Albert Sie wieder?“

„Sobald es an der Zeit ist, Regine. Haben Sie Dank für alles, alles! Adieu!“

Beflochten blickte Frau von Sellborn dem dahinrollenden Wagen nach.

Auf Majas Wunsch nahmen an diesem Nachmittage nach dem Speisen der Kommerzialrat und Rüttinger in ihrem Boudoir den Kaffee.

Während ihr Vater ihr gerade in herzlichen Worten von seinem Besuche bei Rüttingers Eltern erzählte, fragte Maja plötzlich: „Rüttinger, kommen Sie mit uns?“

Der Gefragte sah sie überrascht an. „Wie meinen Sie das, gnädiges Fräulein? Wohin?“

Statt aller Antwort wandte sich Maja ihrem Vater zu. „Papa,“ sagte sie, „was meinst du? Wollen wir nicht morgen oder übermorgen reisen?“

Freudig fuhr der Bankdirektor empor. „Sonnenschein, ist das dein Ernst?“

„Gewiß, Papa.“

„Aber natürlich, Kind. Mit tausend Freuden. Gott, ich bin ja glücklich, daß du dich entschlossen hast. Und Rüttinger kommt gewiß mit uns, wenn du willst. Nicht wahr, Rüttinger?“

An seiner Statt antwortete Maja: „Gewiß.“

Rüttinger schüttelte das Haupt. „Ich kann nicht, Fräulein Maja. Ich warte bloß, bis Sie reisen, und trete dann sofort meinen Posten an. Ich habe es hinausgeschoben, solange ich vermochte. Jetzt geht es nicht mehr.“

Sie trat dicht an ihn heran und blickte ihm tief in die Augen. „Und wenn ich Sie brauche, Rüttinger? Wenn ich Sie bitte? Werden Sie mir dann ein Opfer bringen? Nicht nur ich, auch mein Vater braucht Sie. Sie werden ihm vielleicht unentbehrlich sein. Nicht wahr, Papa?“

„Ganz richtig, Kind. Da hören Sie's, Rüttinger. Geben Sie diese Sache überhaupt auf und werden Sie künftiger Direktor der Zentralunionbank!“

„Ich – ja, aber, ich – –,“ begann Rüttinger stammelnd.

Maja sah ihn seltsam an. „Ich will.“

Da schwieg er und senkte das Haupt.

„Und wann und wohin, Sonnenschein?“ fragte der Kommerzialrat.

„In die Schweiz. Du darfst dir das schönste Fleckchen Erde für deinen Urlaub aussuchen. Wann wir fahren, mußt du nachsehen. Ich überlasse alles ganz und gar dir.“

Der Bankdirektor war überglücklich. „Kind, diese Freude! Warte, ich hole gleich den Fahrplan, und wir schlagen nach und beraten, wann und wohin.“

Rüttinger erhob sich. „Ich werde läuten, Herr Kommerzialrat, oder selbst gehen, um das Buch zu holen.“

Er schritt der Türe zu.

Aber Maja hielt ihn zurück. „Lassen Sie doch Papa die Freude, Rüttinger! – Ja, Papa, bitte, geh' und bring' uns das Buch!“

Als ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, faßte sie Rüttinger mit hartem Griff an den Handgelenken. „Rüttinger, wenn Ihnen mein Leben noch lieb ist, so wünschen Sie mir, daß ich mich täusche!“

„Worin, Fräulein Maja?“

„In dem, was ich befürchte.“

„Sie erschrecken mich. Was ist das?“

„Ich will ihm kein Kind gebären,“ flüsterte Maja mild, und ihre dunklen Augen flackerten. Dann ließ sie den tödlich erblaßten, taumelnden Mann los und wandte sich ihrem Vater zu, der eben wieder mit strahlendem Antlitz, das Buch in der Hand, das Zimmer betrat.

„Jetzt sehen wir also nach, wann und wohin wir reisen, Papa,“ sagte sie ruhig.

Wie Wetterleuchten, das ein drohendes Ungewitter verkündet, hatte es im Antlitz Pater Hüllmanns aufgezuckt, als Pater Sanden ihm die Worte des Bruders Viktor Kolberg hinterbrachte und dessen Haltung schilderte. Aber er hatte nichts gesagt als: „Es ist gut, Bruder Sanden. Ich erwarte morgen seine Beichte und will ihm jene Absolution erteilen, deren er würdig ist.“

Pater Viktor, der am nächsten Morgen mit unsäglichem Widerwillen das Kleid wieder anlegte, das er am vergangenen Abende zu Boden geschleudert hatte, wußte, als er zur gewohnten Stunde das Jesuitenhaus verließ, wohl bereits, daß der Provinzial ihm mißtraute; doch er ahnte noch nicht, daß er nicht unbeobachtet seines Weges schritt. Er dachte noch nicht, daß sein Vorgesetzter, wenn er ihm am Abende gegenüberstehen würde, bereits wissen würde, daß Bruder Kolberg nicht, wie es der Anschein glauben machte, seinen Weg zur Villa Sellborn genommen und dort den Tag verbracht hatte, sondern von der Clavergasse unverzüglich ins Hotel gegangen war, in dem der ehemalige Jesuit Graf Bronowski sich aufhielt. Aber wenige Stunden später wußte er bereits darum.

„O, komm' einmal hier zum Fenster, mein lieber Kleiner,“ sagte der Pole im Laufe des Vormittages. Und als der junge Priester seiner Aufforderung Folge geleistet hatte, fuhr er fort: „Schau dir dort vis-à-vis im Café den guten Bürgermann mit der Glaze und dem weißen Piquégilet mit der dicken Uhrkette an! O, siehst du ihn? – Der sitzt schon seit gestern hier, liest Zeitungen, schreibt Briefe und sieht das Hotel an. Daß aber ein anderer braver Bürgermann, der ebenso harmlos wie er ausschaut, ihn beobachtet, – o, das weiß der edle Mann nicht.“

„Die Jesuiten?“ fragte Pater Viktor.

„O ja. Die lieben Brüder haben irgendwie, gewiß auf edle, vornehme Art, meine Spur wieder entdeckt. Aber ich fürchte sie nicht. Sie beobachten mich, und ich beobachte sie, und Seine königliche Hoheit mein edler Prinz beobachtet alles. So.“

Die beiden Männer sprachen viel über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, berieten in herzlicher Freundschaft und verließen bis zur vierten Nachmittagsstunde nicht das Zimmer. Um

diese Stunde fuhr vor dem Hotel ein einfacher Mietwagen vor, auf dessen Bock neben dem Kutscher ein schlicht und unauffällig livrierter Diener saß. Dieser erfragte vom Portier die Zimmernummer des Grafen Granekoi und überbrachte dem Grafen Bronowski einen Brief.

Der Graf las das Schreiben, und seine Mienen verklärte das Glück. „Komm', Viktor,“ sagte er, „komm' rasch! Du wirst erwartet und auch ich, — o, auch ich.“

Der andere verstand und drückte ihm herzlich die Hand. „Komm', Bruder!“

Die beiden Herren verließen das Hotel und bestiegen den harrenden Wagen, der sie zum Palais des Prinzen Albert brachte. Während der Jesuit zu Seiner königlichen Hoheit geführt wurde, geleitete ein Leibjäger den Grafen Bronowski zu den Gemächern Ihrer Hoheit der Fürstin Irene von Hettingen. —

Prinz Albert begrüßte den jungen Priester, und während er dessen Hand in der seinen behielt und ihm mit gutigem Ernst tief in die Augen blickte, fragte er: „Nun, Viktor Kolberg, was haben Sie mir heute zu sagen?“

Der Jesuit hielt den Blicken des anderen stand und erwiderte in innigem, ehrfurchtsvollem Dankestone mit fester Stimme: „Ich habe heute mehr denn je zu danken für das edle, große Vertrauen, daß Eure Königliche Hoheit mir schenkten, als es schwer war, mir Vertrauen zu mahren, und habe für all' die großherzige Fürsorge zu danken, die Königliche Hoheit mir unverdienterweise zuwenden. Worte sind ein schlechter Dank; ich weiß. Aber ich hoffe und verspreche, daß mein ganzes künftiges Leben in Taten den Dank beweisen soll, den ich Eurer Königlichen Hoheit für meine Befreiung aus den Fesseln dieses Kleides schulde und weiß. Mein Dank soll es sein, daß ich mich all' dessen, was Königliche Hoheit Gutes, Großes an mir taten, würdig erweise.“

Der Prinz ließ die Hand des Priesters los und nickte. „So höre ich Sie gerne sprechen, mein junger Freund. Was gestern vorfiel, brauchen Sie mir nicht zu sagen. Ich wußte es im voraus, und Frau von Sellborn, die mich vor kaum einer Stunde verließ, bestätigte meine Gedanken. Sie sind auf dem Wege, die Welt und die Menschheit richtig zu erfassen und aus gutem, reinem Herzen diesem Erfassen gemäß Ihre Taten zu regeln. Nur vor einem lassen Sie mich, Ihren ehrlichen Freund, Sie warnen, vor einer Gefahr, die nahe liegt, weil Sie katholischer Priester, weil Sie Jesuit sind — oder sagen wir lieber: waren! Sie haben vor wenigen Tagen einen Ausspruch von mir gehört; der lautete: ‚nicht Jesus, sondern Christus‘. Mißdeuten Sie das nicht, Viktor Kolberg, er-

fassen Sie wohl, was in dem Worte Christus liegt und daß es nicht gleichbedeutend ist mit der engen Auffassung des Christentums, die sich leider vielfach in der Welt, zumal aber im Kloster findet! Vergessen Sie nie und nirgends, daß Christus jener Mann war, in dessen Absicht es lag, eine Religion zu gründen, die weder arm noch reich, weder hoch noch nieder, weder Jude noch Heide, weder schwarze noch gelbe noch weiße Rasse von ihren Segnungen ausschließen sollte. Und als diese Segnungen, die das ganze Fundament seiner Lehre bildeten, hat Christus die Brüderlichkeit, die werktätige Nächstenliebe, die Gleichheit aller gewollt, die da guten Herzens sind. Daß es anders wurde, als der große Menschensohn es wollte, das ist nicht seine Schuld, sondern die seiner Apostel Petrus und des Paulus vor allem, ist die Schuld all' der kleinen, haßerfüllten Herzen, die sich im Laufe der Jahrhunderte das Recht anmaßten, als Christi Nachfolger und Stellvertreter zu gelten. Das vergessen Sie nicht, mein junger Freund, diese meine Worte nehmen Sie für Ihr ganzes künftiges Leben mit und mißdeuten Sie niemals, was Christus ist, heißt und besagt!"

"Ich verstehe das, Königliche Hoheit, und es zu beherzigen, wird mir nicht schwer fallen; denn so empfinde auch ich."

"Das ist recht, das ist gut für Sie und Ihre Mitmenschen. Und nun sagen Sie mir, Viktor Kolberg, wie Sie Ihr Leben zu gestalten gedenken!"

"Zuerst bitte ich Eure Königliche Hoheit, mich von meinem Schwur zu lösen. Darf ich schon heute frei und ehrlich dem Provinzial gegenüberreten und meine Fesseln sprengen? Darum bitte ich vor allem."

"Ja, Viktor Kolberg, das dürfen Sie. Ich kann Sie mit ruhigem Gewissen nunmehr von Ihrem Schwure lösen, nachdem Graf Bronowski Ihnen sein Leben erzählte. Das tat er doch?"

"Ja, Königliche Hoheit."

"Dann sind Sie gewarnt, dann werden Sie Ihre Lehren daraus gezogen haben und wissen, was Ihnen drohte. Drohte, nicht droht. Denn zur selben Stunde, in der Sie Ihrem bisherigen Vorgesetzten vors Antlitz treten, sind Sie unter meinem Schutze. Droht Ihnen der Jesuit, so sagen Sie es ihm! Wann wollen Sie mit ihm reden?"

"Vielleicht um neun Uhr."

"Gut. Wenn Sie bis zehn Uhr die Schwelle des Jesuitenhauses noch nicht überschritten haben, um in Ihr neues Leben hinauszutreten, dann lasse ich Sie holen. Sagen Sie das, wenn man Ihnen droht! Gewaltsam holen. Die Herren sind wohl mächtig, aber nur in ihrer Maulwurfsarbeit, auf schmutzigen Hinter-

treppen und im trüben Zwiellicht. Im offenen Kampfe bin ich denn doch wohl stärker und mächtiger als sie. Und das wissen sie gut. Sie werden den Mann erblaffen sehen, wenn Sie es ihm sagen."

"Auch für diese Fürsorge danke ich Eurer Königlichen Hoheit aus tiefster Seele. Ohne sie würde ich wohl ein toter Mann, ein lebendig Begrabener."

"Vielleicht. Dem Priesterstrafhaus würden Sie keinesfalls entgehen, vielleicht auch Schlimmerem nicht. – Doch ich wiederhole meine Frage: wie gedenken Sie ihr künftiges Leben zu gestalten?"

"Geistig und körperlich will ich arbeiten, Königliche Hoheit. Ich glaube, ich habe in mir Gaben, die fruchtbringend erweckt werden können."

"Daran zweifle ich keinen Augenblick; Sie werden noch Gutes, Tüchtiges leisten."

"Ich will versuchen, der Menschheit zu nützen, Königliche Hoheit."

"Die Vorbedingungen sind gegeben, Viktor Kolberg, in Ihrem Geiste und Ihren Jesuitenerfahrungen."

"So denke auch ich. An gutem Willen und Mut fehlt es mir nicht, und ich hoffe, auch die Kraft zu finden."

"Und was Ihr äußeres Leben, Ihre körperliche Arbeit, von der Sie vielleicht noch nicht das richtige Bild haben, betrifft, – dafür, mein junger Freund, lassen Sie fürs erste, aber auch nur fürs erste Ihre Freunde sorgen! Sie haben im Grafen Bronowski einen Bruder, einen verlässlichen Freund."

"Ich weiß es, Königliche Hoheit, und auch dafür danke ich aus bewegtem Herzen."

"Sagen Sie dem Grafen, er solle heute abend – um – ja, um halb acht Uhr nochmals zu mir kommen! Alles Weitere werden Sie von ihm dann erfahren, mit ihm besprechen. – Und nun, Viktor Kolberg, sage ich Ihnen in meinem und in Regines Namen: auf Wiedersehen. Sie dürfen mich vergessen, wenn Ihnen das Leben leicht wird und Sonnenschein bringt, dürfen mich aber nicht vergessen, wenn und sobald und so oft es Ihnen schwere, wolkenbüstere Stunden beschert. Hier in mir sehen Sie den Freund, den als ersten anzurufen Ihre Pflicht ist. Ich habe eine gewisse Verantwortung übernommen, bin mir und Gott und den Menschen Rechenschaft über Ihr Tun und Lassen schuldig, weil ich Ihnen Ihr neues Leben wies. Aber ich hoffe fest, daß ich in Ihnen aus einem Jesuiten – – –"

Der Prinz verstummte und blickte den Priester fragend an. Da ergänzte dieser: „Einen Menschen nach Christi Sinn und Wort gemacht habe."

„So ist es, Viktor Kolberg. Auf Wiedersehen!“

Obwohl Prinz Albert es zu hindern vermochte, brannte ein heißes Lippenpaar auf seiner Hand. Dann verbeugte sich der Priester tief und wortlos und ging.

In einem der Gemächer, die er durchschreiten mußte, traf er den Grafen Bronowski, der seiner harrete. Sie nickten einander zu und stiegen die Treppe hinab.

Als sie im Wagen saßen und die Pferde anzogen, faßte der Graf beide Hände seines Gefährten.

„O, Bruder, Bruder, ich bin so glücklich,“ sagte er. „Du nicht auch?“

Pater Viktor antwortete erst nach geraumer Zeit: „Ich hoffe, es zu werden.“

Gegen die neunte Stunde dieses Abends betrat Pater Viktor das Jesuitenhaus in der Clavergasse und stieg zum ersten Stockwerke empor. Als er vor dem Zimmer des Provinzials stand und an die Türe pochte, zitterten seine Finger nicht; sein Herz ging in gleichmäßigen Schlägen, seine Wangen trugen die Farbe erregungs-fremder Stunden. Ruhig war er, stark und entschlossen.

Der Aufforderung des Provinzials folgend, öffnete er und trat ein. Er verneigte sich kurz, und, ohne die übliche Begrüßung der Jesuiten zu gebrauchen, begann er: „Ich habe dem Pater Sanden gestern abend gesagt, daß ich heute bei Ihnen beichten will, Pater Provinzial, und ich glaube, Pater Sanden hat es wohl sofort hinterbracht und ich wurde erwartet. Ich will heute ein offenes, ehrliches Geständnis vorbringen, so unumwunden wie noch nie, will Ihnen, Pater Provinzial, mein Glaubensbekenntnis ablegen.“

Gleich bei den ersten Worten des jungen Priesters hatte sich Pater Hüllmann vom Sitze erhoben. Seine grauen Augen schossen Blitze, seine hohe, bleiche Stirn war tief gefurcht. Die Anrede, die Worte, die der Bruder gebrauchte, der Ton, in dem er sprach, die Haltung, in der er vor ihm stand, – das alles war ein Bild offener Empörung, ein Bruch der Gelübde, eine verbrecherische Auf-lehnung gegen Gott, eine strafbare Mißachtung der Vorgesetzten, eine Todsünde gegen die heiligsten Gebote der Jesuiten.

Pater Hüllmann sah den anderen vom Kopf zu Füßen mit eisigem Blick an. „So wagen Sie vor mein Antlitz zu treten? In diesem Zustande, vom Weine oder von einem Weibe berauscht, mit Todsünde beladen, wagen Sie sich Ihrem Vorgesetzten zu zeigen, Bruder Viktor Kolberg?“

„Pater Hüllmann,“ entgegnete Pater Viktor kalt, „ich komme,

um Ihnen zu sagen, daß Sie von heute an aufhören, mein Vorgesetzter zu sein, so wie ich aufhöre, Ihr Bruder in Jesu zu sein. Ich komme nicht im Zustande des Rausches zu Ihnen; Ihre Spi-
one werden Ihnen wohl gesagt haben, wo und wie ich den Tag verbrachte und daß weder Wein noch ein Weib meine Lippen berührten. Ich komme vielmehr im Zustande völliger Ernüchterung von dem langen Wahne, in dem mich dies Kleid gebannt gehalten. So ernüchtert bin ich, daß ich sogar Sie, vor dem ich lange zitterte, nüchtern vor mir sehe, weil ich inzwischen Menschen sehen gelernt habe statt Masken."

Der Provinzial verschränkte die Arme und lachte höhnisch auf. „In der That, Sie haben inzwischen Menschen gesehen, die eine Regung des Fleisches ins Kloster, eine zweite aus dem Kloster trieb. Würdige Vorbilder. Das vergaß ich."

„Beleidigen Sie den Grafen Bronowski nicht, Pater Hüllmann! Eine Schwäche seines Herzens und Leibes, eine Verirrung seiner Sinne habt ihr euch zunutze gemacht, um ihn in euren Bannkreis zu ziehen. Er aber hat sich die Stärke seines Herzens und Leibes und die Klarheit seiner Sinne zunutze gemacht, um eure Fesseln zu sprengen."

„Weil ihn Heiligkeit von Gott und dem Glauben zum Weib und zum Unglauben führte. Und so steht es auch um Sie."

Pater Viktor richtete sich unter dieser Beschimpfung stolz auf, und Röthe färbte seine Wangen. „Sie irren, Pater Hüllmann; dem Weibe und der Sünde in die Arme treiben wollten Sie mich im Namen der Gottheit. Ich aber entfliehe im Namen der Menschheit dem Verbrechen gegen das sechste Gebot, das da lautet: Du sollst keusch sein, wo du liebst, so keusch, daß du nur dem Gotte in deinem Herzen, nicht aber dem Willen der Menschen gehorchst in deiner Liebe. Und du treibst Unkeuschheit, wenn dir die Liebe nicht Zweck ist, sondern anderen ein Mittel. – Das zu sagen, fühle ich mich verpflichtet, da Sie und Ihresgleichen, die so viel von der Heiligkeit der Gottesliebe sprechen, nicht zu wissen scheinen, wie heilig Menschenliebe ist. Mich aber führte nicht die Liebe zu dieser Erkenntnis, sondern die Erkenntnis selbst kam mir und führte mich zur Liebe, zu einer Liebe, die rein und stark genug ist, um zu entsagen."

Der Provinzial wußte nun, was er wissen wollte. Die unverhüllte Anklage, die er dem jungen Priester zugeschleudert, hatte diesem das Geständnis über die Lippen gepeitscht, daß nicht das Herz, sondern das Hirn aus seinem abtrünnigen Entschlusse sprach. Der Wurm des Zweifels war also doch ins Hirn gestiegen und hatte dort verheerend gehaust. Das war es, was der Provinzial

bei diesem Bruder befürchtet hatte; schon vor Monaten hatte er es seinem Freunde Antonius gesagt. So war also noch stärker als die Frau, die das Herz Viktor Kolbergs hätte in Fesseln schlagen und hiedurch ihn unschädlich machen können, — so war also noch stärker als sie der Mann gewesen, der über das Hirn des Bruders Macht gewann mit giftigen, gottfremden Worten! Dann kein Wort mehr über die Liebe, wohl aber über den Glauben!

„Viktor Kolberg, Sie wagen Häresie zu treiben, wagen die Gebote Gottes des Herrn zu deuten?“

„Das ist das Recht jedes Menschen, Pater Hüllmann; denn jeder hat seinen Gott.“

„Und wagen sich an das Dogma, daß es nur einen Gott gibt, heran? Wissen Sie auch, welch eine Strafe Ihnen dafür bevorsteht, Lasterer und Leugner? Wissen Sie auch, daß Gott, der sich selbst die Macht vorbehalten hat, in Ewigkeiten zu richten und zu verdammen, uns, seinen Jüngern und Stellvertretern, die Macht verlieh, in Zeitlichkeit zu richten, in Zeitlichkeit zu strafen?“

„Das hat er nicht. Christus hat seinen Jüngern nur das gnadenreiche Amt hinterlassen, die Menschen, die sich gläubig an sie wenden, zu trösten und ihnen Lösung und Verzeihung von Gottes Gnade zu verheißten; aber er hat seinen Jüngern nicht die Macht hinterlassen zu binden und zu strafen.“

„Und das sagen Sie, ein Priester, ein Geweihter, der selbst schon Bußen auferlegte? Das sagen Sie, ein Jünger Jesu?“

„Ich bin's nicht mehr. Ich bin ein Jünger Christi, kein Jünger Jesu mehr. Und Christus ist nicht gleichbedeutend mit Jesus.“

Unter dieser ungeheuerlichen Lästerung fuhr selbst Pater Hüllmann zusammen, verlor einen Augenblick lang die Macht über sich und erbleichte tief. Seine Augen erweiterten sich drohend; er hob die Hand, als wollte er sie, zur Faust geballt, auf das Haupt des jungen Priesters sinken lassen und diesen zermalmen. „Anathema,“ zischte er. „Ich werde dich der irdischen Strafe zuführen, Viktor Kolberg, und verfluche dich in Zeit und Ewigkeit im Namen Jesu, des Herrn, den du verleugnest.“

Pater Viktor zuckte nicht. „Vor Ihrer Drohung und vor diesem Fluche bangt mir nicht. Denn der Name Jesus ist für mich ein leerer Schall geworden, den ihr im Munde führt, um ein heiligendes Deckschild zu finden für eure blut- und herzensleere Schemenhaftigkeit, für eure Maskenhaftigkeit voll Güte, hinter der an Menschlichkeit nur das menschlich Böse steckt. Der Name Jesus ist ein leerer Schall geworden, und dazu habt ihr ihn gemacht, ihr Jünger Jesu, wie ihr euch nennt. Ihr habt ihn aufgerichtet,

wie die Pharisäer das Kreuz auf Golgatha aufrichten ließen, an das sie Christus schlugen. Zum Sinnbild dieses Kreuzes, an das der Erlöser geschlagen wurde und an dem er litt, habt ihr den Namen Jesus gemacht, zum Inbegriff aller Qualen, die Christus litt, als er an diesem Kreuze hing, und die ihr der Menschheit als das Heil ihrer Seelen vorgaukeln wollt, zum Inbegriff des Dunkels, das die Welt erfüllte, da Himmel und Erde um den Erlöser trauerten. Ich aber suche Christus nicht am Kreuze; ich suche ihn so, wie er, ehe er in die Hände der Schergen fiel, ehe Judas ihn verriet, auf Erden wandelte. Auf Erden wandelte er; unter den Menschen ging er tröstend, heilend, verzeihend, gütig und liebevoll, nicht aber strafend, unbarmherzig, verwundend und verdammend; er wandelte nicht im Dunkel hienieden, sondern im vollen, klaren Lichte des Tages. Und die Sonne, die segnende, leuchtende, befruchtende Sonne bestrahlte sein Haupt, da er dahinschritt. Und in ihr suche ich Christus, den Erlöser; sie war und ist sein Symbol, nicht aber das harte, schwere Kreuz der Qualen, nicht aber die sonnenverschlingende Nacht des Todes."

Pater Viktor schwieg; die kalte Ruhe war von ihm gewichen; heiße, zitternde Erregung hatte sich seiner bemächtigt, während er sprach. Sein Antlitz glühte, seine Augen leuchteten, seine Brust wogte.

Im Gegensatze zu ihm stand der Provinzial in voller Selbstbeherrschung und steinerner Ruhe da. Die Arme hielt er wieder über der Brust verschränkt. „Viktor Kolberg,“ sagte er, „ich lege nunmehr das Gericht über Sie aus meiner Hand in die Hand des Höchsten; doch meine Hand wird es sein, die Sie seiner Strafe und Rache zuführt.“

„Ich verstehe, Pater Hüllmann,“ kam es in festem, entschlossen kaltem Tone von den Lippen des jungen Priesters, der seine Ruhe wieder zurückgewonnen hatte. „Ich verstehe völlig, was diese Worte an Drohung bergen. Aber so gewiß wie ich hier vor Ihnen stehe in diesem Augenblicke, so gewiß werde ich, sobald es mir beliebt, die Schwelle dieses Hauses für immer überschreiten.“

„Sie täuschen sich, Viktor Kolberg. Das werden Sie nicht, wenn nicht ich es gestatte.“

„Gut, Pater Hüllmann. So werden Sie es eben gestatten.“

Der Provinzial lachte höhnisch auf. „Und dazu wollen Sie mich wohl zwingen?“

„Ja, das werde ich. Unten vor dem Hause wartet ein Wagen auf mich. Und wenn ich in zehn Minuten noch nicht unten stehe, dann wird die heilige Unverletzlichkeit einer Priesterburg mit Verließen zum Wahn, weil ein Mann, der gut und mächtig ist, dieser

Unverletzlichkeit spottet und sie zerbricht. Wollen Sie den Sturm wagen, Pater Hüllmann? Hier, wie ich vor Ihnen stehe, innerhalb dieser Mauern, bin ich zur Stunde bereits so frei, als stände ich mitten im Leben da draußen, in das ich nun eintreten werde. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

Ohne Gruß wandte er sich und schritt der Türe zu. Das Antlitz des Provinzials war völlig entstellt, seine Hände zitterten. Er duckte seine hohe Gestalt wie ein Raubtier, das sich zum Sprunge duckt. Es war, als wollte er dem anderen an die Gurgel fahren, ihn erwürgen, als wollte er ihn mit einem Schlage der Fäuste für immer niederstrecken. Aber nochmals bezwang er sich, richtete sich wieder hoch auf und ließ den anderen unbehellig das Schloß der Türe ergreifen und das Zimmer verlassen. Und regungslos blieb er noch eine Weile stehen und horchte. Er hörte, wie das Tor des Jesuitenhauses geöffnet und wieder geschlossen wurde, hörte, wie ein Wagen davonrollte. Da lachte er krampfhaft wild auf; seine Augen und seine Hände suchten im Raume einen Gegenstand, an dem er sich für die Ohnmacht seiner maßlosen Wut rächen konnte. Und da fanden sie auf einem Tische ein kleines Holzkruzifix, das im nächsten Augenblicke zertrümmert mit seinen Splintern den Boden des Zimmers füllte.

Ausflug.

Am 16. Juli 1903 hielt vor dem Westfriedhofe der Residenzstadt eine Equipage. Der Diener, der vom Bock sprang, war einem noch jungen Manne mit Kneifer und blondem Spitzbarte beim Aussteigen behilflich. Der junge Mann wandte sich dann wieder dem Wagen zu und half nun seinerseits einem zweiten Herrn, wobei ihn der Diener unterstützte. Es schien ein müßames Werk, diesen zweiten Herrn aus dem Wagen zu schaffen; nur langsam ging es von statten. Endlich stand neben dem jungen Manne ein alter Herr, der sich schwerfällig einhängte und mit der anderen Hand auf einen starken Stock stützte. Gleich seinem jüngeren Begleiter trug er Trauerkleidung. Seine Hautfarbe zeigte ein stumpfes Rötlichbraun, seine Augen blickten ausdruckslos. Die Hände waren ständig in zitternder Bewegung.

Der Diener blieb mit dem Hute in der Hand stehen und sah den jüngeren Herrn fragend an.

Dieser wandte sich dem anderen zu, der sich auf ihn stützte.

„Wollen wir nicht doch lieber bis zu der Stätte fahren?“ fragte er mit absichtlich verstärkter Stimme.

Der Gefragte schüttelte das Haupt. „Gehen. Gehen. Sonnenschein,“ sagte er lallend.

In der That schien die Sonne strahlend, und Feuer fiel vom reinblauen Himmel. Die Erde dampfte und glühte, und in blendender, stechender Weiße standen die steinernen Kreuze und Gedenkzeichen des Todes, dem hier Tempel errichtet und Grüste gegraben waren.

Die beiden Herren schritten schweigend durch Gräberreihen und Alleen dahin, langsam, langsam; denn der trotz versengender Sonnentüffe fröstelnde und zitternde alte Mann hob mühsam die Füße und tastete Schritt um Schritt erst mit dem Stocke.

Endlich erreichten sie eine Grabstatt, die schönste, die den Friedhof zierte. Das war kein Tempel, das war ein Mausoleum, ein Palast, aus kostbarem Gestein erbaut.

Der Sakai, der hinter den Herren einherschritt, übergab den großen Kranz, den er trug, dem neben ihm schreitenden Friedhofsdieners, der einen zweiten Kranz über die Schulter gehängt hatte, und trat vor. Er half dem jüngeren Herrn nun, den alten Mann die breiten Marmorstufen hinaufzutragen, die zum Tore des Totenpalastes emporführten. Von ersterem nahm er einen Schlüssel in Empfang, sperrte das kostbare, aus edlem Gestein gefertigte und mit kunstvollen Reliefs gezierte Portal auf und trug endlich mit dem Friedhofsdieners die Kränze in das Innere des Heiligtums. Dann entfernten sich die Bediensteten, und die beiden Herren standen allein in dem Bau, den sie der Toten errichtet hatten, der Toten, die ihres Lebens Inhalt gewesen.

Der alte Herr verschmähte jetzt den Arm seines Begleiters. „Allein. Allein,“ stammelte er und schleppte sich unter unendlichen Mühen bis in die Mitte des gewölbten Raumes. Dort war ein silberverzierter Marmor Sarkophag zu erblicken, auf dessen Rand sich der alte Mann ächzend niederließ. Der andere fiel auf die Kniee, legte das Antlitz auf die Plattform und verharrte lange schweigend. Dann durchhallte ein schluchzender Laut herzbrechenden Wehs den Raum. Da fuhr der alte Mann zusammen, und aus seinen Augen traf plötzlich ein beleidigter, fast haßerfüllter Blick den anderen. Er berührte diesen mit dem Stocke an der Schulter, und als der Aufgeschreckte emporblickte, lallte er: „Allein. Allein sein. Ganz allein.“ Sein Begleiter erhob sich, nickte schmerzlich und verließ den Raum.

Gebendet schloß er die Augen, als er vor dem Tore stand. Wie unerbittlich goldig diese Sonne leuchtete! Wie ihre Helle und ihre Glut schmerzten! Daß sie sich nicht verbarg, da Dunkel und Trauer die Welt beherrschten!

Der Mann stöhnte tief auf und stieg die Stufen hinab. In gedankenlosem Schmerze, ohne um sich zu blicken, schritt er vor dem Marmorbaue auf und nieder.

Da schlug aus nächster Nähe eine Stimme an sein Ohr. „Rüttinger!“

Erschrocken fuhr er zusammen und blickte auf. Vor ihm stand eine dunkel gekleidete, schöne Frau mit großen, blauen Märchenaugen, in denen es jetzt feucht schimmerte.

Er zog den Hut und reichte ihr die Hand. „Guten Tag, gnädige Frau.“

„Ich komme zu meiner armen Maja, Rüttinger. Ich mußte, daß ich Sie heute hier finde. Aber wo ist er, der Vater?“

Rüttinger deutete wortlos auf Majas letzte Ruhestatt.

„Und noch nicht besser?“ fragte die Dame mit gepreßter Stimme.

„Von den Folgen des Schlaganfalles hat er sich etwas erholt, wenngleich nicht viel. Besser wird's nicht mehr werden. Und Geistesklarheit wird er wohl nie mehr zurückgewinnen.“

„Nie mehr, Rüttinger?“

„Nie mehr. Und das ist besser. Ich beneide ihn darum.“

Schweigend schritten sie eine Weile auf und ab.

„Ich habe schon heute früh einen Kranz vom Prinzen Albert und einen von mir gesandt. Ich möchte jetzt zu ihr.“

„Nein, gnädige Frau, bitte, jetzt nicht! Er hat mich auch hinausgewiesen. Er möchte immer allein sein mit ihr, von der allein er noch weiß. Kommen Sie, wenn Sie ein wenig warten wollen! Gehen wir im Schatten auf und nieder! Hier ist es zu heiß, zu licht.“

Sie folgte dem Voranschreitenden in eine schattige Seitenallee.

„Wie kommt es, daß Sie noch hier sind, gnädige Frau?“ fragte Rüttinger nach einer Weile.

„Morgen reise ich ab. Gestern erst war Schulschluß. Bubi besucht jetzt eine öffentliche Schule.“

„So, so,“ sagte Rüttinger zerstreut und fügte dann hinzu: „Ich vergesse, wie die Welt und die Menschen aussehen und wie man eigentlich lebt.“

„Das ist unrecht,“ sagte Regine. „Sie sollten sich nicht wie der arme Herr Kommerzialrat lebendig begraben mit ihm. Sie lassen beide keinen Menschen vor, fliehen alles und alle. Er ist alt; aber Sie sind noch jung.“

„Ja, gnädige Frau, mir wäre es auch lieber, ich wäre körperlich oder wenigstens geistig gestorben. Aber bei lebendigem Leibe

und wachem Geiste ein totes Herz mit sich schleppen, – das ist furchtbar, ist schlimmer als alles. Übrigens bin ich ebenso alt wie der Kommerzialrat. Heute vor einem Jahr sind wir beide gestorben.“

Regines Augen füllten sich mit heißen Tränen. Sie wagte nicht zu sprechen, weil sie fühlte, daß sie in fassungsloses Schluchzen ausbrechen würde.

Nach geraumer Zeit nahm Rüttinger wieder das Wort. „Aber ich bin wohl sehr unhöflich, gnädige Frau. Verzeihen Sie mir! Ich bin nicht mehr gewohnt, mit Menschen zu sprechen und daran zu denken, daß es noch anderes auf Erden gibt als Tote. Wie geht es Ihrem Sohne?“

„Danke. Sehr gut.“

„Und Seiner königlichen Hoheit?“

„Auch. Danke.“

Rüttinger schien angestrengt nachzudenken. Dann fragte er: „War da nicht oder ist nicht in Ihrem Hause ein junger Priester, den ich kannte?“

„Ja, er war in meinem Hause und war Priester, Jesuit. Jetzt bewirtschaftet er in Polen ein großes Gut des Grafen Bronowski und ist ein tüchtiger Landwirt geworden und hat dort oben Petroleumquellen erschlossen. Er arbeitet auch geistig. Vor wenigen Wochen erst war er hier und überbrachte dem Prinzen Albert sein erstes Werk.“

„So, so,“ meinte Rüttinger apathisch.

Aber im Bestreben, ihn von seinen todestraurigen Gedanken wenigstens einen Augenblick lang abzulenken, fuhr Frau von Sellborn zu sprechen fort. „Der Graf hat ihm das Gut vollständig zur Bewirtschaftung überlassen, und er ist unendlich tüchtig. Daß der Graf in Frankreich lebt, wissen Sie ja. Vor bald zwei Monaten hat er die Fürstin Irene von Hettingen geheiratet. Die beiden Menschen scheinen über alle Beschreibung glücklich, und, wie die Gräfin dieser Tage ihrem Vaten, dem Prinzen Albert, schrieb, hoffen sie, das kommende Jahr nicht mehr allein zu sein, sondern –“

Sie verstummte. Sie hatte in Rüttingers Antlitz geblickt und darin den Ausdruck namenlosen Leides gelesen.

Und da sagte der Mann mit weher Stimme: „Ein Kind.“

Frau von Sellborn bereute so sehr, vergessen zu haben, daß gerade das, was sie da erzählte, die Seele dieses Mannes am tiefsten aufwühlte, den Schmerz am wildesten auspeitschen mußte. Prinz Albert und sie ahnten, wußten ja, warum Maja Karmetter gestorben war.

„Rüttinger,“ sagte sie leise, tränengepreßt.

Er wandte ihr groß die Augen zu und nickte. „Sie wissen wohl, warum,“ sagte er.

„Ich weiß.“

Da faßte Rüttinger mit jähem Entschluß ihr Handgelenk und zog sie mit sich in eine ganz abseits gelegene, offene Gräberhalle. „Hören Sie,“ stieß er leise hervor, „Sie waren ihre Freundin, Sie wissen um vieles. Ein Mal muß ich es einem Menschen, einem Menschen, der ein wenig nur mit mir zu fühlen vermag, anvertrauen. Ein Mal im Leben muß ich sprechen, muß ich mir das Herz erleichtern. Hören Sie! Zwei Tage, ehe wir nach Genf reisten, sagte sie mir im geheimen: „Ich will ihm kein Kind gebären.“ Ich verstand: sie würde sich töten, sobald sie kommender Mutterschaft sicher war. Und wir fuhren nach Genf. Können Sie sich meine Qual, mein Bangen denken, auch nur annähernd denken? Zitternd ging ich an ihrer Seite, jede ihrer Bewegungen als eine selbstmörderische beobachtend, befürchtend. Und sie sprach nie darüber, verbot mir zu sprechen, so oft ich davon begann, und ihrem Vater, der harmlos, glücklich war, durfte ich nichts verraten. Und sie war damals so übermütig heiter; wer nicht wußte, wie es um sie stand, mußte sie für das glücklichste aller Geschöpfe halten. Wie es kam, daß ich damals nicht wahnsinnig wurde, das ist mir rätselhaft. Mein Geist war im Gegenteil seltsam geschärft, fast seherisch klar. Damals auch kam mir der Gedanke einer großen Finanzoperation, die der Kommerzialrat unverzüglich in Angriff nahm, mich daran beteiligend, und die dann Millionen trug, uns trug, ihm und mir, als wir schon tot waren, als er nicht mehr Leiter der Bank war und keine Vernunft und kein Kind mehr hatte und ich ein lebendig Toter geworden war. Und nun – was soll ich Ihnen mehr sagen noch? Und – und eines Tages – nun, eines Tages – da – nun, da brachte man aus dem See eine Leiche.“

Er schwieg; Regine weinte still vor sich hin.

„Den glücklicheren Vater,“ fuhr Rüttinger nach einer Weile fort, „traf damals, als er die Kunde empfing, der Schlag, und sein Geist umnachtete sich. Ich aber, der weitaus Unglücklichere, behielt Gesundheit und Verstand. Doch leben zu bleiben – das fiel mir schwer. Aber ich mußte ja aufrecht bleiben, da alles um mich zusammenbrach, mußte leben, weil meine Familie den Ernährer und der Vater der Toten eine Stütze brauchten. Jetzt sind meine Leute reich; sie brauchen mich nicht mehr. Wie lange der alte Mann noch lebt, weiß ich nicht. Vielleicht noch ein Jahr, vielleicht ein zweites, länger nicht. Dann bin ich frei und warte wieder auf einen sechzehnten Juli, um ganz frei zu werden, ganz

frei. Ich möchte gerne an ein Wiedersehen glauben — gleich nach dem Tode; aber ich glaube nur an ein Wiedersehen in anderer Gestalt auf Erden. Aber einmal, einmal, wie und wann und wo immer, werde ich sie wiederfinden."

Er schwieg; Regine versagten vor Erschütterung die Worte. Lange standen sie so neben einander.

Endlich raffte sich Rüttinger auf. „Kommen Sie, gnädige Frau," bat er. „Sehen wir nach, was ihr Vater macht! Ich will ihn jetzt heimführen."

Langsam schritten sie dem prunkenden Marmorhause zu. Schweigend stiegen sie die Stufen empor.

Da deutete Rüttinger auf das Portal. „Zwanzigtausend," sagte er bitter.

„Was, Rüttinger?" fragte Regine.

„Nichts, gnädige Frau. Zwanzigtausend Tränen."

Als sie das Innere des Totenhauses betraten, fanden sie den Kommerzialrat mit tief auf die Brust gesenktem Haupte zu Füßen des Sarkophages — schlafend.

Leise knieten Regine von Sellborn und Bernhard Rüttinger hin und weinten am Grabe Maja Karmetters.

Buchdruckerei Rotzsch, G. m. b. H., Rostock.

Merlin

Ein Epos von

Friedrich Werner van Desteren

Preis geheftet Mark 3.—; gebunden Mark 4.—

Aus den Besprechungen

Bohemia: Dieses merkwürdige, fast monumental große Epos ist ein Stück Menschheitsgeschichte, das, an der Wende der Zeiten aufgerichtet, weit zurück und in die Zukunft weist, das, aus einer überstarken, subjektiven Empfindung hervorgequollen, eine typisch-objektive Gestalt annahm, in der Tausende ihr innerstes Leben wieder finden werden. Weit weniger für den Wechsel des Geschmacks, an den uns das Wort „modern“ immer zu denken verpflichtet, als für die edle Überlieferung der Geister, die im Flutenspiel von Farben und Formen nicht untergeht, scheint mir diese merkwürdige Dichtung ein erfreuliches, ja erhebendes Zeugnis zu geben. Sie wäre vor hundert Jahren wie heute begrüßt worden, und ich wage die Behauptung: sie wird trotz einiger kleiner äußeren Mängel, auf die nur ein „Merker“ Gewicht legen könnte, in fernen Tagen verstanden und genossen werden. (Inhalt.) Merkwürdig, ja vielfach bewundernswert ist der überquellende Reichtum in der Ausgestaltung der phantastischen Bilder, das Sprachgewaltige in der Darstellung der elementaren Wunder, der Wechsel des Stimmungsreizes, der sich den verschiedenartigsten Erscheinungen und Empfindungen anschmiegt. Es ist ein Klingen und Rauschen der Reime, ein Wallen und Wogen der Rhythmen, eine im Banne des plastischen Wortes gehaltene Klangfreudigkeit, die durch Tausende von Versen hindurch den Zauber nicht erlahmen läßt. Oft stört ein gewisses Zuviel; aber nicht mehr, als wenn man sich durch die Hecken eines verwilderten Parks den Weg bahnt und beim Abwehren des allzu üppigen Gerankes sich doch des Gefühls der holden Naturfülle nicht ent schlagen kann. Die Reimspiele sind mitunter künstlich, niemals gekünstelt; der bevorzugte vierfüßige Jambus gemahnt in der knappen Schwere des Wortes und in der eigentümlichen Ansetzung der Sätze, die fast

zu stark zu lasten droht und doch immer wieder durch den Schwung ins Gleichgewicht gebracht wird, lebhaft an Venau; aber das ist zuletzt nur eine Farbe von vielen, eine Tonart im Reichtum der stimmungsvollen Sätze, ein innerlich verarbeitetes Element der außerordentlich begabten Natur. Was der junge Dichter sieht und darstellt, ist unverkennbar sein Eigenstes und das ist vielfach so großzügig, so bedeutend, so phantasiekräftig, daß man es als eine wirkliche Bereicherung der poetischen Literatur bezeichnen muß. Es wird auch als solche erkannt werden, so schwer einem Werke dieser Art der Weg in das hastige, nüchterne, geschäftige und flüchtige moderne Leben gemacht ist. Wenn die Rezitatoren, vielleicht die einzigen Vorkämpfer der epischen Dichtungen in unseren Tagen erst erkannt haben, was da zu holen ist, werden die Rhapsodien von Dostöeren heimisch auf allen Konzertpodien werden. Welche Wirkung müßte von dem eingefügten tragischen Jddyl „Ginebra und Lancelot“ ausgehen, wenn der Klangzauber durch eine weiche Stimme lebendig würde! Wie müßte bei einer kraftvollen Wiedergabe die letzte furchtbare Wanderung der Gralsritter wirken, durch deren phantastische Wunderlichkeit eine so merkwürdig scharfe Beobachtung der heroischen Kämpfe mit den Elementen hindurchleuchtet! Ich mußte bei dieser Partie des Buches immerwährend an den Rückzug Napoleons aus Rußland denken — ein Beweis, wie hier echt poetisch — durch das Wunder die verdichtete Realität hindurch wirkt.

Professor Klaar.

Das literarische Echo: Eine Darstellung von dichterischer Kraft und Lebendigkeit. Recht deutlich zu fühlen: aus dem Erleben herausgeschaffen, voller Phantasie und üppiger Bildlichkeit, warm empfunden, lyrisch schwungvoll, in reicher, schöner Sprache. Ein Werk eines echten Dichters, eines ganzen Künstlers. (Inhalts-Angabe.) In dem Merlin Dostöerens geht uns ein Bild der Menschheit auf — als ein Glaube, als allen Werdens heilige, geheiligte Gewißheit. Das Philosophische konnte hier nur angedeutet werden. Des Dichterischen ist darüber nicht zu vergessen. Dies ist in jedem Kapitel von gleicher Höhe und Kraft. Merlins Höllenwanderung bleibt trotz der Stoffverwandtschaft der Ausdruck einer dantischen Phantasie. Ihr lyrischer Gegensatz ist Lancelots Tod — die Wanderung durch die Ode, Merlins Meerfahrt, Merlins Thron — was ich auch herausgreifen mag, es ist groß geschaut, durchlebt, lebendig, frisch mit satter Kunst dargestellt. Friedrich Werner van Dostöeren ist ein Dichter!

Wilhelm Holzamer.

Tägliche Rundschau: Das Epos „Merlin“ gehört zu jenen tiefdurchdachten, tiefempfundenen Werken, in deren ergreifenden

Schilderungen von Leid und Lust jeder Leser Anklänge an die eigenen Seelenkämpfe und Triumphe findet. Wir hoffen und fürchten mit Merlin, wir suchen mit ihm in die Geheimnisse des Weltalls einzudringen und durchwandern mit ihm die Schrecken der Erde bis zur Selbstbefreiung von allen törichten, ins ungemessene gesteigerten Wünschen. Dem Sagenkreis des König Artus entnommen, hat die Gestalt des Propheten und Zauberers Merlin seit dem Werk des Anglonormannen Robert de Boron (um das Jahr 1200) die mystisch veranlagten Dichter immer angezogen. In dem vom Teufel mit einer Jungfrau gezeugten Kind Merlin wurde dem christlichen Erlösungsmysterium seit alters der Traum irdischen Glücks entgegengestellt; Desteren bildet aus seinem Helden trotz der mittelalterlichen Gewandung einen durchaus modern empfindenden Menschen, dessen Geliebte Viviane — ein Symbol der rettenden, beglückenden Kunst — das Teuflische in seiner Seele endlich überwindet. Das Epos schließt an die Werke der Romantiker an, Märchenzauber liegt darüber, und in den form-schönen Versen träumt ein Hauch jener Philosophie Schellings, die in der Natur ein Gedicht sah, „das in geheimer, wunderbarer Schrift verschlossen liegt“. Ein echter Dichter, der seinen Wald, seine Berge und seine Täler liebt, spricht mit begeisterter, schönheitsgetragener Sprache zu uns. Desteren ist dem Romantiker Novalis geistesverwandt. Was dieser einst in den „Fragmenten“ über derartige Dichtungen niederschrieb, hat heute die beste Geltung für Merlin: „Der mystische Ausdruck ist ein Gedankenreiz mehr. Alle Wahrheit ist uralte. Der Reiz der Neuheit liegt nur in den Variationen des Ausdrucks.“

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Neues Wiener Tagblatt: Ein romantisch-religiöses Epos in unseren Tagen? In der Epoche der schonungslosen Wahrheitsfanatiker, welche alles Poetische in seine Atome zerfasern oder in zerrissene Stimmungsbilder zerflattern lassen! Ein Gedicht, das so und so viel Gesänge hindurch einem tiefinnigen Gedanken wie ein großer Bau einer abschließenden Kuppel, zustrebt! Ein Gedicht, das im Kolorit an die lodernde Farbenglut Hamerlings gemahnt, in der Gedankenführung an die Symbolik von Jordans „Demiurgos“ erinnert und anderseits in einer grandios erfundenen Schilderung der Hölle den Leser unbewußt zwingt, an keinen Geringeren als an Dante — wenigstens zu denken. . . .

Wir dürfen uns ersparen, der Merlin-Sage etwa kritisch oder historisch an den Leib zu rücken, sie in ihre Urgestalt ins elfte und fünfzehnte Jahrhundert zurückzuverfolgen und sie dann auf ihren Wanderungen bei Schlegel, Immermann, Tennyson, Lipiner u. zu geleiten. Der Verfasser hat es uns in diesem Punkte sehr leicht gemacht: er hat bis auf einige Motive, die gewissermaßen das Gerippe der Sage abgeben und sich schon bei

Zimmermann vorfinden, vollständig frei erfunden und den Stoff nach ureigenster Invention gestaltet.

Das ganze Epos mit all seiner flutenden und wogenden Gestaltenfülle ist nichts als ein Hohes Lied auf die Unendlichkeit der Materie. Und doch ist der Dichter gewiß nicht vom abstrakten Gedanken ausgegangen, um etwa für ihn ein passendes poetisches Gewand zu finden, sondern wie seinem großen Vorbilde Dante, als er die „Göttliche Komödie“ schrieb, die Summe der zeitgenössischen Spekulation unbewußt mit in die Darstellung hineinsloß, so hat auch dem Verfasser gewiß das ganz abstraktes und rein künstlerisch erfaßte Motiv von Merlin und Viviane ganz plötzlich sich fähig erwiesen, für die Idee, die sein philosophisches Bekenntnis ist, zur Hülle zu dienen, ohne doch an ihrem primären künstlerischen Wert etwas einzubüßen. Daß in diesem unbewußten Ineinanderfließen von Idee und Form ein gut Stück Genialität liegt, wer wollte, wenn er die Geschichte des menschlichen Geistes liest, dies zu leugnen vermögen?

Angeichts dieses tiefen Gedankengehalts verschlägt es wenig, daß der Verfasser noch sichtbar mit dem Stoffe, der ihm offenbar aus einem überschäumenden Füllhorn zufließt, zu ringen scheint, und daß er noch nicht ganz die knapp haltende Selbstzucht und Selbstbeschränkung gegen sich zu üben weiß. Noch weilt er gern unermüdlich bei seinen Lieblingsmotiven und läßt sie gern im Glanze seiner Sprachpracht unter Kaskaden von Antithesen gleißen und glibern: auch sonst verschwimmt oft manches in kühnen allegorischen Visionen, die der plastischen Anschaulichkeit ermangeln; aber über diesen in dem jugendlichen Schaffenseifer des Verfassers gelegenen Mängeln leuchtet eine mächtige Begabung, die in kolossalen, Himmel und Erde umspannenden Bildern schwelgt.

Bewunderungswürdig ist anderseits auf der Palette des Dichters das friedliche Nebeneinander zart abgetönter Empfindungsfarben neben dem glühendsten Kolorit rasender Affekte, ein merkwürdiger Reichtum an Reimen und eine merkwürdige Gabe, mit den Mitteln der sprachlichen Musik das Verschmelzen von Naturbildern und Seelenstimmungen zu veranschaulichen. Er ist — kurz gesagt — ein Dichter, und das ist das Höchste, was man in der Zeit des versiegenden Könnens jemand nachrühmen kann.

Der Scherer: Jedes Geschlecht muß die ewig alten Menschheitsfragen aufs neue für sich lösen und jede Zeit findet auch ihren Dichter, der diese Antwort groß geschaut und tief gedacht, zu einem Kunstwerk zu gestalten sucht. Als ich Dostojews Epos zur Hand nahm, hatte ich nicht erwartet, daß unser uralter und wieder neu erwachter Glaube hier einen Verfünder gefunden, der an erhabener Ruhe wie grandioser Gewalt dem mächtigen Gedankeninhalt würdiger Bildner sei. Aber Kräfte höchster und

reinsten Künstlerschaft zeigt der Dichter des Merlin. Es ist die ruhelos nach immer neuer Befriedigung und Lösung der Rätsel strebende Menschenseele, die in der Verkörperung Merlins umsonst bei Gott und Satan die Weltversöhnung und Lebensseinheit sucht, die, irrend und gepeinigt von den himmlischen und höllischen Gewalten, verschmachtet und sich selbst verflucht, bis sie im „Reich der Nimmertoten“, im altgermanischen Glauben der ewigen Wiederkehr, Frieden und Einklang findet und sich von Himmel- und Höllenwahn befreit, Lebens- und Seins-Vertrauen dem Erdenglauben zuwendet.

„Erfassen kann ich nun, was du verkündet,
Erfassen, daß kein Untergang uns droht,
Da mit dem Leben sich der Tod verbündet,
Ist ‚Wiederkehr‘ der Welten Allgebot.“

Aber nicht nur um dieser beseligenden Lehre der Todbefreiung willen ist das Epos, dessen wohl lautvolle, prächtig fließende Reime gefangen nehmen, ein Ereignis, es ist es noch mehr in der glutvollen Kraft und anschaulichen Gewalt seiner Bilder, die uns zu Gottes Thron und in Satans Reich führen, alle Wunder und Schrecken bestrickender Naturschilderungen bieten und in der Zauberzene Klingsors wie im Idyll des Liebessterbens Ginebras und Lancelots höchste Meisterschaft erreichen.

Deutlicher ist ein machtvoller und berückender Verkünder der neuen Wahrheiten.

Walpach.

Die Wallfahrt

Eine Erzählung aus Galizien

von

Friedrich Werner van Desteren

Preis geheftet Mark 2.—; gebunden Mark 3.—

Aus den Besprechungen

Der Kunstwart: Desterens Buch gehört zu den besten ethnographischen Erzählungen unserer jüngeren Literatur.

Neues Wiener Tagblatt: Eine Geschichte aus Galizien, mit einer Kraft und Wucht der Schilderung erzählt, die uns im besten Sinne an Zola erinnern. Die Teilnehmer der Wallfahrt sind mit treffsicherer Anschaulichkeit charakterisiert und lebhaftig vor uns hingestellt, wie es nur ein ausgezeichneter Beobachter zu tun vermag; nirgends Schablone oder Füllwerk; Bild um Bild rollt sich in starken Farben vor uns ab, frisch aus dem Leben herausgeholt. Mit großer Einfachheit und Klarheit sind mannigfache Menschenchicksale ineinander verwoben, aus denen sich mit starker Tragik eine Einzelgestalt löst. Die Sprache ist koncis, der Satzbau gedrungen und fest, wir möchten sagen: gehämmert. Es scheint, daß der Autor hier das eigentliche Feld seiner großen Begabung gefunden hat in dem Gebiete eines kraftvollen Realismus.

Bohemia: Ich bedenke mich keinen Augenblick, dieses Buch als das beste, das Desteren bisher geschrieben hat, zu erklären. Es ist ganz wunderbar, mit welcher epischen Ruhe der Dichter zu erzählen versteht. Keine Nervosität, keine Sucht nach unerhörten und wenig glaubhaften Psychologismen, keine Unruhe, kein Haschen nach Effekten. Schwerfällig und ein wenig stumpf geht diese Wallfahrt zum wunder-tätigen Muttergottesbilde nach Krecow. Man betet, opfert, erlebt einige sonderbare und viele ganz gewöhnliche Dinge und

geht wieder den weiten und öden Weg über die galizische Ebene nach Haus. Nur in großen Zügen zeichnet Dostojewski die Menschen dieses Pilgerzuges, und doch sehen wir in diesem kleinen Ausschnitt einer Pilgerfahrt von drei ein halb Tagen ihr ganzes Leben. Es ist das Leben der galizischen Bauern, die unter dem Druck eines dumpfen, asiatischen Aberglaubens stehen, die vor allen Autoritäten des Staates, der Kirche und der Gesellschaft zusammenknicken, Menschen, die an den Ketten einer jahrhundertelangen Knechtschaft schleppen. Das ist das Gemeinsame der frommen Pilger, aus dem Dostojewski ihre Besonderheiten an Bosheit, Trunksucht, Fanatismus und Sinnlichkeit heraushebt. Die Einsamkeit der großen Ebene isoliert auch diese Menschen. Die Trauer der traurigen Landschaft beherrscht auch ihre Seelen. Die Leute sind am besten allein. Sie haben noch alle rauhen Instinkte der Naturmenschen, kaum ein wenig von einem oberflächlichen Kulturfirnis überdeckt. Schon das Zusammenleben im Dorfe tut in seiner Enge nicht gut. Noch schlimmer aber wird es auf dieser Wallfahrt, auf der sie tagelang in engster Berührung stehen müssen. Da brechen alle Brutalitäten, die grausame Lust am Schaden anderer, die rücksichtsloseste Roheit der Eigensucht hervor. — Dostojewski's Meister sind Ferdinand v. Saar und die Ebner-Eschenbach. Aber sie meistern ihn nicht. Seine Kunst hat Reife und Ruhe und den leisen Hauch von müder Trauer, der die besten Werke der großen österreichischen Novellisten verhüllt. —

Dr. Karl Hans Strobl.

Neue Hamburger Zeitung: Der Inhalt der Erzählung wäre ein grandioser Stoff für ein großes Wandgemälde: Eine Schar von Wallfahrern zu einem Orte des „Wunders“ pilgernd, und aus dem Haufen scharf sich abhebend die einzelnen Typen, in deren Haltung und Gebärden gleich die Gründe für die Wallfahrt angedeutet sein müßten; also etwa: das Heimliche Wallfahrerpaar, ein paar Liebesleute, die fern von der Heimat ungestörter sind, einige spekulative Gemüter, die sich von der Sache ein Geschäft erhoffen, dazwischen wieder Fanatiker des Glaubens, darauf Schmarotzer und Neugierige u. a. Dieses Gemälde könnte ähnlich wie die „Jagd nach dem Glück“ ein Bild der Leidenschaften überhaupt werden. Was also Dostojewski „Wallfahrt“ schildert und will, ist damit kurz angedeutet, auch, daß die Satire auf das „Wunder“ und die „Gläubigen“ überwiegt. Man kann die Einzelschicksale der Wallfahrer klar und leicht verfolgen, sowohl dort, wo die Linien nebeneinander herlaufen, als da, wo sie sich verschlingen. Alles in allem: „Die Wallfahrt“ ist ein nach jeder Richtung hin gelungenes Werk von künstlerischem Werte.

Ich kann mich nicht erinnern, daß die Idee schon vorher von einem Dichter so scharf erfaßt und durchgeführt wäre.

Deutsche Zeitung: Die Wallfahrt, für die man kein andres Attribut finden kann als meisterhaft. (Inhalt.) Das Buch hinterläßt einen tiefen künstlerischen und somit befreienden Eindruck. Das macht, daß der Dichter ganz und gar über seinem Stoffe steht, daß er nicht den leisesten tendenziösen Zug in sein Werk hineingetragen hat, sondern mit genialer Sicherheit und Knappheit jeden Charakter vor uns hinstellt und die Handlung sich aus demselben entwickeln läßt.

Berliner Neueste Nachrichten: Die Erzählung ist aus einem Guß, hat das Kolorit des Landes, in dem sie gewachsen ist, zeigt die Charaktere in ungeschminkten Farben und mildert den scharfen Realismus durch einen köstlichen, verben Humor, der vor nichts zurückschreckt und dennoch nicht verlegt. Es ist nur ein Marsch von vierzehn Stunden, den wir mit der Prozession unternehmen, aber wie während dieser kurzen Wallfahrt unter kleinen und großen Schicksalen die Gesichter sich ändern, bis sie ihre wahren Züge zeigen, wie Tugend und Laster sich mit derselben Stimme am Gebet zur wundertätigen Jungfrau beteiligen und zum Schluß die so stramm und fromm ausgezogene Wallfahrt zeriprengt und als gemeine Erdenkinder zurückkehren, das ist mit eben so viel quellender Laune für das Groteske wie tiefer Empfindung für das Glaubensstarke geschildert. Nestören hat das Vertrauen zu sich und seiner Kunst. Er wird reifer werden und uns immer schönere Früchte zu bieten haben. Er gehört zu den Autoren, die nicht als Wunderkinder in die Welt springen, um später nur noch Enttäuschungen zu bereiten, er gehört zu den ruhigen, mutigen Bergsteigern, die den beschwerlichen Weg zum Gipfel ermessen, aber ohne umzublicken, Fuß vor Fuß setzen.

Deutsche Arbeit, Prag: Welch reiche Fülle von Beobachtungen bergen diese einzelnen Bilder, wie viel wahrgesehene Menschen und Situationen führt der Dichter an uns vorüber. Spröde und unergiebig scheint der Stoff, der dem Leben einer tiefstehenden Bevölkerung entnommen ist. Doch durch das „Temperament des Künstlers gesehen“ gewinnt er an Bedeutung. Alles, was der Dichter schildert, ist von ihm geschaut, nicht erdacht, und darum packt es. Der trostlose Sumpf, in dem diese von Vorurteilen gefesselten, der Ausbeutung anheimgefallenen Bauern in dumpfer Gleichgültigkeit dahinwaten, ist mit einer erschütternden Wahrheit gezeichnet, die das Alltägliche der Vorgänge vergeffen macht.

Nord und Süd: Der Dichter der wertvollen modernen Satiren „Wir“ versucht sich hier mit Glück auf einem neuen Gebiet. Wie Karl Emil Franzos in seinen trefflichen Skizzen „Aus Galizien“, so schildert er treu nach der Natur galizisches Land und Leben. Ein geringfügiger Vorwurf: die Wallfahrt armer polnischer Bauern und Bäuerinnen zu dem wundertätigen Marienbilde in Krechow gibt ihm Gelegenheit zu fein psychologischer Kleinmalerei. Er weiß, daß in der Kunst das Wie notwendig und das Was wichtig ist, und richtet sein Augenmerk sowohl auf die rechte Spannung der Fabel als auch auf die entsprechende Charakteristik der handelnden Personen. Den Schwerpunkt des Ganzen legt er auf eine Liebesgeschichte. Die Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung, seine scharfe Beobachtungs- und Gestaltungsgabe werden ihm gewiß auch als Erzähler Anerkennung und Erfolg verschaffen.

Magazin für Literatur: Welch eine Fülle von Charakteristik, von psychologischer Formmalerei umfassend. (Zusatz.) Dabei ist alles so wurzelecht, so ganz aus den Anschauungen des Volkes herausgeschrieben, dem die Wallfahrer angehören. Hoffentlich begegnen wir dem unter den jungen österreichischen Schriftstellern ohne Zweifel begabtesten Autor noch öfter auf dem Gebiete der epischen Prosa.





3 6655 00108274 1

PT 2629 .E67 C57 v. 2
Oesteren, Friedrich Werner
van, 1874-
Christus nicht Jesus

DATE DUE

PT 2629 .E67 C57 v. 2
Oesteren, Friedrich Werner
van, 1874-
Christus nicht Jesus

DATE DUE

BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708

